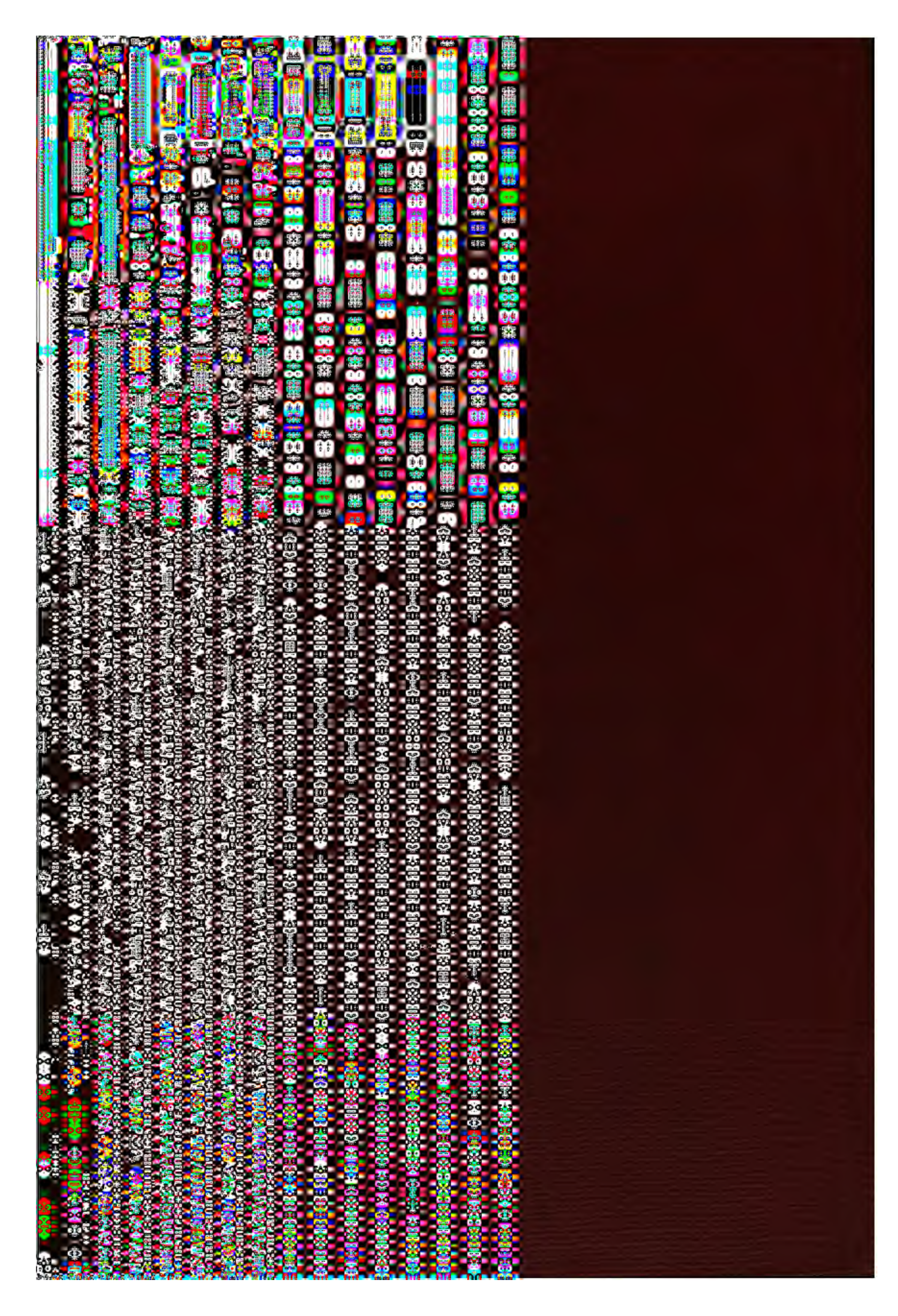








Gesammelte Werke

von

Jakob Philipp Fallmerayer

herausgegeben von

Georg Martin Thomas.

Dritter Band.

Kritische Versuche.

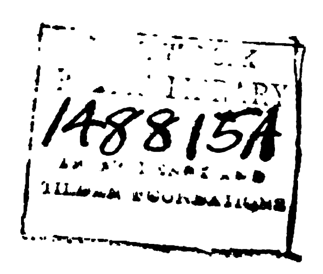
Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.

Kritische Versuche

von

Jakob Philipp Fallmerayer.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1861.



Inhalt.

Seite

Nachträgliche Verbesserungen:

Zum ersten Bande.

S. XXVII, Z. 4 lies: Cypern, Lycien, Rhodus;
S. XLI, Z. 7 ist *ν* in *κείνων* ausgesprungen.

Zum zweiten Bande.

S. 187, Z. 4 lies: homme millénaire.
S. 296, Z. 3 v. u. ist u in Zertrümmerung ausgesprungen.

Kritische Versuche.

K. Fr. Neumann: Russland und die Tscherkessen.

(1840.)

Wer über Jerusalem, Rußland und Cirkassien schreibt, braucht sich in unsern Tagen, besonders in Deutschland, kaum mehr zu entschuldigen. Man mag über diese Dinge sagen was und wie viel man will, Nachsicht, Dank und Sympathie der Leser sind für jede nur irgend genießbare Mittheilung voraus gesichert, wäre sie auch nicht so bündig und belehrend, wie die vorgenannte Schrift.

Herr Neumann, ohne Zweifel vom Standpunct strenger Wissenschaft und tüchtiger Schulgelahrtheit ausgehend, ist in diesem Puncte freilich etwas weniger duldsam und verwirft in Behandlung historischer Gegenstände, besonders in Länder- und Völkerkunde, alle Weitwendigkeit und Generalisation; er betrachtet vielmehr Monographien, wie die vorliegende, worin von Zeit zu Zeit der überall zerstreute Stoff gesammelt und kritisch gesichtet wird, als vorzügliches Bedürfniß und Verdienst unserer Zeit.

Publicum und Wissenschaft, fügt er nicht ohne beißende Nebenbeziehung bei, würden dadurch mehr gewinnen, als durch bändereiche Reiseberichte nach der neuesten Weise, worin die Verfasser nicht selten anstatt der Länder, die sie durchzogen, sich selbst beschreiben; worin sie statt der politischen und religiösen Einrichtungen, der Gesetze und Sitten fremder Völker, ihre eigenen frommen Gefühle und patriotischen Ansichten, ihre

witzigen Einfälle und geistreichen Plaudereien dem getäuschten Leser zum Besten geben.

Daß eine Monographie über Cirkassien Schuberts zwar vortrefflicher, aber schwärmerischer und stets mit dem „Einen" liebäugelnder Pilgerfahrt nach Bethlehem ebensowenig als dem aristokratischen Wanderbuche Semilasso's gleichen dürfe, gibt man gerne zu; und daß sich Hr. Neumann in seiner Abhandlung aller frommen Gefühle und witzigen Einfälle zu enthalten verspreche, will man auch nicht tadeln. Wissen möchte man aber, wie eine fruchtbare Monographie über Cirkassien überhaupt möglich sei.

Die kaukasischen Bergvölker haben ja, nach dem eigenen Geständniß des Verfassers, gar keine Geschichte und die dritthalbtausend Jahre ihres historischen Daseins sind, was inneres Staats- und Familienleben betrifft, so viel als vergessen oder waren niemals zur Kunde des Auslandes gelangt. Waffen haben die Cirkassier, schöne Körper und ungebändigten Freiheitssinn; das ist Alles, was man weiß.

Cirkassien ist ein Land ohne Hauptstadt und ohne Hof, ohne Buch und Gelehrtenstand, ohne Luxus und Schlüpfrigkeit, ohne Kunst und Mode; selbst Bau, Lage und Volkszahl sind in der Hauptsache unbekannt. Welchen Stoff bietet es nun für ein 152 Seiten langes, elegant gedrucktes Buch? Hat der Verfasser vielleicht das Land selbst besucht, oder wenigstens mit einem Fernrohr vom Verdeck eines Dampfschiffes, oder von Ghelendschiks Mauerwällen in die Bergtriften und Buxbaumwälder der Tscherkessen hinaufgesehen und dann, wie Marigny, three Voyages to the Coast of Circassia geschrieben? Auch dieses ist nicht der Fall.

Herr Neumann hat alles, was von den ältesten Zeiten her in Europa und Asien bis auf den heutigen Tag über das

Tscherkessenvolk aufgezeichnet wurde, mit Sorgfalt gesammelt, mit Schärfe geläutert, und nicht ohne merkbares Talent in eine handsame Form gebracht.

Preiswürdig wäre eine solche Arbeit zu jeder Zeit, in vorzüglichem Maße ein Gewinn ist sie aber gerade zu dieser Frist, wo man aus Patriotismus und Liebe zu nationeller Ungebundenheit, aus Neid und Eifersucht von allen Seiten Damm und Riegel gegen die schwellende Macht der Moskowiter sucht.

Der kaukasische Bergwall, und das schöne, tapfere Volk von Cirkassien ist in Jedermanns Sinn. Wie viele gibt es aber, selbst unter Diplomaten, Publicisten und Scribenten aller Art, die breit und lang über den cirkassischen Krieg, über die Streitkräfte der Bergvölker, über Rajewsky und Sudschuk-Kaleh debattiren, ohne zu wissen, was und wo der Kaukasus ist, und was für Leute die Tscherkessen sind! Mit Neumanns Büchlein und einer guten Karte in der Hand werden wir nicht ein zweitesmal in dieselben Irrthümer, wie einst beim griechischen Freiheitskampf, verfallen.

Handel, Krieg und Neugierde liefern, wie in den meisten Untersuchungen ähnlicher Gattung, auch in dieser die vorzüglichsten Erkenntnißquellen. Die Italiener aus dem Mittelalter, besonders Barbaro und Interiano, neben Britten und Russen der neuesten Zeit, mußten vor andern ausgebeutet werden. Ueberhaupt ist für die Kunde der Länder am schwarzen Meer und des byzantinischen Reiches während der drei letzten Jahrhunderte des Mittelalters Italien eine reiche, aber viel zu wenig gekannte und benützte Fundgrube. Neben den Archiven in Venedig, Genua, Neapel und Turin bergen Privatsammlungen altpatricischer Häuser, oft in Städten zweiter Ordnung, ungeahnte Schätze in ihrem Schooß.

Daß hier nicht von einem gerundeten und wie aus einem

Guß dramatisch in einander geschmolzenen historischen Kunstwerk mit Einleitung, Verwickelung und Katastrophe die Rede sei, versteht sich von selbst. Die Natur des Gegenstandes und das jämmerliche Flickwerk unserer und aller Zeiten Kunde vom Kaukasus müssen gleich vorweg Ansprüche und Erwartungen des Lesers dämpfen.

Zwischen der Palus Mäotis und der Kaspi-See liegt eine verschlossene Urwelt, ein Alpenstock, hoch und breit und bedeckt mit geheimnißvollem Dunkel, die Heimat der schönsten und kräftigsten Menschenfiguren, der wilden Freiheit, des Weinstocks und der üppigsten Fülle der Natur. Unberührt vom Strudel der Begebenheiten hat der Kaukasus in seinem Schooße sämmtliche Urbilder der indogermanischen Race, ihrer Sprachen und Regierungsformen, gleichsam als Reservmagazin hinter elfenbeinernen Thoren aufbewahrt. Und besäße irgend ein Mensch, oder irgend ein Volk die Zauberruthe, dieses Chaos aufzuregen und alle, seit Anfang der Dinge, in den Bergschluchten gefesselten Kräfte loszubinden und sich dienstbar zu machen, so müßte eine neue Zeit beginnen, und könnte vielleicht zum erstenmal wahrhaft von allgemeiner Herrschaft die Rede sein.

Den Cäsaren, den Groß-Chanen Dschingis und Timur war der Gedanke freilich zu kühn. Aber die Russen, die sich Alles unterwinden und an Klugheit und Ehrgeiz die Eroberer aller Zeiten übertreffen, halten den Versuch keineswegs über ihre Kraft. Und wie alle beglaubigte Weltgeschichte mit der großen Wasserkatastrophe, so müßte auch, wenn es gelänge, das geschichtliche Leben der Kaukasier mit der Springfluth moskowitischer Eroberung beginnen. Daher das Gebrochene, Nebelige und gleichsam Antediluvianische der vorliegenden Schrift. Kann man diese Arbeit auch mit keinem Vorgänger vergleichen, weil sie in dieser Anlage wirklich der erste Versuch im Fache ist, so

zeigt sie doch besser, als hundert andere, was der Verfasser an Fleiß und Belesenheit, an Methode und Geschick vermag.

Oekonomisch zerfällt die Schrift in sechs Abschnitte, die ihrerseits zum größern Theil wieder selbst nur Bruchstücke mit kaum fühlbarem Zusammenhange sind. Bei dieser Einrichtung — eine andere ist nicht wohl denkbar — sind hie und da Wiederholungen oder selbst kleine Widersprüche nicht überall zu vermeiden. Hr. Neumann führt aber den Leser selbst darauf hin und verweist redlich genug ad melius informandum. Vom hochmüthigen Charlatanismus und von der überraschenden, ohne vorgängige Studien wie durch Inspiration plötzlich hereinstürmenden Gelehrsamkeit der neuern Schule wird in Neumanns Buch selbst der strengste Richter keine Spur entdecken.

Ist hier auch nicht Ort und Raum für eine erschöpfende Anzeige, so darf man doch dem Leser einen Schattenriß der einzelnen Abschnitte vorüberführen*). Der erste, gleichsam die Vorhalle, mit der besondern Aufschrift: „Der Kaukasus und seine Bewohner", gibt das Panorama der Gebirgswelt. Namen und ihre Bedeutung, Gestalt des Bodens, Vegetation, Wassersystem und Volksstämme, letztere nach Sprache, Sitte und Gemüthsart, werden hier nicht phantastisch, sondern aus geprüften Quellen, und so weit man sie kennt, kurz und bündig geschildert, wozu dem Verfasser die Kunde des Armenischen von wesentlichem Nutzen ist.

Der zweite: „Bruchstücke aus der älteren Geschichte der Tscherkessen", gibt in gedrängter Uebersicht das Wenige, was man aus griechischen Geographen, aus Prokopius und den späteren Byzantinern, aus den flüchtigen Notizen der Armenier, Sasa-

*) Die Rüge kleiner Uebersehen, z. B. die irrig aus dem italienischen Original ins Deutsche übertragene Schreibform Eschisumuni statt Eski-Sumuni (Alt-Sumuni), ist gleichfalls der Detail-Kritik zu überlassen.

niden, Moslim, Perser und Mongolen bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erfährt, wo die Minoritenbrüder, mit dem Evangelium in der Hand, bei den Tscherkessen vorübergingen und wo auf ihre Fußtapfen hin genuesische und venezianische Handelsleute die erste Brücke zwischen Cirkassien und dem christlichen Occident schlugen.

Im dritten Abschnitt: „Bruchstücke aus der neueren Geschichte der Tscherkessen", gewinnt man an der Hand Interiano's das erstemal eigentlich historischen Boden. Interiano, eine merkwürdige Erscheinung des fünfzehnten Jahrhunderts, hatte etwas vom Geiste der Colombo, Diaz, Gama und Magelhaens in sich, übertrifft sie aber alle durch besondere Anmuth und durch eigenthümlichen Schmelz seiner Sittengemälde. Wie in unseren Tagen der Engländer Bell, drang damals jener reisende Genuese in das Innere Cirkassiens, aß, trank und verkehrte mit den Eingeborenen, wie es scheint, auf hinlänglich vertrautem Fuß, um mit kundiger Hand ein wohlgetroffenes Bild ihres Lebens zu entwerfen. Zugleich zeigt sich hier schon, nach Verdrängung der Italiener aus dem Stromgebiet des Kuban und aus sämmtlichen Landschaften ums schwarze Meer durch die Osmanli, das eifersüchtige Buhlen der Höfe von Stambul und Ispahan, um das schöne Blut und die reichen Producte der Kaukasier in ihr Rinnsal zu lenken. Leise auftretend gesellte sich diesen beiden als dritter Competent Rußland unter Iwan IV. bei, und begann das Spiel, welches bei völliger Vertreibung der Nebenbuhler mit abwechselndem Glücke heute noch fortdauert.

Der vierte Abschnitt: „Rußland und der Kaukasus", bringt das Riesengenie Peters I. und seine weitaussehenden Plane auf die Bühne. Kirchliche und politische Hebel, Missionäre, Agenten, Schulen, Häfen, Festungen und bleibende Erwerbungen zu beiden Seiten des Gebirgs durch Peters Nachfolger bis zu den neuesten

Friedensverträgen von Turkman-tschai und Adrianopel, bereiten mit gänzlichem Erlöschen alles moslimischen Einflusses den letzten Act kaukasischer Freiheitstragödie vor. Hier treffen wir zuerst auf officielle Beschreibung des Gewonnenen, auf annähernde Schätzung des noch Fehlenden, sowie auf die neurussische Staatsdoctrin, welche Vertheidigung uralter und angestammter Freiheit für Aufstand und Usurpation erklärt.

Wichtigster Theil, und gleichsam Kern des Buches ist der Abschnitt fünf, mit der Aufschrift: „die Tscherkessen". Die Russen, vorzugsweise das Volk der Ebene, der Geduld, der eisernen Standhaftigkeit und Disciplin, beginnen Mann gegen Mann einen Kampf auf Leben und Tod gegen die schönen, ritterlich heldenmüthigen und für Naturschönheiten begeisterten „Räuber" im Hochgebirge. Paskjewitsch, der Besieger von Iran und Rum, eröffnet den Reigen. Zehnjährige Stürme auf die unermeßliche, von der Natur selbst zur Abwehr fremden Dranges aufgemauerte Bergfestung blieben ohne Wirkung. Cirkassien ist noch unbesiegt.

In dieser Periode erwacht erst eigentlich Europa's Theilnahme an dem mit romantischem Muth kämpfenden Volk im Kaukasus, und alle öffentlichen und heimlichen Gegner der Russen schöpfen frische Hoffnung, knüpfen Verbindungen an, senden Unterhändler, Abenteurer, Gelehrte, Philologen und Botaniker, Kriegsbedarf, Ueberläufer und guten Rath, um Land und Leute näher zu erforschen, Sitten, Religion und Gebräuche, Zahl, Hülfsmittel, Art und Gemüth zu erkennen. Bequem wäre es freilich, könnte sich das verfeinerte Abendland ohne eigene Mühe mit fremdem Muth und Blut die Russen vom Halse schaffen.

Ueber Kriegsereignisse und Politik redet der Verfasser natürlich nur kurz und beinahe oberflächlich, um die ganze Kraft für Schilderung des Volkswesens im weitesten Sinne aufzusparen.

Hier ist nichts übersehen, und man erinnert sich auch nicht, irgendwo über einen einzelnen Gegenstand der Völkerkunde eine solche Masse kernhafter Notizen auf Einen Punct zusammengedrängt gelesen zu haben. Aus dem in hundert Schriften zertragenen und verschwemmten Material wird mit gelehrter und intelligenter Hand ein schöner Strauß gebunden —

pallentes violas et summa papavera carpens,
Narcissum et florem jungit bene olentis anethi.

Wie fruchtbringend für Untersuchungen dieser Art geschickte Benützung linguistischer Studien sei, hat der Verfasser unter anderm hauptsächlich in Deutung der alten einheimischen Volksnamen Zichen und Tscherkessen bewiesen. Der Volksname Zychen oder Zichen und Tscherkessen komme nicht aus dem Persischen und bedeute nicht, wie man sonderbar genug vermuthete, einen Räuber, sondern er sei einheimischen Ursprungs und heiße, wie die meisten ursprünglich in der Heimat selbst entstandenen Namen der Völker und Clane, Menschen, Leute. Mensch heißt im Tscherkessischen Zichu oder Dsich, und nach Sjögrens Schreibart selbst Dtsuch. Hängt man noch den Artikel r sammt der Pluralendung sche an, so habe man Dsichursche. Der Name Zychoi bei Griechen und Byzantinern sei demnach bloß aus dem griechischen Plural des tscherkessischen Worts Dsich (Mensch) entstanden; so wie andererseits die moderne Benennung Zarkase oder Tscherkesse ebenfalls aus demselben tscherkessischen Worte Zich oder Dsichursche hervorgegangen sei.

Zur Bekräftigung dieser natur- und sprachgemäßen Erklärung fügen wir unsererseits noch hinzu, daß sich der tscherkessische Appellativname Dsuch ungefähr in gleicher Form und Bedeutung in der Volkssprache des innern Tirols bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Was man anderswo unter Bube,

Bursch, Kerl und Pallikar versteht, überhaupt die männliche Hälfte der Bevölkerung, mit dem Nebenbegriff von Derbheit und physischer Rüstigkeit, nennt der Inner-Tiroler noch heute Joch oder Dsoch, Plural Jochen oder Dsochen. In abgelegenen und städtischer Feinheit mehr entrückten Seitenthälern hört man sogar die Variante Dsuch, gerade wie es nach Sjögren im Tscherkessischen klingt. Nach Marigny rühmen sich aber auch die Cirkassier mit den Frengis oder Europäern Eines Stammes zu sein. Zum Ruhme der Tiroler darf man wohl noch weiter gehen und sagen, daß dieses Bergvolk außer dem Appellativ Joch vielleicht auch etwas von dem hochherzigen Sinn, von der Liebe zur Unabhängigkeit, vom religiösen Gefühl und vom Heldenmuth ihrer Namensvettern im Kaukasus besitze. Während sich die Völker der Ebene demüthig und gehorsam vor dem fremden Sieger beugten, erhoben die Tiroler Jochen den im Centrum Europa's fast vergessenen Ruf der Freiheit und protestirten mit dem Feuerrohr in der Hand unter den deutschen Völkern allein noch gegen die allgemeine Knechtschaft des gemeinsamen Vaterlandes. Vielleicht hätten die Deutschen gerade jetzt vor allen Völkern des Continents, auf den Grund gewisser Befürchtungen hin, Ursache, sich an Sitte und Exempel der Cirkassier zu erwärmen.

Nach dem sinnvollen Urtheil des mehrerwähnten Sjögren trägt in Cirkassien selbst die Sprache in ihrem Aeußern den Stempel der Nation und zeugt durch ihre mit Gewalt vorwärts gestoßenen Laute, durch dumpfen und hohlen Klang, von einem beständigen Kampfe, von heftigen Leidenschaften und vom Bestreben, Schwierigkeiten aller Art zu überwinden, die sich der Tscherkesse gleichsam selbst erschafft, um in beständiger Uebung, in beständiger Anstrengung zu bleiben, damit er ja nicht Gefahr laufe, durch Weichlichkeit und Verzärtelung seine Selbständigkeit

zu verlieren. Von diesem Streben, Freiheit und selbständiges Wesen zu bewahren und sich von jeder Art Verweichlichung fern zu halten, sei bei diesem Volke alles durchdrungen: Sprache und Verfassung, Gesetze und Sitten, das häusliche wie das bürgerliche Leben.

Bei dieser Richtung des Nationalsinnes sagt den Tscherkessen unter allen Staatseinrichtungen eine streng aristokratische am meisten zu. Fürsten, Edelleute und freie Hintersassen, Bauern oder Erbpächter sind die drei scharf geschiedenen, rechtlich construirten Bestandtheile des Tscherkessenvolkes. Hier ist das classische Land der Aristokraten, mit dem ältesten und reinsten Adelsblut aller Völker indogermanischen Stammes. Es gilt aber auch in Circassien Niemand für adelig, von welchem man weiß, daß er jemals einer minderen Classe angehört, habe er auch mehreren Königen das Dasein gegeben. Dagegen soll der Edelmann keine anderen Geschäfte treiben, als seine Beute verkaufen; sie sagen nämlich, es gezieme dem Edelmann bloß, das Volk zu regieren und es zu vertheidigen, dann auf die Jagd zu gehen und seine Zeit mit kriegerischen Uebungen hinzubringen. Besonders loben die tscherkessischen Adeligen die Freigebigkeit und verschenken, Pferde und Waffen ausgenommen, mit Leichtigkeit jedes Ding. Mit ihren Kleidungsstücken sind sie nicht nur über alles Maß freigebig, sondern eigentlich verschwenderisch, weswegen sie mit ihrem Gewande häufig schlechter daran sind als ihre Unterthanen. Macht man auch noch so häufig im Jahr neue Kleider oder Hemden von carmoisinrother Seide, wie es bei ihnen Brauch ist, so hilft dies doch nicht; denn es kommen alsbald die Lehensleute und verlangen sie zum Geschenk. Es abzuschlagen oder nur ungehalten darüber zu sein, gilt für eine große Schande. Sobald man ihnen nun das Kleid abfordert, ziehen sie es aus, geben es hin und nehmen dagegen das arme Kleid des

gemeinen Mannes, ja selbst die schlechte und schmutzige Hülle des Bettlers. Und so kommt es, daß die Adeligen schlechter gekleidet sind als die gemeinen Leute. Nur an Stiefeln, Waffen und Pferden, die sie niemals verschenken, erkennt man den tscherkessischen Edelmann.

In ganz Europa, nicht etwa in Deutschland allein, sucht man in Folge der heftigen Erschütterungen aller bürgerlichen Ordnung jetzt mehr als je die Proletarier und gemeineren Volksclassen in ihrem Drange nach Macht und Einfluß aufzuhalten und, wie man sich ausdrückt, den völligen Ruin des Adels abzuwehren. Obige Stelle gibt den Aristokraten und Restauratoren unserer Zeit die beste Lection, um welchen Preis sich das gemeine Volk Vorzug und Herrschaft der privilegirten Classen gefallen lasse. Regieren und jagen könnten unsere Edelleute freilich auch. Aber das Volk vertheidigen, beständig in der Rüstung stecken, aller Ueppigkeit entsagen und die Prachtgewänder bis auf das Hemd an jeden Begehrenden überlassen, wären für dieses Zeitalter vielleicht nicht überall ganz annehmbare Bedingungen zum Wiedergewinn der verlorenen Macht. — Wie in anderen Dingen, sind die Russen auch in diesem Puncte viel klüger als die übrigen Völker, und gewiß kennt man in keinem Lande besser als in Moscovien die praktische Wahrheit von Ssaibs Sinnspruch:

Hisi dewlet der perischan kerdeni sim u ser est
Meddi ihsan rüschtei dschirasei in dister est.

Wirf Gold und Silber weg, die Herrschaft zu erhalten,
Durch Wohlthatfaden wird das Buch zusammengehalten.

Diese politische Ordnung und Ansicht besteht in Circassien seit unvordenklichen Zeiten ohne Erschütterung mit ungeminderter Kraft, und das Volk ist heute noch so frisch und energisch, so unbezwingbar und wohlgebildet, wie in der ältesten Zeit, — ein Vorzug, dessen man sich in unserem Welttheil, wie man so häufig

klagen hört, nicht überall rühmen darf. Freilich gibt es in Cirkassien keine Rechtsphilosophen, keine Büchersammlungen und kein progressives System. Ob aber alte Nationalität und reiner Adel mit aristokratischer Ordnung um diesen Preis nicht zu theuer bezahlt seien, ist eine Frage, auf die man in Deutschland und in Cirkassien nicht dieselbe Antwort gibt.

Unmittelbare Folge des cirkassischen Sonderlebens und der Waldeinsamkeit war gänzliches Erlöschen des Kirchenthums. Gemeiniglich denkt man sich bei uns Cirkassien als ein vollständig auf islamitischem Fuße bestelltes Land, voll Moscheen und Minarets mit Imam und Gebetausrufer, und das Volk eifrig dem Koran und dessen Praktiken ergeben. Dies ist aber nicht der Fall, wie man hier umständlich und anziehend liest.

Cirkassien bekannte sich einst, gleich den meisten Stämmen des Kaukasus, zum griechischen Christenthum, und erst im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, folglich lange nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken, drang zumeist unter die höheren Classen der Islam ein, jedoch ohne je eigentlich national und lebendig zu werden. Interiano fand noch viele Kirchen und Geistliche griechischen Ritus'. Heute herrscht dort eine wunderliche Mischung einheimischen Aberglaubens mit christlichen und mohammedanischen Gebräuchen. — Nicht ohne Interesse erfährt man aus Neumanns Schrift, daß die Tscherkessen ein höchstes Wesen, eine Mutter Gottes, und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges bekennen, die sie A p o s t e l heißen. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an eine jenseitige Belohnung und Bestrafung, je nach dem Betragen in diesem Leben. Die Wälder sind ihre Tempel, und ein Kreuz, vor einem Baume aufgepflanzt, bildet den Altar, vor welchem sie ihr Opfer verrichten, mit Salbung, Demuth und Andacht. — Nach dem Bekenntniß eines gefühlvollen Reisenden, dem Hr. Neumann in seiner Erzählung folgt, machten die from-

men und einfachen religiösen Feierlichkeiten der Tscherkessen in Gottes freier Natur, mitten in der Stille des Waldes, auf sein Gemüth einen unbeschreiblichen Eindruck und erregten Gefühle der Andacht in seinem Herzen, von denen er, wie er gesteht, in unseren Tempeln selten ergriffen wurde. Sie erregten eine Fülle von Gedanken über Gott, Seele und Unsterblichkeit, die lange nachklangen; sie richteten seine Blicke hin auf eine Welt, an die er sonst nur wenig zu denken pflegte.

Der Gedanke, ein so schönes und hochherziges Volk der christlichen Lehre wieder zu gewinnen, hat einen eigenthümlichen Reiz. Die Bergvölker, in der Regel fromm und zu religiösem Stillleben geneigt, empfinden bei aller Eifersucht für freie Bewegung dennoch ein Bedürfniß der Unterwürfigkeit. Und da sie menschliche Autorität nur ungern erkennen, beugen und demüthigen sie sich desto tiefer vor Gott und seinen Repräsentanten, damit irdischer Trotz und halsstarriges Widerstreben gegen fremden Willen um so leichter geduldet und verziehen werde.

Um so aufrichtiger muß man bedauern, daß die unablässigen Angriffe der griechisch-glaubenden Russen auf den Kaukasus jene Völker auf die Meinung brachten, Christenthum und Knechtschaft seien synonym, und mit Annahme des ersteren müsse auf alle nationale Selbständigkeit nothwendig verzichtet werden. Saß und Paskiewitsch haben zur Ausbreitung des Islam im Kaukasus mehr beigetragen, als alle Mollah und Sendboten der Moslim seit tausend Jahren. Nimmt der Kampf nicht bald eine günstigere Wendung für die Angreifer, so müssen die letzten Reste christlicher Praxis in kurzer Zeit verschwinden und einer frischen Saat jugendlich begeisterter Koranstreiter den Platz überlassen.

Mit Recht macht Herr Neumann im letzten Abschnitt auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem Schooße einer solchen Umwälzung für russische Macht in Transkaukasien und ganz Mor-

genland entstünden. Vermuthlich fühlt man dies in St. Petersburg ebenso gut, und spart man wahrhaftig seit zehn Jahren keinen Aufwand, dem Kampfe ein glückliches Ziel zu setzen. Blei, Gold, Blut und glatte Worte, die man alljährlich gegen Cirkassien verschwendet, haben die Sache bis heute noch um keinen Schritt weiter gebracht. Und eben jetzt soll selbst die mit so großen Opfern vom Kuban quer über einen Strich Cirkassiens zum schwarzen Meer bis Anapa gezogene Festungslinie unter den Streichen des heldenmüthigen Bergvolkes gefallen sein *).

In Westeuropa, besonders in England, schmeichelt sich Mancher mit der Hoffnung, die Russen werden am Ende, der nutzlosen Opfer müde, wirklich nachgeben und den Tscherkessen innerhalb ihrer Berge den Genuß angestammter Freiheit zu nicht geringer Beschämung und Minderung ihres Credits endlich bewilligen müssen. Hr. Neumann meint, es sei Thorheit und eitler Wahn, so etwas von den Russen zu erwarten. Jahrzehnte könne der Kampf noch dauern, aber das Ende sei nicht zweifelhaft; die Russen müssen triumphiren, weil „Alle, die sich dem großen Weltengange der europäischen Culturbewegung widersetzen, seien sie innerhalb Europa's oder sonst wo auf Erden, von dem Engel mit dem flammenden Schwert vernichtet oder hinausgetrieben werden in die Wüsteneien und Steppenländer zu dem wilden, der Cultur unfähigen Thiergeschlechte. Solche Völker, welche, unbekümmert um Geistesbildung und Zukunft, bloß ihrer Behaglichkeit und ihren thierisch-egoistischen Trieben leben, sind werthlos vor den Augen des Weltenmeisters; sie werden früher oder später zu Grunde gehen, wie Hunnen und Mongolen, Avaren und Türken." Was haben, fragt der Verfasser weiter, die Chumyken, Tschetschenzen, Osseten und Tscherkessen jemals für die Menschheit geleistet? Warum

*) Die Nachrichten scheinen noch keineswegs verbürgt.

haben sie die tausend Jahre, die ihnen Gott in seiner Langmuth gewährte, in unverantwortlichem Müssiggang vergeudet? Warum haben namentlich die Tscherkessen nicht wenigstens schreiben gelernt und eine Constitution angenommen? Zeit, meint Hr. Neumann, hätten sie, von dem Argonautenzuge angefangen bis zum Russenkrieg herab, doch hinlänglich gehabt. Könnten die armen Cirkassier dem gelehrten und milden Verfasser mit einer akademischen Abhandlung über das goldene Vließ oder über den abchasischen Conjunctiv aufwarten, ich glaube, es wäre noch Pardon zu erhalten.

Zum Schluß nimmt Hr. Neumann mit Wärme und Patriotismus die in ihrer Nationalität bedrohten deutschen Ostseeprovinzen in Schutz, ermahnt und bittet die Russen, ja nicht von der Bahn Peters I. abzuweichen, vielmehr, nach dem Vorgange dieses großen Mannes, jedem Volk, jedem Klan seine angestammte Sitte, seine Religion und Sprache zu lassen. Auf diesem Wege nur sei Rußland groß geworden. Leider habe es aber den Anschein, als wolle man sich gegenwärtig von dieser weisen Politik entfernen und durch gewaltsame Maßregeln alle Bestandtheile des Reiches in eine russisch-slavische Nationalität umgestalten, und sogar die russisch-griechische Nationalkirche an die Stelle der verschiedenen Religionen und Culte setzen. Das sei ein höchst schädlicher, gigantischer Irrweg und bloß eine mißverstandene Nachahmung der Römerweise, die nimmermehr gelingen werde, nimmermehr gelingen könne. Nach des Verfassers Ansicht durften ein solches Wagstück wohl Römer, keineswegs aber Russen unternehmen. Denn die slavische Welt, und namentlich die Moskowiter, hätten, mit Ausnahme der Sprache, gar nichts geistig Eigenes. Alles, was den physischen Menschen zum geistigen Wesen umgestalte, haben sie aus der Fremde, insbesondere aus Deutschland, erhalten, und häufig liege auch dieser geistige aus-

ländische Same bloß auf der Oberfläche; im Innern treiben noch Barbarei und Uncultur ungestört ihr Wesen. Ungebildete oder halbgebildete, barbarische oder halb barbarische Nationen haben niemals langdauernde Herrschaft über Culturvölker erworben, wenn sie sich nicht entschließen konnten, fleißig und gehorsam zu ihren Unterthanen in die Schule zu gehen. Selbst cultivirte Staaten, wie z. B. Oesterreich unter Joseph II., vermochten es nicht, gegen die natürliche Lebensströmung zu ringen und ein äußerliches Aggregat in eine organische Einheit umzugestalten. An dem großen Josephinischen Schiffbruch möge sich Moskovien ein Exempel nehmen, damit es etwa nicht am baltischen Meere eine ähnliche Demüthigung erfahre. „Slaven! — ruft Hr. Neumann mit eindringlicher, strafender Stimme den fünfzig Millionen Russen zu — was ihr auch immer aufbieten werdet, offene, tyrannische Gewalt und heimtückische List, ihr werdet das vorgesteckte Ziel nicht erreichen! Ihr werdet den von der Natur den Völkern eingehauchten, eigenthümlichen Geist nicht ausblasen. Das Leben der Racen ist dauernder denn Eisen und Erz; es kann zwar auf kurze Zeit gehemmt, unterdrückt werden, bald wird es sich aber mit Riesenkraft emporheben, die aufgedrungene Larve abreißen und plötzlich wieder dastehen in angeborener jugendlicher Frische und Kraft."

Der wahre Tummelplatz für die überströmende Russenkraft sei Asien; dort läßt ihnen Hr. Neumann freie Hand. Dagegen ist er ihrer überwiegenden, gegen Europa herausgreifenden Macht durchaus abhold, oder doch weniger günstig, und hofft, der Weltstaat werde sich endlich in mehrere Reiche auflösen, damit er in seiner „Uncultur" das gelehrte Deutschland ja nicht hindere, alljährlich zehntausend Bücher zu drucken und innerhalb der vier Schulwände die fünf Welttheile zu verbessern.

In den letzten Zeilen der Schrift erhält endlich auch Deutsch-

land selbst, „das mannigfach in politischer und religiöser Beziehung zerrissene, nach einer freien Bewegung sehnsüchtige und auch emporgereifte Deutschland", die wohlgemeinte Warnung, alle Selbstsucht auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiet abzulegen und in den Zeiten der Noth gerüstet dazustehen, wenn es nicht, wie einst in der traurigen Vergangenheit, auch in Zukunft zu Ausgleichung der vielen sich kreuzenden Ansprüche der Nachbarn seine Gauen preisgeben wolle.

Daß wir uns bessern, daß wir aller Selbstsucht entsagen, daß wir kirchlich und politisch einig sein sollen gleich unseren Nachbarn in Osten und Westen, wissen wir schon lange. Man hat es uns schon vor dreihundert Jahren gesagt und wiederholt es fast täglich in Zeitungen und Flugschriften. Aber wer nennt uns das Heilmittel und seine Anwendung?

Hic labor ille domus et inextricabilis error.

Marquis de Custine: La Russie en 1839.

(1843.)

Unschicklicher Eile in Bekanntgebung dieser Landschafts- und Sittenschilderungen wagt dem Herrn Marquis gewiß selbst ein Russe nicht vorzuwerfen, wenn er auch gegen manche Stelle des Inhaltes Protest einzulegen hätte. Das Concept, wie es jetzt vorliegt, ward zwar schon während der Reise unmittelbar nach den Eindrücken der Tagesscenen niedergeschrieben, aber erst nach Verlauf von drei Jahren und nach langer Berathung des Verfassers mit sich selbst und seinen Freunden der Presse überlassen. Ein unheimliches Gefühl — man sieht es wiederholt und aus mehreren Stellen des Werkes — mahnte vom Vorhaben ab: es wäre für ihn besser nicht laut auszusprechen, was er hinter der Visla, an der Newa, im Kremlin, an der Wolga gesehen und empfunden habe. Zufrieden, für seine Person heil und unbeschädigt aus der Region der drückenden Lüfte entkommen zu sein, möge er sich im Stillen des Lichtes freuen und ja nicht, wie jener Heros der griechischen Fabel, die Gespräche der Moskowiten-Götter, bei denen er zu Tische gesessen, vorwitzig und unbesonnen dem säcularisirten Occident verrathen.

Allein Hr. von Cüstine kennt noch höhere Interessen als die bloß weltlicher Höflichkeit und schweigsamer Discretion. Als Franzose und als Katholik fühlt er sich im Gewissen verpflichtet, über Rußland um so kühner und schonungsloser die Wahrheit

zu sagen, da Furcht und Eigennutz bisher den wahren Zustand der Dinge verborgen habe. Rußland sei noch weniger bekannt als Indien, und er male eigentlich das erste wahre Bild dieser unbekannten Region. Hr. v. Cüstine, wie Sie sehen, hat keine geringe Meinung von seinen vier Bänden, die er vielleicht nicht ganz mit Unrecht für eine neue russische Apokalypse hält. Nur wird der Leser nicht gleich errathen, warum ein französischer Katholik allein das Privilegium besitze, die Russen zu conterfeien und den geheimsten Gedanken czarischer Politik der abendländischen Welt zu deuten. Hr. von Cüstine beweist aber dieses Vorrecht auf das bündigste. Denn Hr. von Cüstine, wie er selbst gesteht, hat nur zwei Gefühle: Liebesglut für die Menschheit im Allgemeinen und Liebesglut für Frankreich insbesondere. Das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Gefühlen herzustellen, vermöge nur die Religion, und zwar die christliche, d. i. die katholische allein. Nur demüthiger Glaube an Jesus Christus und an seinen Stellvertreter, den Pontifex in Einer Kirche, vermöge den Sturm im Innern der Brust zu bändigen und der kranken Seele den Frieden zu geben. Hr. v. Cüstine fragt, ob sich etwa der Czar von Moskau als sichtbares Oberhaupt der Kirche besser ausnehme als der Summus Episcopus in Rom? Quelle aller europäischen Bedrängnisse, ja der Ruin des Christenthums sei der Gedanke: man könne Nationalkirchen errichten und dennoch Christ und glücklich sein.

Wie die Dinge jetzo stehen, bleibe der Welt nur das Dilemma übrig: entweder heidnisch oder katholisch zu werden. Noch sei die Welt keines von beiden, wenigstens sei sie nicht christlich, was der Marquis langefort allein erkannt habe, heute aber in Europa von Vielen begriffen werde. Nur in Frankreich seien erst wenige Menschen zu dieser Einsicht gelangt, und doch hänge die politische Stellung Frankreichs und sein Rang in der Welt nur vom Lebendigkeitsgrade seiner katholischen Ideen ab. Das Gewicht

dieses Axioms empfinde der duldsame Louis Philipp und sein Minister, der Protestant Guizot, so tief, daß sich beide als die eifrigsten Schirmvögte des Katholicismus geriren, bloß weil sie Franzosen sind. Gegensatz zu diesem frei-katholischen Occident mit Frankreich an der Spitze sei Rußland mit seiner zur Küchenmagd herabgesunkenen Nationalkirche und seiner durch raffinirtes Eklektiker-Regiment vermummten Barbarei. — Diesen Ideengang des Verfassers darf man nicht übersehen, es ist der Schlüssel zum ganzen Werk.

Rußland ist kein Land der Monumente, der großartigen Vergangenheit, der romantischen Gefühle, der südlichen Scenerie. Die trostlose Einförmigkeit des Bodens, des Fichtenwaldes, der Sümpfe, der scythischen Architektur, der Menschen und ihrer Mühen, ihrer Qual und ihrer Disciplin hat für uns keinen Reiz, man kennt dies Alles zur Genüge. Kataloge der Langeweile zu schreiben, verschmäht ein Mann wie Hr. von Cüstine. Nur wer das sittliche Verhältniß zwischen dieser Monarchie von gestern und dem alten Europa zu erfassen und zu deuten sucht, kann durch ein Buch über Moskovien noch von Interesse sein.

Vielleicht erinnert sich hie und da ein Leser des ersten publicistischen Organs in Deutschland, daß man die Idee des religiösen Gegensatzes, wie sie durch den Hrn. Marquis mit etwas patriotisch-gallischer Beschränktheit hier nur angedeutet ist, vor ungefähr einem Jahre in eben diesen Blättern von einem höhern Standpuncte aus besprochen und dem russischen Staate gleichsam eine durch moralische Nothwendigkeit bedingte Stellung in der Weltökonomie angewiesen habe. Obwohl man für die Anatoliker und ihre gewaltigen Wortführer bloß das Recht der Coexistenz und der Einrichtung des Staatslebens nach eigenem Ermessen aus historischen Gründen angesprochen, hat das Theorem doch Widerspruch gefunden und sogar Besorgnisse erregt, gleich-

sam als hätte man dem slavischen Erbfeind fatumsmäßig Sieg und Triumph selbst auf deutschem Boden vorher verkündet.

Man hat nur auf einen starken und wachsamen Nebenbuhler hinter dem lithauischen Moor hingedeutet.

Wenn das deutsche Volk einerseits mit Recht verlangen kann, daß man seine öffentlichen Zustände ruhig ermesse und in einer Weise bespreche, die mit der Größe seiner Erinnerungen und mit der Majestät seiner Weltstellung nicht im Widerspruche steht, so hat sich doch andererseits in wenigen Monaten durch die That herausgestellt, daß man durch richtige Schätzung des Gegners überall weit besser als durch Verachtung desselben für eigene Ehre und eigene Wohlfahrt sorge. Nur aus klarem Erkennen quillt die gedeihliche That.

Welche Rolle wird aber Deutschland im künftigen Drama zu spielen haben, wenn die beiden Hauptpartien von unsern Nachbarn in Ost und West, von Russen und Franzosen bereits übernommen sind? Bei uns war man immer der Meinung, die vierzig Millionen Germanen mit ihrem angebornen unaustilgbaren Trieb nach Staatsseparatismus und persönlicher Unabhängigkeit seien die natürlichen Gegner der Maschineneinheit und der grausamen Casernendisciplin der Moskowiter. Im Glauben an den unsterblichen Genius der deutschen Gauen errichten wir dem Cherusker Armin Bildsäulen und hoffen das alte Problem, bei innerer Getrenntheit nach Außen dennoch furchtbar zu sein, neuerdings mit Erfolg zu lösen. So lange deutsche Herzen sich durch das Andenken an die großen Ahnen erwärmen, ist unsere Sache nicht verloren. Bei Hrn. von Cüstine, wie unlängst beim frommen Poujoulat, gelten wir freilich nicht so viel. Diese Herren bringen Deutschland gar nicht mehr in Rechnung, man hält uns nahezu für politisch abgelebt wie das ritterliche Polen und seine Nationalität. Wir seien ein Volk mit vollen Kisten,

mit vollen Taschen und besonders mit allzeit vollem Magen, aber ohne alle Prätension nach öffentlicher Bedeutung, und nebenher noch insgesammt, Regierer wie Regierte, Atheisten von Profession. „Deutschland", schreibt der Hr. Marquis im zweiten Briefe, „ist das Land materieller Glückseligkeit, wo die Regierungen der Welt beweisen wollen, daß die Idee des Göttlichen zur Wohlfahrt einer Nation nicht nöthig sei." Nach Hrn. von Cüstine wäre dies die letzte Consequenz des Protestantismus, der eigentlich Deutschland politisch und moralisch getödtet habe.

Wie vortheilhaft und großartig wir von uns selbst auch immer denken mögen, so geht doch aus den Urtheilen, die man mit betrübender Uebereinstimmung immerfort an der Seine wie an der Themse fällt, deutlich hervor, daß wir uns in den Augen der großen Nationen des Auslandes noch nicht politisch rehabilitirt haben. Wahrscheinlich müssen uns die Russen zu dieser Ehre verhelfen, und zwar auf Wegen der Selbstvertheidigung, die für Deutschland allein ersprießlich sind. Ein unbestimmtes Gefühl geht durch alle Gauen, lebt in allen Gemüthern, als müsse es zwischen uns und dem slavischen Osten einmal zu ernsthaften, langen und leidenschaftlichen Erklärungen kommen, in welchen nicht „de gloria, sed de salute certamen est". Solche Ahnungen sind durch diplomatische Phrasen und erkaufte Worte nicht mehr zu beschwichtigen. Schon das bloße Bestreben, gegen unsere Widersacher gerecht zu sein, erweckt in Deutschland Verdacht. Wer es aber vollends wagt, russische Glückseligkeit offen anzupreisen und zu empfehlen, hat sich moralisch selbst vernichtet. Man hat zwar vor Zeiten auch den Galliern unwillige Blicke zugeworfen. Allein deutscher Zorn gegen dieses Volk dauert nie lange, ist gleichsam nur provisorisch, erkünstelt und eingelernt. Mit der Seele und ohne Capitulation hassen wir nur das Moskowiterthum, seine Geduld, seinen fanatischen Ge-

horsam, seine Tyrannei und seine Zucht. Ist das aber nicht ein Kampf gegen Windmühlen? Hat der Czar in seinem Palaste zu Peterhof nicht Hrn. von Cüstine ausdrücklich versichert, sein Reich sei ohnehin schon zu groß, er möchte es lieber in engere Grenzen zusammenziehen als noch weiter ausdehnen? Den Werth solcher Reden kennt Jedermann. Und wenn der Spruch heute wahr ist, wird er auch morgen gültig sein? Steht nicht ein Regiment von sechzig Millionen Tataren am Rande Deutschlands gelagert und übt sich rastlos in den Waffen, während wir im Circus sitzen und über Schellings Ideal-Reales, wie die Kämpfer vor Troja um Patroklos' Leiche, ringen? Die Gemüther sind um so ängstlicher bewegt, da sich — freilich ohne allen Grund — der Verdacht erhebt, als wären die Lenker deutscher Geschicke nicht überall im gleichen Grade wie das Volk über die Russen erzürnt und erbost.

Sicherlich ist Herr von Cüstine unsern Nebenbuhlern weit weniger gram, als man nach seinen heftigen Tiraden gegen Doppelzüngigkeit, Lüge, Verstellung und Gleißnerei des moskowitischen Despotismus vermuthen sollte. Hr. von Cüstine wie alle Frommen seines Landes hassen eigentlich nur England. Und je andächtiger der Scribent, desto unversöhnlicher der Groll. Im Grunde findet auch Hr. von Cüstine des Czars Gleichgültigkeit gegen eine französische Allianz bei weitem verdammungswürdiger und sträflicher, als die Hörigkeit des russischen Volkes mit allen tyrannischen Capricen ihrer Edelleute. Könnte sich der Czar entschließen, mit seinem ganzen Volke katholisch und Frankreichs Bundesgenosse zu werden, so wären im selben Augenblicke alle Monstrositäten seines Regiments im Herzen des gemüthlosen Galliers vergessen und verziehen. „Denn eine Nation braucht nur aufrichtig katholisch zu sein, um unversöhnlichen Haß gegen England zu fühlen und von einem Ende der Welt bis zum

andern ein Reich zu erschüttern, desses politisches Uebergewicht einzig auf Häresie beruht."

Herr von Cüstine wird aber doch nicht, wie ein zweiter Ruysbröck, an die Newa gekommen sein, um den Groß-Chan der Tataren zum katholischen Glauben zu bekehren? Ach nein! Herr von Cüstine, einer uralten und berühmten Familie des aristokratischen Frankreichs angehörend, hat während der Revolution Vater und Großvater durch die Guillotine, den größten Theil des Vermögens aber durch die Confiscation verloren, und wollte sich am Ende seines bewegten Lebens noch durch persönliche Bekanntschaft mit dem Lande der streng disciplinirten Moskowiter in der Liebe zur absoluten Monarchie, sowie in der adeligen Abneigung gegen Gesetzlosigkeit und Volksherrschaft des neuen Frankreichs stärken. Allein das Unglück — man sieht es deutlich — verfolgt den edlen Marquis bis zur letzten Stufe des Lebens. Hat sich einst die Demokratie an Blut und Gut seines Hauses tödtlich vergriffen, so hat nun Rußland vollends ihn selbst, d. i. seine politischen Ueberzeugungen getödtet, was nach dem Ausspruche der Weisen noch weit schlimmer ist als der physische Tod.

Herr von Cüstine kam völlig verwandelt und bekehrt nach Frankreich zurück. Vier Monate in Rußland, meint er, könnten den hartnäckigsten Aristokraten mit der neuen Ordnung und der Revolution versöhnen. Sei auch die Repräsentativregierung in der Theorie ein Unsinn, so könne sie doch auf Blüthe und Glückseligkeit der Völker durch weise Praxis mit dauerhaftiger Wohlthätigkeit wirken. Unzufriedene Europäer möge man statt langer Buß-Sermonen bloß zu den Russen senden, damit sie beim Anblick einer im Princip so preiswürdigen, in der Anwendung aber so schmachvollen Ordnung des unerbittlichen, starren und mit mathematischer Regelmäßigkeit functionirenden Mongolendespotis-

mus und seiner dämonischen Proceduren die unausfüllbare Kluft zwischen dem von Knechtschaft trunkenen Moskovien und dem nach katholisch-christlicher Freiheit ringenden Occident ermessen lernen.

Ich erstatte bloß Bericht, ohne Zuthat eigener Meinung. Glauben Sie aber deswegen nicht, das ganze Werk des Herrn Marquis bilde eine in sich gegliederte und logisch zusammenhängende Kette von Invectiven eines Neubekehrten gegen sein verlassenes Idol. Hr. von Cüstine hat kein System; er lobt wie ein Höfling von Versailles, tadelt wie ein enragirter Demokrat, anatomirt Gedanken und spintisirt wie ein deutscher Metaphysiker, spöttelt, frömmelt, zerrinnt in breites Salongeschwätz, flammt auf, dämmt sich aristokratisch ein, verwickelt sich in Widersprüche, wiederholt sich bis zum Ueberdruß, spielt in Antithesen, macht Propaganda, predigt Buße, ist Anekdotensammler, Küster, Sitten- und Landschaftsmaler, Sentenzenschmied, Sacristan und giftige Lästerzunge zu gleicher Zeit und mit demselben Talent, aber auch mit derselben Rücksichtslosigkeit auf Ordnung und Gedankenfolge. Von einem Compositum dieser Art den Inhalt anzugeben, ist eine Sache von eigenthümlicher Schwierigkeit. Doch wandert der Leser mit steigendem Interesse durch das wundervolle Chaos bis zum Schlusse des dritten Bandes fort*). Hier, in der ächten

*) Wir verfolgen in unserem Berichte die moskowitische Entdeckungsfahrt des Herrn Marquis nicht in chronologischer Ordnung, und bemerken nur im Allgemeinen, daß Hr. v. Cüstine mit dem russischen Ostsee-Dampfboote von Travemünde nach Kronstadt kam, ungefähr vier Wochen in Petersburg verweilte, mehrere Hoffeste sah, Schloß Peterhof und Schlüsselburg besuchte, nach Moskau eilte und von dort über Jaroslaw und Wladimir einen Abstecher zur großen Messe nach Nischnji-Nowgorod machte; — daß er von dort wieder nach Moskau und auf dem alten Wege nach St. Petersburg zurück kam und nach viermonatlichem Aufenthalte in Rußland endlich bei Tilsit wieder den ersehnten deutschen Boden erreichte. Er gibt keine Beschreibung der Dinge nach Maß und Zahl, er schildert nur Eindrücke, Scenen, physische Erscheinungen; er philosophirt, redet, kämpft und schreibt ohne Rast, Tag und

Metropole des Russenthums, in der heiligen Moskwa, unter den phantastischen Bauwerken des Kremlin herumpoetisirend, schildert Hr. von Cüstine das innere Leben des russischen Volkes, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Dem Gemälde selbst liegt die fünfzigjährige Regierungsperiode Iwans des Schrecklichen als Folie unter. Der Eindruck ist im höchsten Grade tragisch, tief und bleibend. Tiberius, Caligula, Nero, Domitian und Caracalla in Einer Person geben noch keinen Iwan den Schrecklichen. Wer dramatische Effecte liebt, macht entweder hier den Schluß oder läßt wenigstens eine lange Pause dazwischen liegen, bis er sich an die unerquickliche Steppe des vierten Bandes wagt. Die Russen dürfen sich Glück wünschen, daß man bei uns ihre Sprache nicht lernt und ihre Geschichten wenig liest, weil ihre Leiden, und mehr noch ihre Geduld den Occident mit Zorn und Abscheu gegen Land und Bewohner erfüllen müßten. Denn ein Volk, das solche Prüfungen besteht, einen solchen Herrn lieben, bewundern, ja sehnsüchtig verlangen und nach seinem Hinscheiden aufrichtig beweinen kann, flößt mit Recht Entsetzen ein, erregt aber zugleich den Glauben an eine geheimnißvolle, wichtige, universelle Mission, die ihm von der Providenz in ihren unerforschlichen Wegen vorbehalten ist. Das gefällt mir eben an Hrn. von Cüstine, daß er sich in gewissen Stellen des Berichtes über den engen Horizont gewöhnlicher Adepten erhebt und, ohne sich in apokalyptische Visionen zu verlieren, im russischen Volke etwas Höheres erblickt, als excommunicirte Schismatiker oder abgehärmte Soldatenpulke, denen man wenig Brod und viele Peitschenhiebe gibt. Nur ist zu bemerken, daß der streng katholische Marquis den Schlüssel zur slavischen Gnosis weniger in philosophischer Combination, als in der Un-

Nacht, mit einer Nervengereiztheit, die sich ein schneckenblutiger Deutscher nicht erklären kann und die man bei uns „nichtintermittirende Fieberhitze“ nennt.

terredung mit dem freisinnigen Fürsten K .... auf der Seefahrt von Lübeck nach dem finnischen Golf gefunden hat.

Fragen Sie ja nicht, was hier unter „slavischer Gnosis" zu verstehen sei und wie man im internationalen Verkehr zwischen der byzantinischen und der abendländischen Welt von mystischem Ideenspiel, von politischer Geheimlehre reden könne? Denn zum größten Glück der Russen glaubt in Europa noch Niemand, daß religiöse Unduldsamkeit die geheime Triebfeder aller moskowitischen Politik, daß Triumph der Orthodoxie von Byzanz der Grundgedanke des russischen Staates, und daß der Autokrat an der Newa, als sichtbares Oberhaupt der anatolischen Kirche, der gefährlichste Gegner des Summus Pontifex an der Tiber sei. Eine Märtyrergeduld, wie sie in der ganzen russischen Geschichte erscheint, kann nur aus religiösem Glauben kommen, weil einer bloß weltlichen Polizei solcher Zauber über menschliche Herzen nicht verliehen ist. Geduld aber ist in letzter Instanz von gleichem Werthe mit der Ehre, und die Frage: ob Ehre oder Geduld die Herrschaft über die Welt gewinnen, muß im Conflict der gräco-moskowitischen Einheit mit dem in seiner Vielseitigkeit starken Occident entschieden werden. Der Ausgang ist, wie alles menschliche Streben, seiner Natur nach ungewiß und in der Hauptsache unserer eigenen Tüchtigkeit anheimgestellt. Sicher ist nur der Streit, die Antipathie und die Gefahr. Ohne deutlich ausgeprägten Dualismus eifersüchtiger Bestrebung hat die Politik noch nirgend etwas Gutes erzeugt. Unheil wäre nur in dem Falle zu besorgen, wenn hoffärtiges Nationalgefühl uns noch länger hindern sollte, in den Gräco-Slaven eine deutschem Genius und lateinischem Kirchenthum ebenbürtige Kampfpartei anzuerkennen. Eben das ist es aber, was man in Deutschland übel nimmt, weil man sich in der alten Praxis, die slavische Race als Wesen geringeren Gehaltes und gleichsam als ungeschickte, stutzige Discipel

germanischen Präceptorthums anzusehen, ungern stören läßt. Czar Nicolaj I. hat aber den letzten Faden abgerissen und der Welt das imposante Schauspiel eines zu voller Klarheit des politisch-kirchlichen Selbstbewußtseins erwachten riesenhaften Völkercomplexes dargeboten. Erst unter diesem gewaltigen Autokraten ist Rußland wirklich Rußland,

ex illo Corydon, Corydon est tempore nobis.

Obwohl diese Rede auf eine unbestreitbare und nicht zu leugnende Thatsache hindeutet, hätte ich sie, aus Scheu vor dem wohlbegründeten, höchst nützlichen und patriotisch andächtigen Zorn der Gegner, auf eigene Rechnung nicht mehr auszusprechen gewagt. Zum Glück habe ich dieses Mal nur fremden Ideengang zu verfolgen und eingestandenermaßen in verständlichem Deutsch den Eindruck wiederzugeben, welchen die äußere Erscheinung des moskowitischen Staatslebens auf Sinn und Herz des frommen Aristokraten aus Celtenland gemacht hat.

Wenn Hr. von Cüstine auch Unrecht hat, den Russen gegenüber nur halbweg und vorübergehend an der Zukunft des Abendlandes zu verzweifeln, so kann doch ein politischer Organismus, welcher Männer von solchem Scharfsinn und von so großer Erfahrung bethört, unmöglich hohles Schattenspiel und leeres Blendwerk sein. Ist es aber auch wahr, wie Hr. von Cüstine in einer melancholischen Stelle des fünften Briefes besorgt: daß der höchste Grad bürgerlicher Gesittung die Völker unkriegerisch und weibisch mache? Oder, um mich der Worte des Verfassers zu bedienen, „wird sich der lateinische Occident wirklich bis zur Feigheit civilisiren? Wird bei den endlosen Friedenspredigten der ganze Welttheil endlich in lullenden Schlummer versinken und sehnenloses Magistergeschwätz über Metopen und Triglyphen, über antediluvianische Glückseligkeit und über das Austrägalgericht endlich die Verachtung roher und waffenstolzer Fremdlinge auf Europa laden,

bis sich dann die Schleusen des Nordpols öffnen und die neuen Weltgebieter ausschütten?“ Niemand von uns wird eine solche Katastrophe je für möglich halten!

Wir alle glauben an die Ewigkeit deutschen Volkes und deutscher Selbständigkeit! Daß physische Kraft im Dienst der Intelligenz auf der Welt immer das letzte Wort behalte, leugnet man freilich nicht. Aber wer sagt denn, daß man in Deutschland nur Worte machen und nicht auch handeln könne? Zwar sucht Hr. v. Cüstine seine traurigen Ahnungen durch äußere Gründe zu beschwichtigen und seinerseits die Schwächen des Gegners aufzudecken. Allein beim Anblick der furchtbaren Majestät des Imperators und der feenhaften Schöpfungen zu St. Petersburg erwachen die Besorgnisse mit erneuter Kraft. Ein Volk, welches die Natur selbst überwunden und ein unermeßliches Kriegslager von Granit, mitten im beweglichen Sumpf trostloser Einöden, durch den eisernen Willen eines einzigen Mannes hervorgezaubert habe, deute auf eine schreckliche Kraft. Im Dämmerschein einer Polarsommernacht durch die breiten Straßen der Czarenresidenz wandernd, erblickte er mit ängstlichem Gefühl den jugendlichen Coloß drohend am Ostrande Europa's aufgestellt, und ihm gegenüber die an „Verarmung aller anerkannten Autorität“ hinwelkenden Staatsgesellschaften des Abendlandes verzagt und hülflos ihrem Schicksal entgegenharrend. „In Frankreich“, fügt er hinzu, „ist der „König“ ein leeres Wort, ein Trugbild; bei den Russen aber ist der Souverain ein Gott.“ Hr. v. Cüstine glaubt nicht an die kriegerischen Tugenden demokratisch regierter Völker und möchte (Brief 10) im riesigen Moskovien weniger eine Zwingburg der Welt, als die künftige Auferstehung der Todten, die Aurora borealis einer allgemeinen Restauration erblicken.

In diesen Vergleichen einer aufgeregten Aristokratenphantasie liegt freilich ebenso viel Strafendes als Beunruhigendes für die

revolutionären Neigungen des Occidents; aber auf Deutschland selbst sind diese Witzspiele offenbar nicht anzuwenden. Die Deutschen sind ein wohl disciplinirtes, ordnungliebendes Volk von starken Leidenschaften, ein Volk, das politisch ebenso standhaft liebt, als es nachhaltig und unversöhnlich haßt. Nur braucht es lange, bis wir in leidenschaftlichen Fluß gerathen. Setzt sich aber der östliche Coloß, wie man es sich bei uns durchaus nicht nehmen läßt, wirklich einmal abendwärts in Bewegung, so sind wir und nicht die Franzosen das erste Volk, dem er auf seinem Wege begegnet. Versichert uns der Czar auch noch so warm seiner freundschaftlichen Gesinnungen und bekräftigt er sein Wort mit reichen Geschenken, so nehmen wir zwar sein Gold, glauben aber seiner Rede nicht, denn „das Russenvolk träumt von Eroberung der Welt und schmeichelt dem Occident, bis es ihn verschlingt (Brief 23)." Seit der Thronbesteigung der Romanow, besonders seit Peter I., waren aber doch die Deutschen in allen Dingen Muster und Vorbild der Russen, und wird sie nicht Schülerpietät hindern, gegen ihre Erzieher undankbar zu sein? Die Schweden waren in Kriegssachen auch Lehrmeister der Russen, und wir wissen alle, wie Czar Peter bei Pultawa das Schulgeld erlegte. Daß wir bei fremden Völkern überall, bei den Slaven aber insbesondere, wegen unserer politischen Größe, wegen unseres ehrenwerthen Charakters, wegen industrieller Beharrlichkeit, besonders aber wegen unserer Verwaltungs- und Organisirungskünste, wegen unserer Weltkunde, Andacht, Grammatik und Philosophie geehrt und bewundert sind, ja daß wir eigentlich für das erste Volk lateinischer Gesittung gelten, ist unerschütterlicher Glaube der deutschen Nation.

Sagt uns nun Jemand, daß diese Voraussetzungen zum Theil irrig seien, daß im Auslande beinahe die entgegengesetzte Meinung über uns herrsche, daß man uns wohl als Knechte, nicht aber als

Herren dulden will, und daß wir namentlich den Slaven entschieden verhaßt und zuwider sind, so nimmt man es übel und glaubt es nicht. Sicherlich wird von diesem patriotischen Unwillen der Deutschen ein guter Theil Hrn. v. Cüstine treffen. Denn Hr. v. Custine sagt (Brief 14) ganz unverholen: trotz der hundertjährigen Germanisirungswuth der Czaren und der Großen sei der Stock des Russenvolkes unverwandelt und original geblieben; die Slavenrace sei zu geistvoll, um sich mit deutschem Elemente zu mengen, deutsches Spießbürgerthum sei dem Russen heute noch weit fremder als die Sitte der Mozaraber; gegen das langsame, unbehülfliche, ungeschlachte, verlegene und linkische Wesen der Deutschen fühle der Genius der Slaven entschiedene Antipathie, er dulde sogar die Rache und die Tyrannei der eigenen Dynasten noch lieber als unser mildes Regiment; ja selbst die Tugenden der Deutschen seien den Russen verhaßt, was man deutlich in Warschau sehe, wo die Russen, trotz ihrer politischen und religiösen Rachehandlungen, in der öffentlichen Geltung jetzt schon weit höher stehen, als weiland die Preußen mit all ihrer ehrenfesten Conduite. „Die Brüder", meint Hr. v. Cüstine, „lieben sich zwar nicht allezeit, verstehen sich aber doch." Schmeichelhaft ist das Bild eben nicht. Ob es getroffen sei, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Jedenfalls wird Hr. v. Cüstine mit seiner Malerkunst den Russen weit willkommener als den Deutschen sein. Schon im Bade Ems, am kleinen Hofstaate des Großfürsten Thronfolgers, fiel ihm der eigenthümliche Zauber scandinavischer Melancholie im Bunde mit südlicher Natürlichkeit und Gewandtheit in den Physiognomien der Slaven von ächtem Blute auf. Die Bewunderung slavischer Schönheit wuchs zusehends in St. Petersburg beim Anblick zahlreicher Exemplare aus dem Innern. Den höchsten Ausdruck aber erreichte sie erst in Jaroslaw und in den Bezirken an der

Wolga, um Wladimir und Nischnji-Nowgorod, wo er den unentheiligten Ursitz des slavischen Volkstypus gefunden haben will.

Hr. v. Cüstine malt mit einer Leidenschaft und Wärme, die uns Deutsche eifersüchtig macht. Denn wer möchte nicht von einem solchen Kunstrichter als geistvoll, als schön und liebenswürdig gepriesen sein? Hr. v. Cüstine wird aber auch nicht müde, den schlanken Wuchs, das griechische Profil, das mandelförmig geschnittene Auge, den Rosenteint, das blonde Haar, den leichten Tritt, die edle Haltung, die angeborene Grazie und Eleganz der männlichen Slavenbevölkerung anzurühmen. Beim andern Geschlecht seien ausgesuchte Formen weniger häufig, was neuere Beobachter auch in Griechenland bemerken wollen und von der Bevölkerung des Königreichs Neapel schon oft genug behauptet worden ist. Herr v. Cüstine ist voll Gefühl und führt uns Scenen vor, die in der moskowitischen Einöde Niemand vermuthet hätte. Bezöge sich das an zwanzig Stellen wiederholte Schönheitslob nur etwa auf die herrschende Classe, auf die Kaste der Edelleute, wie weiland in Aegypten, so könnte man es noch ertragen. Aber nein, das gemeine Bauernvolk, die Reit- und Stallknechte, die Postjungen und die Wagenlenker flößen dem wandernden Marquis begeistertes Entzücken ein: er vergleicht sie den antiken Statuen unserer Kunstsäle, Circus- und Bühnenhelden, wohlgeschulten Fechtern, Kunsttänzern mit verführerischen Manieren und einer angeborenen Handsamkeit, die das Herz unterjocht und bethört, ja Engelsfiguren seien es unter der Zuchtruthe höllischer Dämonen. Der russische Bauer — dies bemerkte Hr. v. Cüstine oft — ist mehr durch das Gesetz als durch sein moralisches Bewußtsein herabgedrückt, er ist stolz und hat sogar Esprit. Selbst die letzten und untersten Classen zeigen eine Lebendigkeit im Geberdenspiel, eine Biegsamkeit, Feinheit und Gewecktheit der Bewegungen, eine Melancholie und Grazie

der Gesichtsbildung, wie sie nur an Leuten von Race und natürlicher Eleganz zu finden seien. Wahrhaft, man wäre versucht, unsere höheren Classen im Occident, die Seladone unserer Aristokratenzirkel, den Wagenlenkern und Bauerbuben zu Moskau und Jaroslaw gegenüber, in der äußern Erscheinung für wenig besser zu halten, als ungehobelte Sackträger und Bärentreiber auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern.

Die Sache verdient ernsthafte Erwägung. Denn ein Volk, dem die Natur solche Privilegien verliehen, ist mit Recht zu den größten Hoffnungen berechtigt. So viel ich weiß, ist Hr. v. Cüstine der erste, der zu besserer Belehrung der Europäer das eigentliche Volk der Slaven porträtirt. Von dem häßlichen Geschlecht der Finnen und Kalmücken ist hier natürlich keine Rede; der Zeichner schildert nur die Leute „mit dem Eidechsenauge", wie sie in der schöpferischen Sprache der alten Griechen hießen *). Dieser uralte Nationalzug im Blick gibt der russischen Physiognomie einen besonders lieblichen Ausdruck von Sympathie und Schalkheit, den man im seelenlosen Auge anderer Nationen nicht entdeckt. — Gern möchte ich die Charakteristik vollenden und auch noch von der gesunden Einfalt, von der Sanftmuth und Empfindsamkeit reden, die nach Hrn. v. Cüstine neben einer rechtmäßigen Dosis gutmüthiger Ironie und mißtrauischer Feinheit als Grundlage der slavischen Gemüthsart erscheinen; aber die Besorgniß, gar zu kräftiges Lob verhaßter Rivalen könnte am Ende noch wie eine Satyre auf die eigenen Landsleute klingen, legt mir Schranken auf. Oder könnte einer vom Argument des Verfassers, wenn er in der leidenschaftlichen Liebe der russi-

*) *Σαυρομάτης*, d. i. (?) *σαύρας ὄμματα ἔχων*, ist die jetzt noch im höhern Styl für die Bewohner Rußlands und Polens übliche Benennung. Das lateinische Sarmata ist nur eine Corruption des griechischen Wortes *Σαυρομάτης*.

schen Bauern für Thee einen speciellen Beweis für das Hohe und Elegante ihrer Natur erkennt, hier noch Erwähnung thun, ohne Verdacht zu erregen, er spiele auf die reichlichen Libationen von Kartoffelschnaps und Stettiner Bier beim Volke der Niemetz an? Zum Glück für uns will Hr. v. Cüstine selbst dieses beneidenswerthe Bild, besonders in seiner sittlichen Beziehung, nur auf die von den Civilisirungskünsten unberührten und gleichsam ihrem Naturzustande noch nicht entrückten Classen des wahren, ächten Volksblutes angewendet wissen. Nur da sei noch der finnige, musikalische und gefühlvolle Genius der Slaven zu erkennen. Europäische Verfeinerung bringe diesem patriarchalischen Lande nur Nachtheil und verkrüpple das edle Urbild des Schöpfers. Denn der policirte Russe sei falsch, tyrannisch, eitel und äffisch zugleich. Diese Bemerkung erweckt im Herzen des Lesers immerhin ein peinliches Gefühl, weil sie die neuere Cultur unbedingt verurtheilt und das Geschöpf mit dem Schöpfer selbst in unauflösbaren Widerspruch verwickelt. Hätten etwa die Deutschen auch besser gethan, in dem Zustande zu bleiben, wie sie Tacitus fand? In Europa entschließt man sich doch lieber, etwas corrupt, als roh und barbarisch zu sein.

Hr. v. Cüstine ist aber auch mit sich selbst nicht einig. Auf der einen Seite möchte er, überfließend von Empfindung, der schönen, armen, in dieser Welt von Jedermann geprügelten und ausgeplünderten, jenseits aber schismatisch verdammten Bauerschaft der Russen zu einer glücklichen Existenz verhelfen, andererseits sie aber vor der Pestilenz unserer Philosophie, unserer Künste, unseres Egoismus, unserer Anarchie und unseres Unglaubens bewahren. Hr. v. Cüstine kann die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und die Guillotine der Terroristen nicht vergessen, gleichsam als wären diese beiden Instrumente für die Nationen der einzige Weg in der Cultur vorwärts zu schreiten. Dieses

Problem zu lösen und alle Uebel des moskowitischen Staatskörpers gründlich und bleibend zu heilen, vermag nach dem Ideengange des Hrn. Verfassers nur der Katholicismus, wie er sich jetzt, gereinigt und geheiligt durch die Revolution, gleich einem Phönix aus der Asche erhebt und über Europa schwebt. Hr. v. Cüstine bekennt seinen Glauben freimüthig vor der ganzen Welt und gibt (Brief 29) deutlich zu verstehen, daß die Leiden des unterdrückten russischen Volkes eigentlich nur die Strafe seiner dogmatischen Irrthümer und seiner Widersetzlichkeit gegen die Lehren der allgemeinen Kirche seien. Diese Ansicht tauche sogar in Rußland selbst schon auf, denn Alles was geistig unabhängig und wahrhaft fromm ist, neige sich in Rußland dem Katholicismus zu (Brief 6). Wenn Hr. v. Cüstine dem geistreichen Fürsten K.... nicht etwa seine eigenen Gedanken in den Mund legt, möchte man wirklich glauben, die Sache habe Grund. Bei diesem merkwürdigen Colloquium auf der Fahrt von Travemünde nach Kronstadt (Brief 5) sagt man mit trockenen Worten: „Den Russen habe zu ihrer Veredlung und zu ihrem socialen Glücke nichts gefehlt als der Einfluß des Ritterthums und des Katholicismus, die ihre Wirkungen nicht über Polen hinauszudehnen vermochten, wegen des hartnäckigen und unbeugsamen Widerstandes der russischen Nation.“ Hr. v. Cüstine weiß aber recht gut, und die Leser wissen es ebenso gut, daß in solchen Fällen die Schuld weniger dem armen geplagten Volke als der herrschenden Kaste, der Landesintelligenz, dem suprême pouvoir, beizumessen ist. Auf diese schleudert Hr. v. Cüstine aber nun auch das volle Gewicht seiner dogmatischen Indignation. Nur für diese hat der policirte feine Mann keine Barmherzigkeit, keine Schonung, weil er die häretische Verstocktheit ihrer Herzen in der Nähe gesehen und die Unmöglichkeit ihrer Bekehrung durch die That erkannt hat. Wenn die Russen, wie man es ihnen

nachsagt, wirklich die Schwäche besitzen, durch allerlei Blendwerke und künstlichen Apparat die inneren Schäden zu verdecken und Europa glauben zu machen, ihre Vornehmen hätten ohne alle Ausnahme, ihres Sclavenbesitzes ungeachtet, in Sitte, Manier und ächt menschlicher Gesinnung die hohe ritterliche Vollendung der alten Aristokratie des katholischen Abendlandes erreicht und ihr Gouvernement besitze allein den Talisman, dem großen Haufen die gebührende Summe von Ruhe und Glück zu verschaffen, so hatten sie Unrecht einen so scharfsinnigen, so schnellsehenden, so unbestechlichen Richter in ihre Mitte aufzunehmen.

Wäre Hr. v. Cüstine ein Mann, der nur für eigene stille Belehrung fremde Länder besucht, so hätte es nicht viel zu bedeuten, und die Russen hätten nur um Einen Bewunderer weniger. Allein zum Unglück meint Hr. v. Cüstine (Brief 4), er habe von Gott den speciellen Auftrag erhalten, den Betrügern, wo er sie immer finde, die Maske herabzureißen; nun sei aber in Rußland, wie ihn bedünken wolle, Alles nur Lüge, Verstellung, Doppelzüngigkeit, gleißnerische Tyrannei, Schminke, Täuschung und Betrug; und wer die Leute betrügt, argumentirt der Herr Marquis weiter, der ist ein Giftmischer, und je höher sein Rang und je gewaltiger seine Macht, desto größer ist auch seine Schuld (Bd. II. 214). Ein Beruf dieser Art hat bei allen Völkern und zu allen Zeiten für ein gefahrvolles und höchst lästiges Angebinde der Natur gegolten, und ich zweifle, ob irgend eine bloß von sterblichen Menschen gegründete und regierte Staatsgesellschaft der freien Praxis eines solchen Maskenherabreißers in die Länge widerstehen könnte. Hält nicht selbst der weise Salomon die Kunst: das Wesen hinter dem Scheine zu verbergen, für die unerläßliche Vorbedingung aller menschlichen Ordnung und Herrscherkunst? Qui nescit dissimulare, nescit regnare, heißt es in der Schrift.

Wenn man es nicht unerträglich fände, daß ein Unbedeuten-

der, ein Niemand in irgend einem Puncte sich von der Ansicht eines Mannes der gesellschaftlichen Stellung und Welterfahrung des Hrn. v. Cüstine entferne, so möchten wir in den politischen Anschauungen des edeln Marquis, namentlich in seinem Fideicommiß, alle socialen Fictionen aus dem irdischen Staate zu verbannen, etwas Utopismus sehen. Doch verliert der beim ersten Anblick grelle und schneidende Ausdruck viel, ja beinahe alles von seiner Bitterkeit durch das offene Geständniß des Verfassers: daß bei den gegenwärtigen moralischen Zuständen des russischen Volkes ein revolutionäres Umschlagen im Regierungssystem gefährlich, wo nicht völlig unmöglich sei, oder mit andern Worten: daß der Versuch, die milden, gerechten, humanen Verwaltungsformen der Europäer plötzlich und ohne vermittelnden Uebergang auf Rußland anzuwenden, wahrscheinlich die Auflösung der Monarchie nach sich zöge.

Die Russen können sich trösten, wenn auch Edelleute und Regierung nebenher etwas eigennütziger Langsamkeit und hypokritischer Zögerung im Geschäfte der Volksveredlung und Emancipation beschuldigt werden. Am Ende ist es doch nur die alte Klage, daß trotz allem Fortschritt und allen Verbesserungen auf der Welt überhaupt, insbesondere aber in Frankreich und am allermeisten bei den Russen, noch immer viel Uebel zu finden sei. Deswegen flößte dem Verfasser selbst der Czar, in einer Anwandlung mild-tragischer Stimmung, mitten im fabelhaften Glanze eines Petersburger Hoffestes nicht Zorn, sondern unaussprechliches Mitleiden, une indéfinissable pitié, ein. Ist es nicht Schade, sagte Hr. v. Cüstine zu sich selbst, daß ein Mann von solcher Majestät, von solcher Energie und Größe durch Zufälle der Geburt zum Obervogt einer colossalen Arbeits-, Buße- und Peinigungsanstalt von sechzig Millionen menschlicher Wesen verurtheilt ist! Die wiederholte Vergleichung des russischen Reiches

mit einer unermeßlichen Caserne, zu welcher St. Petersburg Prätorium und Generalstab bildet, macht bei europäischen Lesern jedesmal ihre Wirkung. Der Anblick dieses militärisch gegliederten, von der Ruhelosigkeit, dem Gehorsamsfieber und den Geißelhieben einer unerbittlichen Disciplin galvanisch gereizten ungeheuren Volkes ist es eben, was Europa und besonders uns Deutsche erschreckt und erbittert. Denn Friede und Glückseligkeit — so süße Dinge für uns — sind in Rußland Namen ohne Begriff, verlorene Dinge wie das Paradies. Man kennt nur die Arbeit und den Schmerz als gemeinsames Loos für Jedermann, für den Imperator wie für den Knecht. „Welch' ein Land, wo der Autokrat sich zu Tode inspicirt, die Kaiserin selbst sich ex officio zu Tode tanzt, wo Alles schweigt, Jedermann zittert und Niemand sich harmlos des Lebens freuen darf!" Diese Arbeitswuth ohne Rast, dieser Treibhauszwang ohne Pause, dieses unersättliche Befehlen und dieses ewige Gehorchen ist es eben, was wir nicht ertragen können. Ist es den Russen wirklich Ernst mit ihren friedlichen Betheuerungen und wollen sie die deutschen Nachbarn aufrichtig und redlich über ihr künftiges Verhalten beruhigen, so ist es nur durch ein Mittel zu erwirken: sie dürfen bloß ihren Institutionen, ihren Gewohnheiten, ihrer Natur entsagen und aufhören zu sein was sie sind, um zu werden was wir sind. Den Tschin sollen sie abschaffen*), durch Besitz, durch Volksunterricht und durch öffentliche Katechesen einen freien Bürger- und Bauernstand heranziehen; statt der ewigen Manöver und der endlosen Revüen von Wosnesensk sollen sie die griechische Grammatik zur Hand nehmen und Commentare über die Seitenthüren des Erechtheums, über antediluvianische Eidechsen, über die Municipalverfassung der von Kain

*) Tschin ist die von Peter I. auf die bürgerliche Staatsgesellschaft übertragene Rangordnung des Soldatenstandes.

im Lande Nod erbauten Stadt Chanoch, über Rinne's „einheitliche Anschauung der Totalität der endlichen Person im Lichte der Ewigkeit des Geistigen“, und über die Lage des Paradieses schreiben. Das ist unser Ultimatum. Ob es die Russen annehmen? Sollte ein Dialog des Hrn. v. Cüstine mit dem russischen Imperator in diesem Puncte als Maßstab unserer Hoffnungen gelten, so wäre allerdings die Sache noch im weiten Felde. „In Rußland“, sagte der Czar (Brief 13), „besteht noch der Despotismus, sintemal er das Wesen meiner Regierung bildet, aber der Despotismus ist im innigsten Einklang mit dem Genius der Nation.“

„Ich begreife die Republik,“ fährt der Czar in der Rede fort, „ihre Procedur ist klar, aufrichtig, ehrlich, oder kann es wenigstens sein; ich begreife auch die absolute Monarchie, weil ich selbst der Chef einer solchen Ordnung der Dinge bin; aber die Monarchie représentative verstehe ich nicht. Das ist die Herrschaft der Lüge, des Betruges und der Bestechung; lieber flöhe ich bis China zurück, als daß ich mich je zu einem solchen Regiment verstünde.“ —

Das ist deutlich! Aber Hr. v. Cüstine läßt es ebenfalls an freimüthiger Rede über die westlichen Lieblingsideen nicht ermangeln und versicherte dem kaiserlichen Constitutionsfeind an der Newa: auch er habe die Repräsentativregierung allzeit nur als eine in gewissen Staaten und zu gewissen Epochen unvermeidliche Transaction angesehen, die aber, wie alle Transactionen überhaupt, keine Frage löse und die Schwierigkeiten nur hinausschiebe. Die Constitution sei nur ein unter den Auspicien zweier niederträchtiger Tyrannen, der Furcht und des Eigennutzes, zwischen Demokratie und Monarchie abgeschlossener Waffenstillstand, welcher durch geschwätzige Geisteshoffart und in leerem Wortkram tändelnde Volkseitelkeit verlängert werde. Die Constitution sei im

Grunde nur die an die Stelle der Geburtsaristokratie gesetzte Aristokratie des Wortes, oder sie sei, um es mit einem Worte auszudrücken, die Herrschaft der Advocaten. — „Monsieur“, erwiederte der Kaiser, indem er zugleich dem Hrn. Marquis die Hand drückte, „Sie reden wahr: ich bin auch Repräsentativ-Souverän gewesen, und die Welt weiß, wie theuer ich die Weigerung, mich in die Zumuthungen dieses infamen Gouvernements zu fügen, bezahlen mußte. Stimmen kaufen, Gewissen corrumpiren, die Einen verführen um die Andern zu betrügen, alle diese Mittel habe ich verschmäht, weil sie für den Gehorchenden wie für den Befehlenden gleich entehrend sind. Meine Aufrichtigkeit hat zwar viel gekostet, aber, Gott Lob, ich habe mit diesem ekelhaften politischen Machwerk ein für allemal geendet. Ich werde nie mehr ein constitutioneller König sein. Das Bedürfniß zu sagen, was ich denke, ist bei mir zu gebieterisch, als daß ich je noch einwilligen könnte, mittelst List und Intrigue über ein Volk zu regieren.“

Eine solche Rede in einem solchen Munde hat allerdings etwas zu bedeuten. Und der Augenblick, wo Kalmücken als Volksdeputirte im Kremlin zu Moskau sitzen, scheint noch in nicht zu bestimmender Ferne zu liegen. Auch für den 15. September der Kalergi-Hellenen ist in der kaiserlichen Diatribe wenig Tröstliches zu entdecken.

Der Glanz der Oertlichkeit, in welcher diese Worte fielen (Prunkfest der Prinzessin von Oldenburg), das edle Zutrauen, die überraschende Freimüthigkeit, besonders aber die imposante Persönlichkeit des allmächtigen Imperators errangen an jenem Abend den vollständigsten Triumph über den fremden Gast. Hr. v. Cüstine gesteht es selbst, er sei betäubt, verblendet, unterjocht gewesen und schon auf dem Puncte gestanden, dem Czar als einem Wesen höherer Art seinen Despotismus über sechzig Mil-

lionen Russen, seinen Freiheitshaß und am Ende noch gar sein byzantinisches Schisma zu verzeihen; er habe sich aber mit Hülfe demokratischer Steifheit und plebeischen Neides gegen alles Große und Erhabene zuletzt des Zaubers doch noch erwehrt und vor gänzlichem Aufgeben seiner Principien bewahrt. — Schon einige Tage früher hatte Hr. v. Cüstine den Kaiser Nikolaus in der Schloßkapelle bei der Vermählungsfeier der Großfürstin Marie mit dem Herzog von Leuchtenberg (14. Juli) das erste Mal gesehen und am nämlichen Tage die noch warmen Eindrücke der kaiserlichen Physiognomie zu Papier gebracht.

Im Allgemeinen ist die physische Schönheit des russischen Imperators in ganz Europa gekannt. Um so gespannter waren die Blicke des Hrn. Marquis, so wie des in der Kapelle harrenden vornehmen Publicums auf den eintretenden Fürsten gerichtet. Obgleich die Züge vollkommen regelmäßig sind, errege die kaiserliche Physiognomie beim ersten Anblick doch ein peinliches, beinahe an Furcht streifendes Gefühl; ein Zug unruhiger Strenge deute sogleich auf ein durch grausame Leiden gefoltertes, hartes Herz und verdecke die Schönheit der Natur. Das Antike, das Classische seiner Gesichtsbildung trete aber auffallend hervor, wenn von Zeit zu Zeit Blitze der Sanftmuth das Herrische des kaiserlichen Auges mäßigen. Nikolaus I. ragt um den halben Kopf über die gewöhnlichen Männer hinaus und ist, wie alle Russen, um die Mitte des Leibes stark geschnürt; der Wuchs, obwohl etwas steif, ist schwunghaft, das Profil griechisch, die Stirne hoch, die Nase gerade und vollkommen wohlgebildet, der Mund sehr schön, das Gesicht edel und länglicht-oval, die Miene soldatisch und mehr deutsch als slavisch, Gang und Haltung unwillkürlich Achtung gebietend*). Nikolaus I. weiß aber auch,

*) Nach den Schilderungen, die in Kleinasien über die Persönlichkeit des russischen Kaisers circuliren, müßte er das Colossale und Majestätische

daß er ein schöner Mann ist; er erwartet oder verlangt sogar, wie Hr. v. Cüstine bemerkt haben will, daß man ihn beständig ansehe und bewundere. Doch bei längerer Prüfung der schönen Figur des Autokraten entdeckte Hr. v. Cüstine endlich zu seinem größten Leidwesen, daß der Mann, der über das Leben so vieler Sterblichen zu entscheiden hat, doch nicht zu gleicher Zeit mit den Augen und mit dem Munde lächeln könne, ein Mißton, der offenbar auf beständigen Zwang und Kampf im Innern deute und den Beweis liefere, daß der Kaiser von den Menschen nur Gehorsam, und keine Liebe verlange. Oderint dum metuant, hätte Hr. v. Cüstine noch hinzufügen können.

Daß sich ein so strenger Richter, wie Hr. v. Cüstine, auch um die Moralität, d. i. um die häuslichen Tugenden des zu conterfeienden Autokraten erkundigte, läßt sich denken. Die Kaiserin ist von ihrem Gatten zärtlich geliebt, aber auch, so lange sie gesund ist, rastlos gequält. Liegt sie fieberkrank im Bette, so pflegt sie der Kaiser in eigener Person, wacht bei ihr, bereitet Medicin, und gibt sie ihr ein wie ein Krankenwärter, um sie, kaum wiederhergestellt, durch Unruhe, Feste, Reisen und Zärtlichkeiten von neuem zu tödten. Deswegen sei sie auch, vollendeter Eleganz der Formen ungeachtet, zum Erschrecken

---

des Phidias'schen Jupiterbildes von Olympia noch übertreffen. Höhe des Wuchses, Schenkelmaß, Breite der Schultern, Umfang des Kopfes, besonders aber die Länge des Schnurrbartes und der schreckliche Blitz der Augen, wie sie mir ein Armenier aus Tschildir beschrieb, waren nach dem raschen Durchflug des Imperators durch die kaukasischen Provinzen allgemeiner Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens der Pontusländer. Die ausschweifende Phantasie der Asiaten hätte alle Kraft des Widerstandes schon im Voraus erstickt. Nach Miczkiewicz's geistvollen Lectionen ist selbst nach russischen Vorstellungen der Czar alleiniger Herd der Macht, die Gewalt über alle Gewalten, nennt ihn das Volk sein Licht und stellt sich ihn als schrecklichen, übermächtigen, schlausten Staatsmann vor, für dessen Gewaltausübung sowie für Rußland selbst es keine bestimmten Grenzen gebe. Nur die Tscherkessen und Tschetschenzen scheinen noch etwas nüchterner zu sein.

mager, hohläugig, schattenhaft und erschöpft, aber voll Hingebung und verklärter Ruhe, weil in Rußland Alles, Weib, Kinder, Diener, Verwandte und Günstlinge, dem kaiserlichen Wirbelwind lächelnd folgen müsse bis auf den Tod.

Am Abend desselben Tages ward Hr. v. Cüstine mit andern Fremden zum erstenmal bei Hofe vorgestellt, und entdeckte bei fortgesetztem Examen der autokratischen Physiognomie, daß der Kaiser, mit gänzlicher Abwesenheit aller Natürlichkeit und Herzensgüte, eigentlich drei Gesichter habe: Strenge, Feierlichkeit und Politesse, die er mit vollendeter Schauspielerkunst schnell, vollständig und ohne Uebergang zu wechseln verstehe, gleichsam als lege er eine Maske ab und hänge eine andere um. Zuletzt fand Hr. v. Cüstine, daß der Kaiser wohl viele Masken, aber gar kein Gesicht habe, daß er Komödiant ohne Aufhören und Rußland selbst nur die ewige Probe einer interminabeln Komödie mit dem Titel „Civilisation des Nordens" sei.

Sie sehen wohl, durch längern Verkehr mit Hrn. v. Cüstine gewinnt selbst eine vollendete Persönlichkeit, wie der Autokrat, nicht viel.

Doch einige Tage später war der Kaiser glücklicher und erfocht auf einem Ball im Palast des Großfürsten Michael einen vollständigen Sieg über den melancholischen Philosophen aus dem Occident. Der Monarch und seine hohe Gemahlin unterhielten sich abwechselnd auf das schmeichelhafteste und wohlwollendste, zum Theil über die wichtigsten Dinge, mit dem durch die unglaubliche und feenhafte Sommerpracht des Festes schon voraus erweichten und besiegten Gast. Dem Zauber einer solchen Combination kann ein französischer Edelmann, selbst wenn er Profession von Andacht und grießgrämiger Weltverachtung macht, unmöglich widerstehen.

Man kennt in Europa die Ereignisse zu St. Petersburg am

Thronbesteigungstage des Kaisers. Bei der ersten Nachricht von der Empörung der Garden und von der vergeblichen Mühe des Metropoliten die Wüthenden zu besänftigen, erkannte der Czar schnell die Größe der Gefahr und stieg mit seiner kaiserlichen Gemahlin allein in die Palastkapelle hinab, dort knieten beide auf den Stufen des Altars nieder und schwuren gegenseitig vor Gott als Souveräne mit einander zu sterben, wenn sie die Rebellion zu dämpfen nicht vermögen. Der Augenblick war entscheidend. Der Kaiser stand auf, stieg zu Pferd, machte nach Art der Griechen das Zeichen des Kreuzes und ritt zum Palaste hinaus, um die Rebellen durch seine bloße Gegenwart und durch die unerschütterliche Energie seines Blickes zu bemeistern. Diese fürchterliche Scene erzählte der Imperator in den anspruchslosesten Ausdrücken dem über solche Herablassung erstaunten Fremdling.

„Ich wußte nicht, sagte der Kaiser, was ich thun und sagen sollte: ich war inspirirt. Außerordentliches habe ich nichts gethan; ich sagte den Soldaten: Zurück in eure Reihen! Und im Augenblick der Revue rief ich: Auf die Kniee! — Alle gehorchten. Ich war stark, weil ich mich einige Minuten vorher dem Tode schon ergeben hatte. Ich bin dankbar für den Erfolg, doch nicht stolz darüber, denn ich habe kein Verdienst dabei."

Augenzeugen versicherten indessen dem Marquis: man habe den Kaiser, je näher er den Rebellen kam, mit jedem Schritte wachsen sehen. In seiner Jugend schweigsam, finster und kleinlich ängstlich, war er ein Heros am ersten Tage der Herrschaft. Seine Haltung vor der meuterischen Garde soll so eindrucksvoll gewesen sein, daß sich einer der Verschwornen dem Kaiser viermal näherte, um ihn während der Anrede an die Truppen zu tödten, aber viermal ihm der Muth versagte. Man hat bei jener Gelegenheit bemerkt, daß der Autokrat, so lange er die Zeilen der Garde hinabritt, das Pferd niemals in Eilschritt setzte.

Solche Ruhe wußte er vorzustellen! aber das Antlitz war todtenblaß. Der Czar hatte seine Macht versucht, die Probe gelang, und von jenem Augenblick gehorchte ihm die Nation.

„Sire! Nach Stillung des Aufruhrs ist Ew. Majestät sicherlich mit ganz anderen Gefühlen in den Palast zurückgekehrt, als Ew. Majestät kurz vorher herausgekommen war, denn zugleich mit dem Thron hatte sich Ew. Majestät die Bewunderung der Welt und die Sympathie aller edlen Seelen gesichert."

— „„Das glaube ich nicht; man hat über Verdienst gepriesen, was ich damals that."" Während dieses vorging, harrte die Kaiserin mit tödtlicher Angst des Ausganges, und wie sie den Gemahl bei der Thüre hereinkommen sah, fiel sie ihm sprachlos und zitternd in die Arme. Der Autokrat suchte sie zu beruhigen, fühlte aber selbst eine Anwandlung leicht zu erklärender Erschöpfung und neigte sich gegen einen seiner treuesten Diener, der bei dieser Scene gegenwärtig war und ausrief: „Welch ein Regierungsantritt!"

Herr von Cüstine erzählt diese Einzelheiten, um die in der Dunkelheit des Privatlebens vergrabenen Menschen zu belehren, wie wenig die Großen in ihrem Glücke zu beneiden sind.

Durch die offene, unerwartete, sinnvolle und graziöse Conversation dieses Abends hatte der Kaiser das widerstrebende und schismatischen Majestäten entschieden feindliche Gemüth des Herrn von Cüstine eben so vollständig, als weiland den Aufstand der bethörten Garden unterjocht. Der Czar hatte bei Herrn von Cüstine jetzt wieder etwas Anderes als „viele Masken", er hatte wieder ein Gesicht, Züge die an Apollo und Jupiter zugleich erinnern, eine Stimme von hinreißender, erschütternder Wirkung, einen magnetischen, bis in die Seele dringenden Blick, eine mehr monumentale als gewöhnlich menschliche Figur, mit einem Wort, er ist ein Wesen, das über Alles, was sich ihm nähert, souveränen

Zauber übt. Sträubte sich beim Hrn. Marquis zeitweise auch noch der katholische Lehrbegriff über Menschenwürde und persönliche Freiheit gegen den Gedanken: daß sechzig Millionen durch Christi Blut von den Fallstricken Satans befreiter Russen den Launen uncontrolirter Despotenallmacht überlassen seien, so capitulirte sein Gewissen doch auf dem National-Hoffeste zu Peterhof, wo der Kaiser und seine erhabene Gemahlin es darauf anzülegen schienen, den kritischen Fremdling durch unwiderstehliche Liebenswürdigkeit zu fesseln und so eine billige, gerechte und nüchterne Beurtheilung russischer Zustände zu erzielen. Wirklich ist ihm Nikolaus I. der gewaltigste Mann des Erdbodens, ein Mann, der einen jungen wildkräftigen Staat mit vollendeter Herrscherkunst Europa's lenkt und die brutalen, grausamen Instincte eines halb barbarischen vollkräftigen Volkes militärisch zügelt; ein Weltwunder ist er, ein Phönix an Würde, Schönheit, Wahrheit und Energie auf dem Thron. Aber auf einmal (im nämlichen Briefe und beinahe in derselben Satzreihe) bricht aus der Feder des Hrn. von Cüstine ein Strom von Verwünschungen gegen den Autokraten hervor, dergleichen man vom Tact und von der Correctheit des eben vor Begeisterung überströmenden Höflings nicht erwartet hätte. Nikolaus I. ist, näher besehen, plötzlich wieder ein Januskopf mit zwei Gesichtern: rohe Gewaltthätigkeit, Exil, Unterdrückung, Sibirien stehe auf der rückwärts gekehrten Stirne geschrieben. Seine Allmacht ist jetzt nur ein Trugbild, Volk und Souverän wetteifern gegenseitig in Täuschungen, Vorurtheilen und Unmenschlichkeiten; ein verabscheuungswürdiges Spielwerk von Barbarei und Schwäche, ein Austausch von brutaler Wildheit, ein Kreislauf von Lügen bilde das Leben des russischen Staatsungeheuers, eines leichenhaften Aases, dessen Blut aus Gift besteht; Nikolaus ist nicht mehr Apollo-Jupiter; er ist jetzt bloß der Kerkermeister des dritten

Theiles des Erdglobus. — Es liegt etwas Unheimliches und beinahe Kaïnitisches in diesem Aufflammen, in diesem unvorbereiteten Sprung aus gesunder Ruhe in den Zustand maßloser Raserei. Ist Hr. von Cüstine etwa krank? Oder hat er gar seinen Bruder Abel erschlagen und der menschlichen Gesellschaft den Krieg erklärt? Ach nein! Herr von Cüstine ist ein vollkommener Gentleman, voll Kraft, voll Andacht, voll Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit. Hr. von Cüstine sagt allzeit den ganzen Gedanken, und sagte ihn bisher immer in polirten Formen und mit der Gleichmäßigkeit eines abgeglätteten Weltmannes. Aber woher die plötzliche Wuth?

Galle, quid insanis?

Die Postpferde standen mit Diener und Feldjäger vor dem Hôtel und Hr. von Cüstine reisefertig unter der Thüre, um nach Moskau zu fahren, als ihm mit der Nachricht: der Kaiser schicke neuerdings polnische Exulanten nach Sibirien, in geheimnißvoller Weise die Copie einer Bittschrift der Frau von Trubetzkoi um ärztlichen Beistand für ihre Kinder und der harten Antwort des Autokraten in die Hände kam. Augenblicklich wurden die Pferde zurückgeschickt, die Abreise auf den nächsten Tag verschoben und in der Zwischenzeit die rasende Diatribe des einundzwanzigsten Briefes niedergeschrieben. Der Gedanke: daß fünfzehnjährige Buße den Selbstherrscher nicht versöhnen, — daß selbst das Flehen eines hochherzigen Weibes das czarische Herz nicht erweichen könne, — daß man in Rußland niemals vergebe, und daß folglich sein Apollo-Jupiter nicht großmüthig sei, erregte in dem Gemüth des Hrn. von Cüstine einen Sturm, den man wohl an unerfahrnen und die Welt nur aus Büchern und nach romanhafter Gerechtigkeit beurtheilenden Schülern begreifen würde, aber einem Habitué der Pariser Salons beinahe übel nehmen muß. Selbst wenn man Hrn. von Cüstine nicht mystificirt hätte

und wenn sich Alles in der That so verhielte, wie man ihn glauben machte, so würde eine solche Härte mehr bei den humanen Abendländern als in Rußland das sittliche Gefühl beleidigen. Schreibt denn nicht Herr von Cüstine später (Brief 29) selbst: „On se révolte (in Rußland) contre la douceur, on n'obéit ici qu'à la férocité qu'on prend pour de la force?“ Nicht zufrieden mit einem so wichtigen Zugeständniß, macht der geistreiche Verfasser, vermuthlich ohne es zu wollen und ohne es selbst zu gewahren, dem Autokraten indirect sogar den Vorwurf zu großer Milde in Bestrafung der Verschwörer, die nach alttestamentarischer Justiz sämmtlich des Todes schuldig waren. Die Anwendung christlicher Liebe auf die Verwaltung des Staates, argumentirt Hr. von Cüstine weiter, sei offenbar mit großen und wesentlichen Nachtheilen verknüpft, und selbst der göttliche Urheber des Christenthums habe recht gut gewußt, daß sein an die Stelle der unbarmherzigen Moses-Gerechtigkeit gesetztes Liebesprincip die Dauer der irdischen Reiche untergrabe und verkürze; er habe aber zum Ersatz der zeitlichen Verluste das Himmelreich geöffnet. Ohne Ewigkeit und ohne Unsterblichkeit, meint Hr. von Cüstine (Brief 23), hätte das Christenthum der Welt mehr geschadet als genützt. Wir bitten fromme Leser, sich nicht an einer Phrase zu ärgern, die fürwahr mehr encyclopädistisch und antisocial als katholisch klingt.

Herr von Cüstine konnte sich von dem fatalen Schlag des Trubetzkoi-Bescheides nicht mehr erholen, und alle nach diesem Datum geschriebenen Briefe (22 — 34) tragen einen Stempel von Melancholie, Mißtrauen, Ungeduld und Zerrissenheit an der Stirne, der mit der aristokratischen Ruhe der vorausgegangenen seltsam contrastirt. Selbst das wohlwollendste Entgegenkommen der kaiserlichen Behörden ward ihm von nun an verdächtig, und im Deutsch redenden Feldjäger, den er als

Dolmetsch und Wegmarschall ins Innere aufgenommen hatte, malte ihm die erhitzte Phantasie einen Spion des Kaisers vor, versehen mit geheimen Aufträgen, ihn (den Marquis Cüstine) unbemerkt von der großen Straße wegzulocken und heimlich in ewige Verbannung nach Sibirien zu schaffen! Nur die „manières séduisantes" und die „élégance innée" des ächten Slavenblutes in den Wolga-Bauerndörfern besänftigen, gleich den Harfentönen des Sohnes Jesse, theilweise noch den Trübsinn des modernen Saul. Doch erklärt er zuletzt auch die blinde Geduld der russischen Unterthanen, ihr Schweigen, ihre Treue gegen solche Gebieter für „schlechte Tugenden". Unterwürfigkeit sei nur dann löblich und Herrschaft nur so lange ehrwürdig, als man die Rechte der Menschheit achte. Vergesse der Herrscher diese Ordnung, so gehören die Unterthanen nur Gott, dem Herrn von Ewigkeit, an, der sie dann vom Eid der Treue gegen den irdischen Gebieter entbinde. Mehr noch als die frommen Extravaganzen dieser Gattung werden die Russen Hrn. von Cüstine übel nehmen, daß er ihre Palastdamen fast alle für häßlich und kokett, — daß er die geschäftigen alten Weiber für die Geisel des czarischen Hofes, und Moskwa, die heilige Stadt der Russen, für den langweiligsten Ort der ganzen Monarchie erklärt.

Die russischen Großen, die ihm in der alten Hauptstadt der Czaren prachtvolle Festins gegeben und im Einzelnen wohlverdientes Lob geerntet haben, sollen nicht erschrecken, wenn Herr von Cüstine sie in corpore als elegant gekleidete Barbaren, als uncultivirte, langweilige, lasterhafte, ja als verbrecherische Menschen voll Eigennutz, Furcht und Eitelkeit schildert, und wenn er überall nur entarteten, allen Begriffen wahrer Ehre widerstrebenden aristokratischen Hochmuth, überall nur Diebstahl, Bestechlichkeit und Elend in unglaublichem Grade erblickt. „Und solche

Leute", exclamirt Hr. von Cüstine gleichsam triumphirend, „wollen sich an die Spitze der menschlichen Dinge stellen!!" — Wer könnte es aber auch dem edlen Franzosen verargen, wenn ihm die Namen Kremlin und Moskau üble Launen machen? Gegen die Urheber einer solchen Katastrophe, wie sie das Jahr 1812 gesehen hat, das Urtel moralischer Verdammung zu schleudern, ist eine Erleichterung, ein Trost, den man der kranken Seele des Herrn von Cüstine wohl gönnen darf. Damit sich aber ja Niemand eigener Tugend und Auserwählung überhebe und in geistlichem Hochmuth sich für besser als Andere halte, begnügt sich Hr. von Cüstine in seinem Gerechtigkeitssinne nicht, seine Stimme bloß gegen das Verderbniß der Großen und gegen die Sclavengeduld der Kleinen, gegen die lockern Holzstraßen, gegen die Wanzen von Nischnji-Nowgorod und gegen Benkendorfs schreckliche Polizei zu erheben. Nein! Mitten im Redestrom wendet sich der Bußprediger (Brief 34) plötzlich wieder strafend an das „junge Frankreich", und erspart im Resumé des ganzen Werkes nicht einmal dem Pontifex Romanus den Vorwurf, er sei zur Zeit des polnischen Aufstandes schwach gewesen und habe die katholische Welt dem russischen Feind als Beute überliefert. Aber wer findet denn eigentlich unbedingte Gnade und Approbation vor Hrn. von Cüstine? Niemand von den jetzo Lebenden, nichts von dem jetzo Bestehenden, am Ende nicht einmal der Katholicismus selbst, wenigstens in seiner gegenwärtigen Gestalt, ob er übrigens gleich den leitenden Gedanken des ganzen Werkes bildet. Für jetzo findet Hr. von Cüstine in der Welt nur noch eine „Croyance intérieure" als letzten Keim des erstorbenen katholischen Glaubens lebendig, und an diesen Keim knüpfen sich seine Hoffnungen einer besseren Zukunft, weil er mit prophetischem Blicke aus diesem Rest eine neue Flamme aufsteigen und die künftige Staatsgesellschaft des Men-

schengeschlechts begründen sieht. Bis zu dieser beglückten Epoche der Wiederfindung des verlornen Paradieses seufzen wir Alle — Tros Rutulusve fuat — unter dem Anathem des apokalyptisch begeisterten Hrn. von Cüstine.

Den Leser auf alles Geistreiche, Originelle, Bizarre und Ausschweifende dieses Völker- und Sittengemäldes aufmerksam zu machen, wäre ein für diesen Ort unthunliches Unternehmen und schon deswegen für einen Journalartikel unmöglich, weil die Ideen des Herrn Verfassers, wie früher bemerkt, nicht innerlich zusammenhängend und gleichsam systematisch verkettet und fortgesponnen sind. Es ist „Sand ohne Kalk", aber Goldsand, den Hr. v. Cüstine nicht etwa aus zweiter und dritter Hand eingetauscht, sondern eigenhändig im Scythenlande gesammelt hat. Wollen Sie aber durchaus, daß man aus dem Cüstine'schen Agglomerat einen Grundgedanken herausfinde, so würde ich ihn beiläufig unter folgende Formel bringen: „Wäre oder würde Rußland katholisch, so hätte es Genie, wäre es inventif und stände lebenskräftig an der Spitze der neuen Zeit. Sintemal es aber byzantinisch glaubt und auch noch ferner glauben will, so hat es keinen natürlichen Lebensproceß, keinen lebendigen Keim, ist es nur eine Lüge und eine militärisch abgerichtete Cohorte anatolischer Kirchengriechen. Byzantinische Religion aber übe keine Gewalt über die Herzen der Menschen und sei ohne alle moralische Autorität über die Völker, habe weder Tugend noch Talent, geistig zu erobern, sei nur eine Gehülfin weltlicher Polizei, um das Volk zu betrügen, was man von anderen Bekenntnissen natürlich nicht behaupten dürfe." Dieses geistige Unvermögen der griechischen Religion ist Hrn. v. Cüstine ein Geheimniß, das er sich nicht erklären, ein Problem, das er nicht lösen kann. Das Factum aber ist ihm gewiß. Anderen ist dieses Factum weniger gewiß, sie leugnen es sogar und finden in der Kirche von Ostrom

einen gleich indestructibeln Lebenskeim und ganz consubstantiale Majestät, wie in der Kirche von Westrom. Diese Thesis wissenschaftlich zu begründen, wäre hier nicht an der Zeit; man hat es ja schon anderswo versucht, dabei aber das Hauptargument und den laufenden Commentar der Zeit und den Ereignissen anheimgestellt, die allein den schwebenden Streit in letzter Instanz entscheiden müssen.

„Während wir Osmanli im Bewußtsein unserer Vollkommenheit und Stärke euch und euer Treiben für nichts achteten, seid ihr Christen uns unbemerkt über den Kopf gewachsen.“ So sagte erst verwichenes Jahr in einer Abendgesellschaft bei Namik Pascha der intelligente Mufti von Larissa in Thessalien. Gott verleihe, daß wir uns den byzantinischen Russen gegenüber nicht auch einmal derselben Thorheit, desselben Fehlers anzuklagen haben. Was immer Hr. v. Cüstine über die Russen Gutes und Böses sagt, ist in der Hauptsache nicht zu bestreiten; ihr Land ist traurig über alle Vorstellung; es ist das Land der nutzlosen, kleinlichen, neckenden und erbitternden Formalitäten, die allein hinreichend wären, den Fremden abzuschrecken. Der Mensch als Individuum hat bei den Russen noch keinen Werth, er wird als Sache behandelt, nicht als Person, wie es die Philosophie der Deutschen vorschreibt und ganz Europa als ersten Einsatz wahrer socialer Ebenbürtigkeit fordert. „C'est la liberté qui manque“ ist der ewige Refrain des Hrn. v. Cüstine; die Freiheit fehle überall, in der Kirche, in der Literatur, in der Familie wie im Staate, und mit der Freiheit mangle auch der moralische Sinn und die wahre Menschlichkeit; die Russen seien trunken von Knechtschaft; Schweigen und Gehorchen sei ihre zweite Natur; Reden sei in diesem Lande gleichbedeutend mit Verschwören, und Denken sei schon Rebellion; deswegen werde in den russischen, wie überhaupt in den byzantinischen Kirchen gar nicht gepredigt,

werde die Religion gar nicht öffentlich gelehrt. Daß man aber auf diesem Wege und mit solchen Einrichtungen doch stark und mächtig, ja furchtbar und drohend werden könne, will man bei uns nicht begreifen, noch weniger aber eine Doctrin gelten lassen, die eine solche Ordnung der Dinge sogar als eine Nothwendigkeit der Weltökonomie betrachtet. Desto besser für die Russen! Ob sie nun ihre Schattenseite durch einheimische Stimmen ableugnen oder beschönigen, oder durch erkaufte Fremdlinge beschönigen und ableugnen lassen, ist gleich fruchtlos, gleich vergeblich. Man glaubt den einen ebenso wenig als den andern, weil Jedermann fühlt und die Panegyriker selbst noch weit besser als die andern wissen, daß Cüstine's Schilderung der moskowitischen Zustände in der Hauptsache nicht zu widerlegen sei. Aber was kümmert das die Russen? Die großen Nationalerinnerungen werden sie wohl über die giftigen Standreden westlicher Censoren trösten. Haben sie nicht das Mongolenjoch zertrümmert, Schweden, Polen, Schwertritter, Türken und endlich Napoleon mit dem ganzen Occident nacheinander im Kampfe überwunden und eine Stellung errungen, die sie zum Gegenstand des Neides, der Furcht und der Bewunderung aller Nationen macht? Sie können sich uns Westlichen kühn entgegenstellen mit dem Rufe: „So sind wir, das ist unsere Meinung und unsere Ordnung.“ Die Klugen ihrer Gegner declamiren nicht viel, erwarten von aggressiven Gewaltmitteln wenig, von der Intrigue und den Unterhandlungskünsten aber gar nichts, da letztere bisher gewöhnlich das Gegentheil von dem hervorbrachten, was man erzielen wollte. Einem naturkräftigen und einheitstarken Reiche wäre vielleicht nur auf dem Wege kirchlicher Spaltungen beizukommen. Eben weil das religiöse Wort gefesselt ist, gibt es in Rußland eine Menge Secten, deren Dasein aber durch die Regierung verheimlicht wird. Um so unangefochtener wuchern sie fort, und von dieser Seite wird

einmal die erste Noth, die erste Opposition im Herzen des Reiches selbst erwachen. Dieses Sectenwesen, meint ein vornehmer Russe, könnte der Monarchie selbst noch gefährlich werden, „c'est par les divisions religieuses que périra l'empire russe.“

Um diesen europäischen Trostgrund durch eigenen Scharfsinn zu entdecken, ist Hr. von Cüstine freilich nicht lange genug bei den Russen geblieben, aber der Gedanke wiegt deswegen nicht weniger schwer, weil er die wahre Schwäche des moskowitischen Colosses verräth. Die Russen, durch den natürlichen Gährungsproceß im Innern gedrängt, können nicht eher ablassen, auf des Nachbars Gut hinüber zu blicken, als bis man ihnen im eigenen Hause nachhaltig zu schaffen gibt. Man fürchtet daher in Rußland seit der Katastrophe von Karl XII. und Napoleon, wie es scheint, unsere Kriegsheere viel weniger, als unsere Doctrin.

Ida Gräfin Hahn-Hahn: Orientalische Briefe.

(1845.)

Nur mit Julius Cäsar oder mit Bajesid Wetterstrahl kann man die erlauchte Urheberin dieser Schrift vergleichen. Wahrhaft, Ihro Erlaucht ist eine fürchterliche Erscheinung, nicht etwa im schlimmen Sinne des Wortes, nein, wir reden ernstlich, Ihro Erlaucht ist ein Phänomen, ein lebendiges Muster geistiger und physischer Beweglichkeit, ja eine Satire ist sie auf Langsamkeit und unbeholfenes Wesen deutscher Gelehrtenwelt. Denken Sie einmal, die ungeheure Strecke von Dresden in Sachsenland über Belgrad, die Sulinamündung, Konstantinopel, Damaskus, Jerusalem, Wadi-Halfa, Alexandria, Athen und Triest wieder an den Ausgangspunct zurück hat die unerschrockene Reisendinn*) in weniger als Jahresfrist nicht nur durcheilt und zurückgelegt, nein, sie hat ihren Kreislauf auch noch weitläufig beschrieben und das Geschriebene in drei Bänden von nicht weniger als 1135 Seiten gedruckt in Circulation gesetzt. Sei es wundervolle Genialität, die der Verfasserin zur Seite steht, oder sei es komisch-expedite Fingerfertigkeit mit aristokratischer Salonroutine — wir wagen es nicht zu entscheiden — die Sache verdient ernstliche Erwägung des lesenden Publicums.

*) Ein der edlen Gräfin eigenthümliches Wort.

Denn, weiß Gott, mancher von uns hat auch seine Wanderung gemacht und vielerlei gesehen, hat aber im Gegensatz mit begabteren Nebenbuhlern vom reichlich aufgehäuften Stoffe bald Nichts, bald Weniges, und dieses Wenige erst nach reiflicher Ueberlegung, gleichsam mit Schamhaftigkeit und Bedacht kundgegeben. Stehen Gedankenreichthum und Schönheit der Form hier mit der Schreibegeschwindigkeit in geradem Verhältniß, so ist das literarische Gleichgewicht in Deutschland gestört, und die Gelehrtenrepublik hat eine Gebieterin. Keiner Entschuldigung bedarf nur das Genie; aber auch die Mittelmäßigkeit wird noch geduldet, wenn sie als Entdeckerin und als Erste auf der Bahn erscheint. Oft und gut Gesagtes ohne alle Nachfrage und ohne alles Begehr noch einmal zu Markte bringen und in gemeinem Kram auseinanderlegen, wäre ein langweiliger Anblick und ein sträflicher Mißbrauch der edlen Schreibekunst. In die Wette ereifern sich — und zwar mit Recht — Staatsleute und Sittenprediger in Mittel-Europa gegen bedrohlichen Anwachs der Besitzlosen und gegen ihr corruptes Thun. Wäre es nicht bald an der Zeit, auch gegen Unzucht und Proletariat des Bücherschreibens Junten niederzusetzen und dem ungeschlachten Treiben ein Ziel zu stecken? Gott bewahre uns, die edle Reisendinn in die eben genannte Kategorie zu stellen und ihre drei wohlgenährten Bände für hungrige Proletarier, für Creaturen mit geistlosem Blick und aufgedrücktem Armuthszeugniß zu erklären! Nein, wir reden nur so dahin im allgemeinen Interesse, und ohne alle Beziehung auf vorgenannte Schrift. Und selbst für den Fall, daß sich hie und da, wie es sich zu Zeiten ergibt, kleine Mängel, gewisse Unvollkommenheiten, etwa schiefer Wuchs, lahme Beine und schwache Nerven zeigten, würden wir den Schaden doch nur leise berühren, und das Uebel nur mit süßer Medicin zu lindern suchen. Zum Glück weiß es die ganze Nachbarschaft, daß wir

in der Kritik schonend und rücksichtsvoll gegen Jedermann, gegen schriftstellernde Damen aber insbesondere von wesentlich galantem Benehmen sind.

Nur eines wagen wir mit der größten Behutsamkeit zu bemerken: die hochgeborene Gräfin Ida Hahn-Hahn ist auf der bezeichneten Wanderbahn im Orient weder als Entdeckerin noch als erste Beschreiberin aufgetreten. Viele waren schon vorhin da, und jeder Schritt ist längst und zum Theil in gutem Styl gezeichnet und ausgemalt. Wer wollte es etwa heute noch wagen, seine flüchtigen Besuche in Konstantinopel, in Jerusalem, bei den Pyramiden von Memphis, oder selbst bei den ärmlichen Lehmhütten von Wadi-Halfa noch als Gegenstände öffentlicher Neugierde auszubeuten? Ihro Erlaucht weiß vielleicht besser als mancher Andere, welchen Reichthum guter Notizen man z. B. über Konstantinopolis und den Bosporus in Hammers noch nicht übertroffenem Werke dieses Titels finde. Ebenso wenig, scheint es, hat die hochgeborene Gräfin übersehen, daß, um von Rußegger und von einer großen Zahl zum Theil vortrefflicher deutsch, englisch, französisch und italienisch geschriebener Wanderberichte dieser Art gar nicht zu reden, über Jerusalem, Aegypten und Nubien Prokesch ein tüchtiger und verlässiger Nothhelfer und Präceptor ist. Dessenungeachtet sagt die erlauchte Reisendinn, ihre Beschreibungen seien nicht nur wesentlich treu, sondern auch durchgehends originell und so gehalten, als wäre ihr auf diesem Felde noch Niemand vorangegangen. Gegen die Treue der liebenswürdigen Gräfin ist nichts einzuwenden, ihre Gemälde sind ebenso correct wie die ihrer Vorgänger. Daß sie aber hie und da den Concepten der beiden vorgenannten berühmten Oesterreicher in Ordnung und Farbe bis zum Verwechseln gleichen, ist offenbar nur Spiel des Zufalls und nebenher kräftiger Beweis, wie scharf und richtig das erlauchte Original die

Dinge mißt und zu Faden schlägt. Natürlich macht die geistvolle Gräfin gelegentlich auch historische Bemerkungen und webt in üblicher Weise — denn wie hätte sie sonst 1135 Seiten angefüllt? — lange Abhandlungen aus der Staaten- und Völkergeschichte ein, wobei ihr die Sammlung von Heeren und Ukert auch von besonderm Nutzen war. Nur läßt sie (I. 339) bei Tschesme, versteht sich in Folge ihrer originellen Auffassung der Dinge, die türkische Armada durch die „combinirte englisch-russische Flotte" (1770, Julius) in die Luft sprengen, wie es zu unserer Zeit in der Bucht von Navarino geschehen ist. Orloff und Elphinstone, fand sie im Compendium, haben (1770) die große That vollbracht; Elphinstone — dachte sie — ist aber offenbar ein Engländer, ergo waren England und Rußland auch damals gegen die Türkei im Bunde, wie sie es neulich bei Navarin gewesen sind. Daß Elphinstone nur für seine Person der Kaiserin Katharina II. diente, während die englische Kriegserklärung gegen die Russen schon in Bereitschaft lag, und nur durch den eiligen Friedensschluß zu Kainardsche gehindert wurde, hat die schnellschreibende durchaus originelle Reisendinn zufällig übersehen. Ebenso historisch treu läßt die gelehrte Pilgerin in einer andern Stelle (I. 85) durch den „glorwürdigen deutschen Kaiser Heinrich I. bei Merseburg und auf dem Lechfelde die Avaren vernichten." Wir rügen diese kleinen Unrichtigkeiten ohne Tadelsucht und ohne pedantisch hart zu sein. Der Irrthum ist ja leicht zu verbessern, man lese nur statt „Avaren" Ungarn (Magyaren) und schreibe den Sieg auf dem Lechfelde Otto I. zu, so hat es mit dem Dictum seine volle Richtigkeit.

Von gleicher Stärke wie in der Geschichte scheint die edle Gräfin in der Länderkunde zu sein, da sie (I. 84) die Türken nach dem Siege bei Mohacz (unterhalb Pesth) in die europäischen

Länder Serbien, Bosnien und Dalmatien eindringen läßt. Daß aber die benannten Länder zwischen Mohacz und Konstantinopel, nicht aber zwischen Wien und Mohacz liegen, ist wieder nur ein zufälliger Umstand, der einer so gewandten Schriftstellerin im Drang der Ideen ebenso leicht entfallen kann, als (I. 248) in einer andern Stelle der Inhalt eines von der kaiserlichen Prinzessin Anna Comnena verfaßten Buches. Anna Comnena, wie wir bedachtsam componirende Pedanten wissen, hat etwas ganz anderes als die Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer beschrieben, und der chronologische Irrthum der gelehrten Gräfin beträgt auch nur etwas über hundert Jahre — natürlich Kleinigkeiten, kaum der Rede werth.

Für den engern und eigensten Leserkreis, das ist für „Herzensmamachen", für „Lieb-Clärchen", für „Luischen", „Emma" und „Fratello Dinand", mögen die orientalischen Briefe, benannter Uebersehen ungeachtet, auch ihrem historisch beschreibenden Inhalt nach den vollen Werth behalten, ja als einzige Autorität, als Familienchronik und Sibyllenbuch von Geschlecht zu Geschlecht gepriesen sein, vorausgesetzt daß die Besagten nichts anderes lesen und mit dem wandernden Hausorakel überall zufrieden sind. Nur vermögen wir in unserer Kurzsichtigkeit nicht zu errathen, wie man das große Publicum mit drei Bänden heimsuchen kann, in denen es weder etwas Neues noch etwas besser Gesagtes findet, als man vorher hatte.

Aber wie? ist bei einem Buche außer dem Stoff nicht auch die Form zu bedenken? Drücken Eleganz des Styles, Ebenmaß der Satztheile, Schwung und Ordnung der Gedanken nicht oft auch gemeiner Unterlage das Siegel der Vollendung auf? Vielleicht blitzt neben dem Feinen und Pikanten der Reisebemerkungen auch noch eine interessante Persönlichkeit aus dem zierlich gemeißelten Concept hervor? Hiemit — um es nur gleich zu

gestehen — haben wir zweifelsohne den Glanzpunct und das Erbverdienst des gräflichen Werkes berührt. Denn sind etwa die „Orientalischen Briefe“ nicht Muster deutschen Styles in nerviger Beredsamkeit und schönfließender Gedankenfülle? Der Styl, sagt man, ist der Mensch. „Mustermenschen“ aber sind heute überall ein Theil des öffentlichen Reichthums. Man zählt sich gegenseitig und mit der größten Sorgfalt, ja nicht ohne Eifersucht stellen die deutschen Stämme, stellt Nord und Süd, Plebs und Aristokrat seine eingebornen Ornamente zur Schau. Wie weit der deutsche Südländer in der Bücherkunst, im Redeschmuck und im freien Gedanken hinter dem nordischen Bruder zurückgeblieben sein soll, ist bekannt genug, und man sagt es uns ja oft genug. In Sachen des Geschmackes aber, in der Salon-Palästra und in der fließend feinen Wendung sind wir Plebejer ohnehin durch alle deutschen Gauen, selbst nach fünfzigjähriger Lehrzeit, noch immer die ungelenken, niedrigen Discipel feingeschliffener Optimaten-Eleganz. Wir möchten auch die Kunst der Rede lernen und dem socialen Olympus gleichsam das Geheimniß der Politur entlocken. Wie tief haben nicht weiland die Briefe des „Verstorbenen“ durch die Ungezwungenheit aristokratischer Rouerie die deutsche Plebs gedemüthigt! Ach wir sind besiegt, wir sind erdrückt, wir erkennen die Meister und das unwiderstehliche Gewicht! Sieh da jetzt noch diese Briefe einer „Lebendigen“ — Materie neuer Triumphe, die ebenfalls dem baltischen Strande und den höhern Classen der Gesellschaft angehören.

Daß die „Orientalischen Briefe“ ein treffliches, ja in der Form so zu sagen ein vollendetes Kunstwerk seien, bezeugt am triftigsten die adelige Verfasserin selbst. Nicht zufrieden ihr angebornes Talent und Geschick zu preisen, schildert die nordische Reiseheldin in flüchtigen Pinselstrichen auch die eigene Persönlichkeit, als da sind Ideen- und Bildungsgang, Maß der Ge-

müthlichkeit, der physischen Appetite und des leiblichen Schrittes, körperliche Leiden und weiland Kinderspiel sammt äußerem Hersehen in gewissen Lagen, was für die Leser natürlich von der größten Bedeutung ist. Und wenn sich die Vielgereiste vor allem lebhaft von ihrer bücherschreibenden Tüchtigkeit durchdrungen fühlt, so sehen wir in diesem festen Glauben an sich selbst nur den Beweis, daß sie zum hellen Bewußtsein ihrer im Kreise der deutschen Adelswelt epochemachenden Persönlichkeit gekommen ist. Anch' io son pittore, sagte der wälsche Meister. Ihm entgegen sagt (I. 73) die deutsche Künstlerin: „Es ist aber recht merkwürdig, daß ich nichts von Allem kann, was ich gelernt habe, oder wofür ich wenigstens einen Lehrer gehabt; und das Einzige was ich nicht gelernt habe, ein Buch zu schreiben — das kann ich.“ Ach, die Gewaltige! Die Kunstreiche! Wären andere nur auch so glücklich! Während wir uns vor Jedermann, am meisten aber vor der schönen Gräfin A.* in K.* und ihrem kritischen Aerger fürchten, ist „Herzensmamachen“ die einzige Person auf der weiten Gotteswelt, die unserer Reisendinn imponirt (I. 2). Selbst Widersprüche und Inconsequenzen, die man in andern Werken so entstellend findet, sind bei ihr nur scheinbar, weil sie „am Montag die Dinge von der einen Seite sieht und es der Mutter schreibt, am Mittwoch aber sie von der andern Seite betrachtet und es ihr wieder schreibt (I. 1).“

Wundern darf man sich übrigens nicht, wenn die erlauchte Gräfin Bilder mit hellen Umrissen und täuschender Aehnlichkeit entwirft: „sie hat das Glück, daß ihr Kopf eine Art Spiegel beherbergt, der immer ganz blank ist um die äußeren Eindrücke zu empfangen (I. 14).“ Offenbar ist diesen Selbstbekenntnissen zufolge die edle Gräfin Ida Hahn-Hahn eigentlich das erste und älteste Daguerreotyp in Europa und hat ihr der Pseuderfinder in Paris mit Unrecht Preis, Rente und Brevet entzogen. Doch der hohe

Sinn der edlen Gräfin ist nicht auf Geld gestellt; sie gönnt auch dem geringen Bürgersmann den Lohn und verräth dem Leser noch überdies das Zaubermittel, ihr Blut in Bewegung und Wärme zu setzen, mit naivem Sinn: „wenn zu Breslau mir die alte treuherzige deutsche Kunst wie ein Freund tief in die Augen schaut, wird mir dabei ganz warm ums Herz.“ (I. 7.)

Forellen, Eier und Kartoffeln sind ihre liebsten Speisen (I. 17); Kirschen dagegen ißt sie nicht (I. 10). Jedoch würde sie für ihre Person immer am liebsten eine Mittagsmahlzeit halten wie die Bauern (II. 11).

An die Zukunft scheint die hochgeborene Gräfin seltener zu denken als an die Forellen, denn „sie ist allzeit in der Gegenwart versunken, wenn diese nicht gar zu reizlos ist“ (I. 5). Uebrigens ist sie resolut, und „ihres Theiles für Freiheit, schmale Kost und ein kurzes Leben“ (I. 59). Und doch ist sie, was Kasteiungen betrifft, „zu sehr ein Kind ihres weichlichen und bequemen Jahrhunderts, und scheut sie von ganzem Herzen.“ (I. 283.)

Mit besonders eindringlichem Eifer hat Gräfin Ida Hahn-Hahn während der Reise Theologie studirt, und in Folge reiflichen Nachdenkens über Concilien und über die sieben Kirchen Asiens zu Smyrna die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß, „wer nicht in die Tiefe des eigenen Seins hinabsteigt und nicht dem eignen Wesen aufrichtig Aug' in Auge schaut, in unserer Zeit übel berathen sei.“ (I. 311.)

Als Philosophin glaubt sie gar nicht an Gespenster, hört sie aber nächtliches Knistern, Schleichen und Tappen, so „grüselt sie“. (II. 100.)

„Gemüthlich“ ist die hochgeborne Reisendinn nach eigenem Geständniß (II. 323) gar nicht, sie sucht nur die Wahrheit, den Ernst und die Kraft; jedoch hat sie in der Jugend „Heuschrecken

in Häuschen von Papp verpflegt" (I. 231) und später in Palästina gefunden, daß „eine Welt von Anachoreten bevölkert doch etwas zu einseitig sei", was doch einiges Gefühl — wenigstens für kleine Thierchen zu verrathen scheint.

Wir Europäer dagegen haben es mit der erlauchten, hochgeborenen Dame sammt und sonders verdorben. „Europa macht ihr jetzt wenig Vergnügen" (II. 272); sie schwärmt nur für die Beduinen, weil diese allein noch individuelle Menschen, wir aber Staatspuppen seien. Etwas Gnade jedoch scheinen vor der strengen Richterin die Engländer zu finden, weil die Gräfin vier Marineofficiere dieses Volkes am Morgen nach einem Regentag „ganz sauber" aus ihrer Herberge im Libanon reiten sah. Die Frau Gräfin benützt dieses merkwürdige Ereigniß, um ihre Ansicht von den Männern überhaupt weiter aus einander zu setzen: „Männer", sagt sie, „müssen etwas aushalten können, sonst sind sie gar ja keine Männer." (II. 82.)

Wir Deutschen dagegen werden leider in allen Dingen hinter die Beduinen zurückgestellt, insbesondere sind wir der edlen Gräfin in unsern Ballbelustigungen viel zu schläferig und viel zu schlecht: „Ein palästinischer Beduine, meint sie, könne weit besser laufen, als ein Deutscher tanzen."

Die Beduinen in Aegypten sind der edlen Reisendinn nun vollends „Statuen von dunkler Bronze"; — nie habe sie „superbere Menschen" gesehen. Wenn aber diese „superben" Beduinen beim Flottmachen im Sande festsitzender Nilbarken die Mäntel wegwarfen und nur ihr Hemde behielten, das sie auch noch bedeutend aufschürzten, dann dachte Ihro Erlaucht: „Osiris sei in einigen Verkörperungen auf die Erde gekommen." Denke man deswegen ja nicht, die Reisendinn sei in ihrer Vorliebe für diese individuellen Beduinen und verkörperten Osiris-Menschen blind; nein, sie sieht ebenso gut auch ihre Fehler, und tadelt

insbesondere, daß sie keine Zeitungen lesen, und sogar vom neuesten Hahn-Hahn'schen Roman „Cecil“ nichts wissen. (II. 273.)

Aber wie in Styl und Weltansicht, hat die Gräfin auch in ihrem ästhetischen Geschmacke etwas durchaus Originelles, Eigenthümliches, und vor anderen ihres Geschlechts gleichsam Apartes: denn in Syrien und Aegypten gefielen ihr die Männer überall besser als die Weiber. Letztere fand sie ohne Ausnahme häßlich; an den Katarakten war es ihr „unangenehm von so garstigen Frauenzimmern umgeben zu sein“; in Damaskus schien es ihr sogar schrecklich „so eine Masse roher Weiber zu sehen; lieber sehe sie eine Heerde Kühe und Schafe“ (II. 74). In Vergleichen ist die Frau Gräfin überhaupt besonders glücklich. Sie selbst (II. 323) „sieht wie ein Triton aus“, wenn sie in den Regen kommt. Reitet sie aber auf einem Kamel, oder fährt sie auf einer Eisenbahn, so fühlt sie sich „zu einem Waarenballen erniedrigt“, und wenn sie im regendurchnäßten Lehmboden bei jedem Schritt stecken bleibt, kann sie sich lebhaft vorstellen, „wie man Vögel an Leimruthen fängt.“ (II. 286.) Wem von uns gewöhnlichen Menschen wäre nur so etwas eingefallen? Oder wer in Deutschland — vielleicht nicht einmal die Selenographen Mädler und Gruithuisen ausgenommen — hätte mit solcher Schärfe sogar die geheimsten Schliche der nächtlichen Luna ausgeforscht, und wüßte so pünctlich anzugeben, woher z. B. der Mond im letzten Viertel komme? Diese wichtige Entdeckung gehört ganz der Gräfin Ida Hahn-Hahn und wird ohne Rückhalt mitgetheilt: „Aha!“ denkt (II. 328) die Edle beim duftigen Anblick des Mondes im letzten Viertel: „Aha! er kommt vom Cythäron“ (vom schlafenden Endymion)!

Damit aber auch dem weltfremden Leser ja keine Originalität der edlen Reisendinn verborgen bleibe, theilt sie (III. 9) aus besonderer Gunst sogar das Eigenthümliche ihres Schrittes mit.

Frau Gräfin Ida von Hahn-Hahn hat nicht einen steigenden Schritt, sondern mehr einen schleifenden, und wühlt im Gehen den Sand um ihre Füße herum auf. Zu Pferd aber sitzt die Frau Gräfin nicht nach morgenländischer Damenweise à Califourchon oder in weiter Hülle wie eine „wilde Gans", sondern quer und mit dem rechten Fuß im Steigbügel en habit de gamin! Vor dem Aufsitzen aber hat sie den Hut in der einen und die Reitgerte in der andern Hand, was zur öffentlichen Glückseligkeit und zur Kunde des Orients natürlich ungemein viel beiträgt.

Wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß die einzelnen Züge zu diesem Conterfei dem Buche selbst entnommen und sogar mit den eigenen Worten der Künstlerin entworfen sind. Das Gewichtvolle und Geistreiche dieser Einzelheiten wird aufmerksamen Lesern nicht entgangen sein; jedoch wird am Ende sogar der Billigste eingestehen müssen, daß man mit solchen Herrlichkeiten allein doch nicht drei Bände füllen könne. Haben wir denn aber nicht vorher schon gesagt, daß es nebenher auch noch allerlei Compendien und Geschichtsbücher gebe, aus welchen bei schlechtem Wetter oder bei drückender Sonnenhitze lange Abhandlungen über hundertmal abgedroschene Gegenstände auf die leeren Reisebogen herüberfließen? Doch solche Dinge und vieles andere dürfen wir um so leichter übergehen, weil dem Werke der gelehrten Gräfin ein solcher Reichthum von Lebensansichten und aristokratisch feinen Bemerkungen über Menschen und Dinge eingewoben ist, die wir noch in keiner andern Reisebeschreibung gelesen haben. Die wichtigsten Fragen der Gegenwart, die verworrensten Probleme über europäische Politik, über Industrie, Arbeiternoth, Kunst, Dogmenstreit und socialistische Gefahr werden hier mit einer Klarheit besprochen und so zu sagen im Vorüberreiten mit einer Leichtigkeit entschieden, die für die ergrauten und

mit nichts zu Ende kommenden Veteranen aus der Classe der Diplomaten, Philosophen, Künstler, Gottesgelahrten und Publicisten ebenso belehrend als beschämend ist. Von diesem reichen Magazin wenigstens noch einige Proben dem Leser vorzulegen, halten wir für stricte Schuldigkeit. Zum Glück für Deutschland beginnen die malerischen Sentenzen gleich außerhalb der Hausthür, und werden insbesondere die schlesischen Zustände mit einer Schärfe und Tiefe auseinandergesetzt, über die man billig erstaunen müßte, wenn die erlauchte Frau Gräfin das Land zum erstenmal gesehen hätte. Allein „schon vor sechs Jahren sei sie mit Siebenmeilenstiefeln dermaßen über Schlesien hinweggeschritten, daß sie nur eine Nacht in Breslau schlief und sich nur das Rathhaus ansah.“ Jetzt holt sie das Versäumte nach und findet: „Breslau mache sich allmählich modern, die Häuser glätten sich, die Straßen strecken sich; es sehe sehr handeltreibend aus, und über den Magazinen finde man auf den Aushängeschilden das Polnische neben dem Deutschen. Auch auf der Straße habe sie polnisch sprechen hören, und in den Gasthöfen wimmle es von Polen, die in die Bäder reisen.“ Doch schloß sie aus dem herben Loos eines Kupferstechers, daß die köstlichsten Gaben „oft vergifteten Hostien gleichen.“

Während dreier Wochen waren in Schlesien nur drei windstille Stunden, und beim Anblick der vielen schlesischen Kirschen war ihr der Gedanke förmlich beängstigend, „wer all diese Kirschen verzehren solle.“ Besonders tragische Auftritte ergaben sich bei Ersteigung der Schneekoppe im böhmischen Grenzgebirge. Das im Beginn günstige Wetter ward auf der Höhe plötzlich trübe, und im Häuschen auf der Bergspitze „schnürten feindliche Elemente einem Kanarienvogel die Kehle zusammen, er saß niedergeschlagen und lautlos auf seinem Stäbchen. So saßen wir Alle.“ (I. 36.) Denke man sich nur die Scene, wie die hochgeborene Gräfin

Ida Hahn-Hahn in Compagnie mit zusammengeschnürter Kehle stumm und lautlos im Schneekoppenhäuschen auf ihrem Stäbchen saß! Nicht genug, beim Herabsteigen blies der Wind, einer der Träger faßte die Dulderin am Arm, der andere ging voran. Plötzlich sagte der Führer: „Donnerwetter!" — ein Kraftausdruck, wofür die zarte Gräfin alle Welt um Vergebung bittet (I. 37).

Ein Wassersturz der Grafschaft Glatz führt unsere Reisendinn auf eine neue, besonders sinnreiche Definition des Menschen: „Ob der Mensch etwas anders sei als ein im Fallschirm des Leibes in die Endlichkeit versetztes Wesen" (I. 47)? In Wien dagegen ist „der Abschnitt unserer Existenz auf Erden im Grund nichts als ein Scheiterhaufen, den wir mit Leib und Leben nähren." (I. 57.) In der Kaiserstadt hatte die edle Gräfin übrigens herrliches Wetter (wie denn überhaupt erst mit ihrer Ankunft daselbst der Sommer eintrat), ängstigte sich aber beim Anblick des Menschengewühles an der Eisenbahn im Gedanken „daß diese Masse auf einen Pfiff in den Wagen sitzen muß." Doch gehe es ihr mit den Eisenbahnen wie jenen Vögeln, die von der Klapperschlange behext in ihren Rachen taumeln: „wo es eine Eisenbahn gibt, sitze ich gewiß darauf." (I. 62. 63.) Sind das nicht Bemerkungen voll Neuheit und Originalität, und zugleich im feinsten Geschmacke dargestellt?

In Pesth sind ihr die ungarischen Bärte bedenklich, und schien ihr der Seifenhandel unlieblich für Auge und Nase, besonders bei starker Hitze (I. 74). In keiner Stelle ihrer Wanderschaft aber hat die edle Gräfin kräftigere Beweise eigenthümlicher Anschauungsgabe und geistiger Fruchtbarkeit gegeben, wie auf der Donaufahrt zwischen Pesth und Orsova. Für andere Reisebeschreiber ist bekanntlich hier die größte Gefahr den Leser zu langweilen, weswegen sie es meistens vorziehen, stumm vorüber-

zugleiten oder nur zwei Worte zu sagen, wie der kluge Griesebach. Unsere Heldin entfaltet glänzendere Hülfsmittel und beginnt mit einem philosophischen Gemeinplatz von erschütternder Wirkung den Bericht: „Die Wege sind verschieden, auf denen man die Bahn seines Lebens dahinwandelt!“ „Es ist halb neun Uhr Morgens. Ich stelle mir vor, liebes Clärchen, daß du in der schattigen Allee von Pyrmont sehr behaglich spazieren gehst. Ich sitze in meiner engen, niedrigen Cabine, deren Thür geschlossen ist, und habe große Zweifel, ob ich Mittagbrod bekommen werde. Eben bin ich herausgeschlüpft, um die allgemeinen Zustände zu recognosciren. Sie sind kläglich genug. Im Damensalon liegt's drunter und drüber. Im Herrensalon wird gefrühstückt, und die Atmosphäre von so vielen Menschen, verbunden mit den Emanationen von Kaffee, Schnitzel, gebratenen Kartoffeln 2c., machen den Aufenthalt zu einem feurigen Ofen, dem ich schleunigst entfloh“ (I. 76—79). — Ist das nicht malerisch und delicat zugleich? Ebensowenig als die „allgemeinen Zustände“ des Dampfbootes entgingen ihrem Scharfblick die besondern am Ufer der Donau. „Ein paar weißgelbe Rinder sind an den Strom gekommen, um den Durst zu löschen. Dann wandeln sie bedächtig auf die Wiese zurück, legen sich nieder und wiederkäuen ebenso bedächtig. Es ist schönes Vieh, das Rind; aber gar zu sehr Vieh.“ (I. 81.)

Zu Drenkowa veranlaßt das „heiße Abendroth“ eine endlose Abhandlung über die Malerkunst, über Murillo und die „Mirakelmenschen“ überhaupt. Man glaubt leibhaftig den alten Poeten Eumolpus des Petronius zu hören. Nur müßte dieser redseligste und fingerfertigste aller Dichter in classischer Erhabenheit und Ruhe der Bilder häufig noch der deutschen Gräfin die Palme überlassen. Um Orsova z. B. „schliefen die Waldungen magnetisirt vom glühenden Sonnenstrahl.“ Dagegen verhielten sich Pelz-

mütze und ungekämmte Haare einer dicken ältlichen Griechin auf der Barke zu ihrem Titel (Sultana) „wie eine Truthenne zum Paradiesvogel.“ (I. 401.)

Den endlosen Redeschwall über Konstantinopel sammt den herkömmlichen Beschreibungen allgemein bekannter Dinge im Orient lassen wir unberührt, und halten uns nur an das Eigenthümliche in Styl und Ansicht, worin sich die adelige Verfasserin vor allen ihren Vorgängern, natürlich zu eignem Vortheil auszeichnet und bemerkbar macht.

Häufig wird man von neugierigen Europäern über die Lebensweise der türkischen Hauptstadt gefragt. Wie lebt man in Konstantinopel? Was für Geschäfte betreibt man in der Sultansstadt? Ihro Erlaucht gibt eine so lichtvolle und bündige Antwort wie wir sie, unseres Wissens, noch nirgend fanden: „Auf den Todtenfeldern sitzen türkische Frauen — essend wie immer. Bei dem Kaffeehause sitzen Männer — schweigsam rauchend auch wie immer“ (I. 257). Ebenso schneidend, leicht und kurz wird das sorgenvollste aller politischen Probleme — das künftige Schicksal der Stadt Konstantinopel gelöst. Soll man es den Griechen geben, soll man es den Russen gönnen, oder soll man es zu einem Freistaat wie Krakau, zu einer Art levantinischer Hansa erheben? Die kluge Gräfin beschämt die größten Diplomaten. Ein einziger Blick auf die frisch und grün belaubten Stadtmauern hatte bei ihr alles entschieden. „Ach, sagt sie, was ist da zu machen; Konstantinopel muß den Kindern Mohammeds bleiben, denn die Natur ist für sie, und läßt die grüne Farbe des Propheten wie eine Fahne von ihren Zinnen wehen.“ Bewunderungswürdiger Gedanke! Tiefe Politik!

Mit besonderer Vorliebe und Geläufigkeit werden Gesellschaft und merkwürdige Abenteuer während der Seefahrt von Smyrna nach Beyrut erzählt. „Clärchen, es war unerhört amüsant!“

Nur zwischen Rhodos und Cypern ärgerte sich Ihro Erlaucht über eine mitreisende Französin, „die täglich dreimal, zum Frühstück, zum Diner und zum Thee, vor dem Spiegel der Cabine Haube und Mantille zurecht rückte, dabei von ihren Kopfschmerzen, von ihrem Schnupfen, von ihrem fieberhaften Zustande erzählte und nach vollendeter Toilette in den Speisesaal ging, um dort mit großem Appetit zu essen.“ (I. 327.) Zwischen Patmos und Rhodos aber hatten die Sclaven eines türkischen Pascha unsere Reisendinn vor Ungeduld ganz nervenschwach gemacht, weil sie ihr auf dem Verdeck immer über die Füße trabten, und die Pfeife neben ihr ausschütteten. Dagegen schlägt sie sich im Streit zwischen Jesuiten und Jansenisten unbedingt auf die Seite der letzteren und findet in Syrien alles leicht! Wenn man ausgeht, braucht man in Syrien keinen Mantel für die Heimkehr am Abend mitzuschleppen; wenn man nicht im Sande gehen mag, besteigt man ein friedliches und flinkes Eselein und reitet zum Diner (I, 361); und wenn man im Hôtel zu Beyrut das Zimmer im Thurm hat, „erklimmt man die Plattform auf wackelnden Stiegen, läßt Stühle hinaufbringen und setzt sich, und Nachts dringt das Geplauder der Weiber und das Miauen der Katzen durch die Fenster“ (I, 366, 368). Denke man nur wie sonderbar und wie abweichend von europäischer Sitte die Gebräuche der Syrier sind: „sie haben Stühle und setzen sich darauf.“ Irren wir nicht, so gehört die Entdeckung dieses außerordentlichen und für Schlichtung der schwebenden Libanonfrage höchst wichtigen Umstandes ganz allein unserer scharfsinnigen Gräfin an.

Auf der Reise nach Damaskus „grüßte sie ein prächtiger Mann im Turban, wie sie ein Mann im schwarzen Frack nie gegrüßt hatte“ (II. 19). Auch fand sie, daß auch bei den Drusen überhaupt die Männer besser aussahen als die Weiber (II. 9). Auf den Ruinen des Sonnentempels zu Baalbek, wo sie die

Fabel Aurora und Tithon zum ersten Mal verstand, fragt die Gräfin in der feierlichsten Stimmung: „Ob wir wohl nicht Alle, wie Aurora, einen greisen Tithonus als eine Idee, einen Glauben, eine Liebe in den Armen halten?“ Wer hat das Glück Nein! — wer hat den Muth Ja! zu sagen? „Ernst wird man mit solchen Gedanken! ernst wird man so fürchterlich, daß ich bisweilen ganz entsetzt auf- und mit der Hand übers Gesicht fahre, um den Ernst zu verscheuchen, und mich selbst frage: Himmel! kann ich wohl noch lächeln“ (II. 31). — Mancher von uns ist auch in Baalbek gewesen, hat aber daselbst, natürlich aus Unkunde der Mythologie, weder an die Aurora noch an den alten Tithon gedacht, noch ist er mit der Hand übers Gesicht gefahren.

Bei den Frauen zu Damaskus entdeckte die edle Gräfin falsche Haare, und „sah sich im Vorhof der griechischen Kirche die Männer an“ (II. 65), weil hinter dem Frauengitter nichts zu sehen war. Beim Anblick der damascenischen Sofabetten aber ruft sie voll Wehmuth: „O, hier muß es sich anmuthig ruhen lassen! hier möchte auch ich träumen — aber wachend!“ (II. 72.)

Wahrhaft beredt und gefühlvoll, und vielleicht das Beste im ganzen Werke sind einige Stellen des 26. und 27. Briefes, namentlich die Threnodie am Schluß des letztern. Auch ist die Beschreibung des Klosters auf dem Carmel, wohin die edle Pilgerin von Beyrut her gekommen war, eigentlich neu, wahr und nach unserm Dafürhalten ganz gelungen. Dafür war die Gräfin auf dem Wege nach Joppe auch wieder besonders gut gelaunt: „sie frühstückte nur mit einem Stück Brod und Ziegenkäse, und zwar auf dem Pferde sitzend, wechselte Reden mit einem Araber der Begleitung, trank aus seiner Flasche, und zog am Ende gar noch die Blouse aus und ritt in Hemdärmeln, weil die Hitze sie erdrückte“ (II. 169). Wenn die Redaction bei etwas erweiterter Industrie und mit etwas mehr Rücksichtnahme auf Vergnügen

und Belehrung des Lesers den Artikeln auch durch bildliche Darstellungen zu höherm Reiz verhelfen wollte, wie gewisse Zeitschriften von Paris, so wäre eben an dieser Stelle Gelegenheit zu einem vortrefflichen Ornament: „wie Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn, ein Stück Ziegenkäse in der Hand, den rechten Fuß im Steigbügel, und den Strohhut auf dem Kopf, in Hemdärmeln gen Joppe reitet!“

Von den wichtigsten Folgen aber für Verbesserung der öffentlichen Zustände im Allgemeinen und für Begründung philosophischer Kenntniß insbesondere war die Ankunft der edlen Gräfin in der heiligen Stadt Jerusalem. Die meisten Leser wissen, daß auf die Frage des Landpflegers Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ bis auf den heutigen Tag noch keine genügende Antwort zu erhalten war, obgleich Heinroth vor bald dreißig Jahren ein sehr geschätztes Buch über diese Materie geschrieben hat und zwanzig deutsche Universitäten seit länger als dreihundert Jahren über die Frage disputiren. Kaum hatte die hochgeborene Gräfin die heiligen Stellen gesehen und die via crucis durchwandert, als in wundervoller Klarheit auch schon die Antwort gefunden ward. Was ist Wahrheit? „Es ist die vom Kreuze. Es aufnehmen, es tragen; nicht stumpfsinnig und dumpf, nicht sich zerbröckeln und zernagen lassen, nicht sich darauf etwas zu gut thun oder darum lamentiren, nicht es als Fessel betrachten, sondern als Feile welche geistige und seelische Fesseln zerarbeitet, nicht als ein Heimgesuchter sich anstaunen noch als ein Auserwählter.“ Die Gräfin ärgert sich beinahe, daß die Welt nicht früher schon auf eine Definition von solcher Deutlichkeit und Kürze verfallen ist. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „werden die Menschen confus gemacht, oder sind sie es von Natur, daß ihnen die einfachsten Wahrheiten so schwer eingehen“ (II. 207 bis 208). Daß bei den täglichen Aufschreibungen über Jerusalem die Geschichte des

jüdischen Volks von Anfang bis zu Ende, dann die Schicksale der heiligen Stadt, und endlich die Erzählung der Kreuzzüge auch vom Beginn bis zu ihrem Ende eingeflochten wird, versteht sich von selbst. Weniger vorherzusehen war eine Theorie des Lichtes und des Sehprocesses, wozu der vielbelesenen und hochgebildeten Verfasserin das hierosolymitanische Sprichwort „Via crucis via lucis" Veranlassung gab.

Ueberhaupt war sich Gräfin Ida Hahn-Hahn ihrer Superiorität über Gesammteuropa nirgend so innig bewußt wie in Jerusalem. Nirgend schleuderte sie aber auch so erhabene, bald tröstende, bald strafende Sentenzen auf occidentalisches Verderbniß herab wie von Zion. Europa im Ganzen, Liberale wie Philosophen im Einzelnen, erhalten ihre wohlgemessenen Geiselhiebe. „In Europa taugt das Blut nichts." (II. 273.) „In Europa herrscht babylonische Sprachverwirrung und eine fürchterliche Spiegelfechterei mit Worten, weil kein Ding so heißt, wie es genannt wird. Definirt z. B. ein europäischer Philosoph, was ein Glas Wasser sei, so wird es klingen, als hieße es das Weltenmeer" (II. 226). — Gegen alle diese Uebel gibt die philosophische und liebenswürdige Reisendinn dem kranken Europa ihre „Orientalischen Briefe", besonders die aus Jerusalem als Medicin. Ihr selbst gelten diese Briefe als Muster des schönen Styles, des Gedankenreichthums, des edlen Ausdrucks und der philosophischen Präcision. Ungemein zart, fein und treffend sind allerdings ihre Bilder aus Palästina, wenn z. B. in Gaza die untergehende Sonne dick und trübe scheint „wie Eidotter" (II. 330), oder wenn die erlauchte Dame das Kamel einen „completen Spießbürger des Thierreichs" nennt (III. 16), und die in großen gelben Halbstiefeln rittlings auf Muli sitzenden Beduinenweiber mit „wilden Gänsen" vergleicht.

Besonders schwierig, dagegen aber auch von der größten

Schönheit und Wirkung, sagen die Stylisten, seien die sogenannten Uebergänge — das Verglätten und Verschmelzen disparatströmender Gedanken in homogene Oberflächen,

. . . tantum series juncturaque pollet.

In dieser seltenen Kunst hat es die edle Gräfin Ida Hahn-Hahn, denken wir, wahrhaft zur Meisterschaft gebracht. Wir haben von diesen Hahn-Hahn'schen Musterübergängen ein Spicilegium für eigenen Trost und für eigene Belehrung zusammengestellt, wagen aber nicht die ganze Fülle vor dem geehrten Publicum auszulegen, weil nach Plato selbst im Guten und Angenehmen alles Uebermaß Sättigung erzeugt. Jedoch ein Paar dieser orientalischen Perlen werden genügen, um das Verlangen kunstsinniger Leser nach dem vollen Schatze aufzuregen. Wie weiland Volney auf den Trümmern von Palmyra, wandelt die hochgeborene Verfasserin tragisch bewegt zwischen den Gräbern von Jerusalem und gedenkt ihrer eigenen Vergänglichkeit in kläglichem Gestöhne: „die Welt geht durch Staub und Moder hindurch. Liebes Clärchen, ich habe einen Fehler —, nimm es nicht so genau“ (II. 254). Auf der phönicischen Küste ward die hochgräfliche Pilgerin einmal von den Kranichen geweckt, und liebäugelte — versteht sich in Ehren — mit den Sternen, die sie schon von Europa her kannte, und zwar so „wie man geliebte Menschen kennt.“ Mit dem Hesperus unterhält sie sogar ein förmliches Liebesverständniß, und betet andächtig gerührt zu einer Sternschnuppe um glückliche Heimkehr ins Abendland: „Sieh, die Sterne haben mir eine glückliche Heimkehr zugesagt: was können die Beduinen mir anhaben? Gott regiert die Sterne, mein Clärchen. A propos von ihnen! weißt du weshalb das türkische Wappen aus einem Stern im Halbmond besteht?“ (II. 112—113.) — Wer von den Lesern bewundert und beneidet nicht die gewandte Gräfin um diese glückselige Leichtigkeit der Diction? Man sieht es klar,

sie gibt sich keine Mühe, sie schreibt was und wie es durch die Sinne fährt, und doch sind ihre Sätze fließend, elegant und schön. Deutschland, um dessen Gunst wir Langsamschreiber so ängstlich buhlen, ist ihr nur eine Art Salon, ein Prunkgemach mit Sclaven angefüllt zum Dienst der Bezwingerin des Orients, der neuen Zenobia! Zehn Werke hat sie ja geschrieben, zehn Triumphe hat sie davongetragen, und das Uebergewicht ihres Standes auch in der Kunst des Schreibens, in Sachen des Wissens und des guten Geschmacks auf lange festgestellt. Oder will man uns etwa hindern die Sache ernstlich zu meinen, Geist und Geschmack der deutschen Optimaten in ihren neuesten Werken zu erkennen und anzupreisen? „Der Mensch ist ja das Maß aller Dinge", sagen nach griechischem Vorgang auch die Weisen von Berlin. Doch zu viel Devotion und Hingebung für überragende Geistesgröße ist auch ein Fehler, und zu feuriges Lob fremden Ruhmes hat man in Deutschland jederzeit getadelt. Beide Fehler sollen den deutschen Literaten besonders eigen sein. Wenn wir uns daher Gewalt anthun und die Aufzählung der Glanzpuncte der „Orientalischen Briefe" mitten im Laufe unterbrechen, so geschieht es nur, um dem Vorwurfe zu großer Demuth und Selbstverleugnung zu entgehen.

Gern hätten wir auch noch vom Nil und seinen Süßigkeiten einiges angemerkt. Denn aus Palästina kam die Reisendinn mit ihrem „schleifenden" Schritt über die Landenge Suez nach Aegypten, wo der „edle und große Mehemed Ali" schon länger als sechsunddreißig Jahre die arabischen Fellah beglückt. Daß ein Urtheil über den vielbesprochenen Mann hier nicht fehle, denkt der Leser schon von selbst. Weniger enthusiastisch als der berühmte „Verstorbene" erkennt die Gräfin wider alles Erwarten in Mehemed Ali „noch nicht den unbedingt großen Mann." Sie scheint sogar zu zweifeln, ob er dieses Prädicat je verdiene,

nicht etwa wegen schlechter Wirthschaft oder wegen tyrannischen Regiments und wegen Fellah-Plackerei, ach nein! das wäre plebeische Empfindelei. Mehemed Ali ist kein großer Mann, „weil er es noch nicht dahin gebracht, daß die Bevölkerung in Aegypten steige" (III. 41). Wer die Bevölkerung steigen macht, der ist im Sinne der edlen Gräfin ein großer Mann. „Für ihre Person hätte sie dem Pascha dieses Bevölkerungs-Incrementum gegönnt!" Die Schuld der Verödung Aegyptens und der verfehlten Größe des Mannes trägt daher weder der Pascha selbst noch die Gräfin, sondern bloß „die Mißgunst der europäischen Mächte", „die dem Satrapen nicht gestatten wollten, sich sicher zu setzen." Der elende Zustand des Volkes „deprimirt" übrigens die hochgeborne Gräfin gar nicht. „Elend", sagt sie, „ist zu lindern, der Noth ist abzuhelfen, die Armseligkeit ist aufzurichten" — versteht sich nur in Gedanken und in der Vorstellung, was schon hinreicht zur Beruhigung einer adeligen Reisendinn, die es nach eigenem Geständniß (III. 101) „in Jerusalem nicht einmal über den Tod Christi zu anhaltender Rührung bringen kann." Unter solchen Umständen wird für die armen Fellah, wenigstens bei der Frau Gräfin, vor der Hand nicht viel zu hoffen sein. Diese vielleicht nur scheinbare Härte und Gefühllosigkeit gegen die Leiden des gemeinen Volkes (in Aegypten) findet man übrigens nicht bloß im gräflich Hahn-Hahn'schen Werke, sie ist gemeinsamer Familienzug aller im Laufe der letzten fünfzehn Jahre durch Leute aus den „höhern Classen", oder durch fromme christliche Seelen geschriebenen Wanderberichte über den Orient. Doch wir unsererseits machen der hochgebornen Gräfin keinen Vorwurf, klagen sie ebensowenig als ihre reisenden Standes- und Gefühlsgenossen optimatischen Hochmuths an. Der Mensch „auf der Höhe des Moments" und der Andacht — scheint es — ist ohne Barmherzigkeit. Eine

Sache aber, für welche Talent, Schreibkunst, Ritterthum und Frömmigkeit zu gleicher Zeit in die Schranken treten, möchte man meinen, könne doch unmöglich eine schlechte sein. Wir selbst sind nicht so kurzsichtig und turbulent wie andere, die da noch immer nicht begreifen wollen, warum sich Mehemed Ali's Gäste und Hochzeitlader in Europa durch vage Bedenklichkeiten abstracter Weltverbesserer und Plebspatrone in ihren Psalmodien auf den neuen Pharao nicht beirren lassen. Gewiß kann man ägyptische Glückseligkeit und des Nil-Satrapen milden und gerechten Sinn mit demselben Ernst und mit demselben Rechte loben, mit dem wir eben jetzt Concept, Styl und Gedankenstrom der neuen Zenobia gepriesen haben!

August Bürck: Die Reisen des Venetianers Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert.

(1845.)

Woher kommt das unruhvolle Gemüth und der rastlose Wandertrieb der weißen (kaukasischen) Menschenrace? Neben den allen Wesen unserer Gattung gemeinsamen Uebeln haben wir Weiße noch insbesondere die Qualen unersättlicher Forsch- und Wißbegier zu ertragen. Während es die Trotter, die Harris, die Abbadie, die Schomburgk nach Sego, nach Enarea, nach Dschindschira und nach den Quellen des Amazonenstroms zieht, verlockt der unheimliche Dämon des Alleskennenwollens Middendorf und seine Genossen bis in die schauerlichen Froströden an der Lena-Mündung. Wo ist das Ziel unserer Mühsale und welche Erkenntniß sättiget endlich den Wissensdrang, der von Noahs Kindern nur Japhets Geschlecht verfolgt? Und doch ist es ungewiß, ob wir Aufruhr und Gährung im Innern mit der Gemüthsstille und der regungslosen Ruhe unserer phlegmatischen Brüder am Parana, am Niger und am Kerulam vertauschen möchten. Der Mensch vermag nichts wider sein Geschick. Und wie das Leben alles thierischen Organismus durch die Circulation des Blutes, ebenso ist das ethnische Leben des Erdballs durch den expansiven Geist und die Springkraft der weißen Race bedingt. Ihrem Angriff und ihrer Bewegung steht als Widerpart die vis inertiae und Selbstgenügsamkeit der gefarbten Welt entgegen.

Alles Leben ist Gegensatz. Innerafrika und Ostasien hätten ebensowenig als die Neue Welt je einen Columbus oder Marco Polo hervorgebracht. Um die großen Fragmente des menschlichen Geschlechts aus dem Zustande cyklopischer Abgeschiedenheit in die freie und schwunghafte Strömung der Gegenseitigkeit hineinzulenken, haben diese beiden Wanderhelden gewiß entscheidender und nachhaltiger, als die genialsten Weltbezwinger und vielleicht nicht weniger tief und einschneidend, als die größten Weisen des Alterthums mitgewirkt. Beide gehören sie jenem Stamm der weißen Bevölkerung an, dem der Urheber der Dinge eine beneidenswerthe Summe physischer und geistiger Vorzüge verliehen hat. Gleich wie man in der französischen Staatsumwälzung und in Kants neuer Richtung des deutschen philosophischen Gedankens, nach der Bemerkung eines geistreichen Mannes, nur den bestimmten Ausdruck dessen erkannte, was der Zeit längst im Sinn und auf den Lippen geschwebt, ebenso wirkten die geographischen Entdeckungen des Marco Polo und des Christoph Columbus gewissermaßen wie ein electrischer Schlag, der eine lose Menge Erfahrungen, Meinungen, Vermuthungen, Zweifel und Sehnsuchten ihrer Zeitgenossen stillte und den aufgestauten Wassern ihr Tempe öffnete. Marco Polo's Entdeckung der völlig unbekannten östlichen Welt ging der Auffindung der westlichen Hemisphäre und den großen Bewegungen der Spanier und Portugiesen des fünfzehnten Jahrhunderts, wie der keimreiche Gedanke der That voran. Beide Heroen wurden von ihren Zeitgenossen, wie herkömmlich, mit Undank belohnt; jedoch verfolgte und verwundete Neid und gekränkte Eitelkeit den Genueser Columbus noch weit empfindlicher und unversöhnlicher als den Venetianer Marco Polo, weil neue Gedanken, deren Wahrheit und praktischer Werth sich einfach leugnen oder wenigstens bezweifeln lassen, weniger beleidigen und erbittern, als kühne gelungene

Thaten, deren Wirkungen sich Niemand erwehren kann. Marco Polo, den ersten Europäer, der als Augenzeuge über Turkestan, über die Mongolei, über China, über die Gewürzinseln und Hinterindien berichtete und die erste Idee vom Dasein Japans nach Occident gebracht, begnügte man sich für seinen Ruhm und seine Schätze mit Unglauben und Spottnamen zu bestrafen. Man fand es lächerlich und impertinent zugleich, wenn der weltkundige Polo in der neuen Ostwelt prachtvollere Paläste als in Venedig und Genua, wenn er Hochstraßen mit Baumalleen, Finanz- und Steuersystem, Volksmenge und Volkszählung nach Millionen, wenn er Handel und Ueppigkeit, Polizei und Regierungskünste, Pflanzen und Thiere gesehen haben wollte, von welchen man damals in den halbbarbarischen Christenländern am Mittelmeer noch keine Ahnung hatte. Und die Zeitgenossen glaubten dem Helden dieser unerhörten Dinge große Nachsicht und Schonung zu erweisen, wenn sie ihn nur „Messer Marco Milione" nannten und für einen ergötzlichen Fabelschmied und Lügner hielten.

So feindselig ist die Natur des Menschen im Allgemeinen gegen jede überwiegende Größe, gegen jedes die gemeine Linie überspringende Thun und Schaffen, gegen alles geniale Stören hergebrachter Vorstellungsweise, gewohnter Ordnung und Begriffe. Wer Andern voraus eilt an Geisteskraft und schöpferischer Erkenntniß, wird und kann nicht eher Verzeihung, Gerechtigkeit und Anerkennung finden, als bis ihn die Zurückgebliebenen eingeholt, bis sie das Eigenthümliche und Ausschließliche seines Wissens durch Selbstexperiment zum Gemeingut erklärt und in den Kreis der Alltagsbegriffe herabgezogen haben. Wie lange diese posthume Gerechtigkeit manchmal auf sich warten lasse, hat man außer Herodot am deutlichsten bei Marco Polo gesehen. Mehr als ein halbes Jahrtausend mußte vergehen, bis die Wahrhaftig-

keit seiner Berichte über das entlegene Morgenland und dessen Politur zu Tage kam. Vom Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts (1298), wo die Ideen des berühmten Levantewanderers zuerst in Umlauf kamen, bis zum Jahr 1818, in welchem der Engländer William Marsden die erste im kritischen Geiste der neueren Zeit bearbeitete und auf die volle Summe der heutigen Weltkunde gestützte Uebersetzung, Sichtung und Herstellung des venetianischen Reisetextes besorgte, ist Marco Polo auf der Liste mittelalterlicher Romane geblieben. Daß in der Zwischenzeit einzelne privilegirte und correcte Geister sogar im langsamen Deutschland den wahrhaftigen Charakter und den historischen Kern des Erzählers ahnten, sieht man aus der um 1671 zu Berlin gedruckten lateinischen Ausgabe des Textes durch Andreas Müller, der unter anderen gelehrten Zugaben dem Werke auch eine „disquisitio geographica et historica de Chataja“, versteht sich mit gehöriger Breite und deutscher Gründlichkeit, als Erläuterung anfügte.

Zur allgemeinen Anerkenntniß aber, sowie insbesondere zum Verständniß des verstümmelten Textes und der unglaublich corrumpirten chinesischen, indischen und tatarischen Eigennamen wäre es in Europa sicherlich niemals gekommen, hätten Glaubenseifer, Waffen und philologische Studien der Westwelt ihre siegreichen Fortschritte nicht bis in jene entlegene, geheimnißvolle und verschlossene Zone ausgedehnt. Denke man nur, in welcher Gestalt ein chinesisch-mongolischer Roman, denn als solcher galten die Erzählungen des „Messer Marco Milione“, — zweihundert Jahre vor Entstehung der Buchdruckerkunst in der italienischen Vulgarsprache niedergeschrieben und durch italienische Copisten fortgepflanzt, die Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts erreichen mußte! Vielleicht ward auf kein Product der alten und mittleren Literatur des Occidents ein solches Maß von Gelehrsamkeit,

Divination, Conjectur und Genie verschwendet, wie auf Marco Polo's Reisetext. Und wenn der Ruhm, hierin das Größte geleistet zu haben, den Britten geblieben ist, so wird die Schuld nicht im Mangel an Mühe und Ingenium der Deutschen, sondern in der glücklichern Weltstellung unserer Nebenbuhler liegen. Was wir aus dem Baustoff, den uns fremdes Talent geliefert, auf mechanischem Wege zu schaffen und zu zimmern vermögen, hat am besten Ritter, der Geograph, gezeigt.

Originelle Restauration und Erläuterung der Marco Polo'schen Verlassenschaft versuchte unter uns, wenn wir nicht irren, zuerst der chinesisch und tatarisch gelehrte Klaproth nicht ohne Nutzen und Erfolg. Jedoch eine Arbeit, die wir William Marsden wenigstens an die Seite stellen könnten, hat er nicht geliefert. Dieser Ruhm war Hrn. August Bürck vorbehalten. Hr. Bürck scheint zwar nicht chinesisch zu verstehen, ja nicht einmal Orientalist im gewöhnlichen Sinne zu sein. An eigene Selbstanschauung des Marco-Polo-Theaters ist natürlich nicht zu denken. Hr. Bürck hat wahrscheinlich seine liebe nebelige Ostseeplatte zeitlebens nicht verlassen. Hr. Bürck besitzt aber entschiedene Gewandtheit, mit fremdem Capital geschickt und gewinnreich Wucher zu treiben, und durch glückliche Combination den literarischen Reichthum Deutschlands nicht unbedeutend zu vermehren. Wie lange diese deutsche Bearbeitung Marco Polo's ihre Geltung behaupten werde, läßt sich beim raschen Schwunge des europäischen Forschungsgeistes freilich nicht vorherbestimmen. Gegenwärtig ist aber Marco Polo in der größten Vollkommenheit und im weitesten Verständniß bei den Deutschen eingekehrt. Schon diese kleine Ehre thut uns wohl, und tröstet ein wenig für den hochmüthigen Spott, mit dem die Nachbarschaft unsere „Träume" überseeischer Colonien mit Handels- und Kriegsmarine und einstigen Zollvereins-Consulaten in Nukaheiwa und Tonga Tabu

geiselt und verhöhnt. Ein wesentlicher Schmuck dieser deutschen Polo-Ausgabe sind die am Ende (S. 597—631) besonders abgedruckten „Zusätze und Verbesserungen", die Hr. Neumann dem Verfasser aufs freundlichste und uneigennützigste überlassen hat. Beim doppelten Vortheil der Sprachenkunde sowohl als der theilweisen Bekanntschaft mit Land und Leuten des Polo'schen Welttheaters gilt Hr. Neumann in Dingen Ost- und Mittelasiens bei den Deutschen mit Recht als bedeutende und wohlbegründete Autorität. Daß Hr. Bürck diese Verdienstestitel wiederholt und vollständig anerkennt und seine Arbeit durch die beträchtlichen Forschungen Neumanns stellenweise zu ergänzen und zu heben sucht, ist eine wesentliche Zierde dieser deutschen Schrift.

Welcher Reichthum an Erd- und Sittenkunde in Marco Polo's Berichten begraben liege, zeigt am klarsten der Umstand, daß nach so vielen Jahrhunderten und nach so großen Leistungen der Neuzeit das Werk theilweise (besonders Buch II, Cap. 46 bis 51) noch immer dunkel und unentwirrbar geblieben ist. Freilich ist auch kein abendländischer Mensch von Talent und Geschicklichkeit so lange und in so günstigen Umständen im östlichen Asien herumgewandert, wie Marco Polo. Als hochbetrautem Günstling des weltherrschenden Imperators Chubilai-Chan standen dem Notizenbuch und der Wißbegierde des edlen Venetianers Zugänge und Erkenntnißquellen offen, die sich seit jener Zeit für jeden Europäer verschlossen haben.

Die Waffen der Mongolen hatten um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Scheidewand zwischen Hochasien und Europa abgebrochen und Zufall mit Handelsspeculationen führten Anfangs die zwei Gebrüder Maffio und Nicolo Polo und nachher Nicolo's talentvolleren Sohn Marco an das Hoflager Chubilai's, des größten und genialsten aller Großchane des

Mongolenreiches, das von den Ufern der Beresina und des Euphrat bis an das Meer von Japan reichte.

Eine kurze Andeutung über Richtung und Wege, auf welchen die drei Polo das den Europäern jener Epoche noch völlig unbekannte Ostasien durchzogen, kann dem Leser nur willkommen sein.

Zu Sarai an der Wolga, nicht weit vom heutigen Astrachan, hatte ein mongolischer Theilfürst, dem Rußland gehorchte, seine Residenz aufgeschlagen, und der Ruf seiner Pracht und Freigebigkeit war bis nach Konstantinopel gedrungen, das damals zugleich mit verschiedenen Provinzen des byzantinischen Reichs noch in den Händen der Abendländer war. Begierde nach Gewinn und vermehrtem Reichthum führte die Gebrüder Maffio und Nicolo Polo um das Jahr 1254 nach glücklichen Handelsgeschäften in Konstantinopel mit einer Ladung Edelsteine an den Hof des Bereke-Chan von Sarai, wo sie freundliche Aufnahme fanden und durch ihr kluges Benehmen bald die Gunst des Herrschers erwarben. Nach einem Jahre gewinnreichen Aufenthalts gedachten sie mit ihren Reichthümern auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, d. i. über den krim'schen Seehafen Soldaia, nach Konstantinopel und Venedig zurückzugehen. Ein unglücklicher Krieg, in welchem ihr Gönner den Angriffen seines in Tabris residirenden Vetters Hulaku erlegen war, verschloß die westliche Handelsstraße und nöthigte die beiden Abenteurer zum Entschlusse, auf weiten Umwegen über die Landschaften östlich vom kaspischen Meere zuerst Persien, und von dort die Seestädte und Handelsniederlassungen der abendländischen Christen auf der syrischen Küste zu erreichen. Sie setzten glücklich über den Jaxartes, und trafen nach vielen Mühseligkeiten endlich wohlbehalten in Bochara ein, wo Hulaku's Gesandter an den Großchan Chubilai fast zu gleicher Zeit mit den beiden Venetianern angekommen war. Der Weg von Bochara bis an die Küsten

des Mittelmeeres war aber nicht weniger gefährlich, als die Straße vom Hoflager an der Wolga nach Soldaia in der Krim. Der Gesandte, ein Mann von großem Ansehen und ungewöhnlichem Geiste, hatte noch niemals Italiener gesehen und lud sie, nachdem er in wiederholten Besprechungen das rüstige Wesen, den verständigen Sinn und die tatarische Redekunde dieser Fremdlinge bemerkt hatte, zur Mitreise an den Hof des Großchans am äußersten Ende des asiatischen Festlandes ein. Das war der entscheidende Augenblick im Leben dieser Männer. Sie schlossen sich ohne alles Zagen mit ihrem Gefolge venetianischer Diener dem Zuge des mongolischen Gesandten an und erreichten, in nordöstlicher Richtung fortziehend, erst nach Umfluß eines Jahres Chubilai's Residenz außerhalb der großen Mauer. Die Aufnahme war ungemein wohlwollend und gnädig, wie der Gesandte, welcher Gemüthsart und Geschmack seines Oberherrn kannte, schon voraus in Bochara versichert hatte.

Der Großchan war kein Potentat im gewöhnlichen Sinne und Maß, er war eines jener Phänomene, wie sie in bestimmten Zwischenräumen über die Erde wandeln als Angelpunct und Markzeichen, so oft ein entscheidender, wesentlicher Schritt in den Geschicken des menschlichen Geschlechtes geschehen soll. Wären die beiden Venetianer nur fromme, aber geistesleere und unwissende Mönche gewesen, so wäre das Ereigniß vermuthlich ohne Spur vorübergegangen. Allein die Polo waren geweckte, welt- und geschäftskundige Männer, die dem mongolischen Universalmonarchen in seiner eigenen Sprache und jedesmal in geeigneten Worten die politischen und religiösen Zustände des Abendlandes schilderten und auf alle seine Fragen über Religion, Kriegführung und Machtumfang der westlichen Königreiche und Fürstenthümer verständig und genügend Bescheid zu geben wußten. Die Träger der mongolischen und der kaukasischen Menschen-

race machten hier das erstemal geistige Bekanntschaft, nachdem sie ihre physischen Kräfte auf den Schlachtfeldern von Liegnitz, Olmütz und Neustadt früher gemessen hatten.

In welcher Weise die edlen Venetianer das Machtverhältniß der Westwelt aufgefaßt und dem Gebieter der neuentdeckten Ostwelt dargestellt haben, verriethen Aufträge und Maßregeln, zu denen sich der kluge Großchan in Folge wiederholter Unterredungen mit seinen Gästen entschloß, mehr als zur Genüge. Die abendländische Kirche hatte ja eben den Kampf mit der weltlichen Gewalt siegreich vollendet, und nach Zermalmung des Kaiserhauses der Hohenstaufen die Macht des heiligen Stuhles auf den Gipfel ihrer politischen Größe gehoben. Das lateinische Europa ward dem Großchan als eine compacte Einheit in der Hand des römischen Pontifex geschildert, so daß nach Vernichtung des islamitischen Chalifats in Bagdad und des Cäsarthums von Byzanz auf der ganzen damals bekannten Erde nur noch zwei Gewalten, das mongolische Großchanat und das christliche Papstthum, übrig waren. Beide standen in der Blüthe ihrer Kraft, und die Frage, ob Europa und Asien Einem Willen gehorchen, oder ob sie auch hinfüro noch als zwei Kräfte sich gegenseitig die Wage halten und eine dritte ins Dasein rufen sollten, war in keinem Weltalter so nahe gestellt, wie zu jener Frist. Die Gebrüder Polo waren gleichsam die Mittelspersonen, durch welche die beiden Competenten um die allgemeine Herrschaft ihr Wechselspiel begannen. Denn offenbar lag die großartige, nach unsern Begriffen fast romanhafte Idee einer Weltreligion im Sinne des gewaltigen Chubilai, und er machte den beiden venetianischen Gästen den Vorschlag, als seine Abgesandten und Zwischenhändler in Begleitung eines mongolischen Würdenträgers zum heiligen Stuhl nach Rom abzugehen, um Sr. Heiligkeit die Wünsche des Großchans der östlichen Erdhälfte zu

überbringen: „Der Papst sollte hundert gelehrte Männer schicken, die durchaus vertraut seien mit den Grundsätzen der christlichen Religion sowohl, als auch mit den sieben Wissenschaften, zugleich aber auch befähigt den Gelehrten des Mongolenreiches mit klugen und rechten Beweisgründen darzuthun, daß der Glaube, zu dem sich die Christen bekennen, höher stehe und auf größerer Wahrheit beruhe, als irgend ein anderer; — daß die Götter der Tataren und die Götzenbilder, die in ihren Häusern verehrt würden, nichts anderes seien, als böse Geister, und daß sie mit allen Völkern des Ostens dieselben mit Unrecht als Götter ehren.“ Weiter sagte ihnen der Großchan: „welches Vergnügen er empfinden würde, wenn sie bei ihrer Rückkehr aus dem Occident etwas von dem heiligen Oel mitbringen wollten aus der Lampe, die ewig brennt über dem Grabe unseres Herrn Jesu Christi, für den er hohe Verehrung hege und den er als den wahren Gott erkenne.“

Tatarisch geschriebene Briefe und Beglaubigungsschreiben an den heiligen Vater in Rom wurden den Gesandten in die Hände gelegt, und zugleich die goldene Tafel beigefügt für Verpflegung und sicheres Geleit durch das ganze mongolische Reich, d. i. durch alle Landschaften Asiens, von der chinesischen Mauer bis zum Seehafen „Giazza“ (Ajas, Issus) in Kleinarmenien oder Cilicien, gegenüber der Insel Cypern.

Niemals vielleicht waren inhaltsvollere Aufträge den Händen zweier Menschen anvertraut! Welchen Gang hätten wohl die Dinge genommen, hätten sich die weltherrschenden, zwischen Islam, Buddhaismus und Christenthum noch unschlüssig wankenden Mongolen mit derselben Wärme für das letztere erklärt, mit der sie sich den beiden andern ergaben? Es war dies eine der größten und entscheidendsten Krisen, durch die das Christenthum in seiner irdischen Erscheinung und Wirksamkeit je gegangen ist.

Die Rückreise der Gesandtenkarawane ging bis Bochara auf demselben Wege, auf dem die beiden Venetianer in Jahresfrist ans kaiserliche Hoflager außerhalb der großen Mauer gekommen waren. Aber so groß waren diesesmal die natürlichen Hindernisse durch Kälte, Schnee, Eis und Ueberschwemmungen der Flüsse, daß sie erst drei Jahre nach ihrem Auszug aus der Tatarenresidenz den vorbenannten Seehafen „Giazza“ in Kleinarmenien (Cilicien) erreichten. Von da schifften sie zum päpstlichen Legaten nach St. Jean d'Acre (Ptolemaïs), wo sie glücklich, aber ohne den mongolischen Würdenträger, der unterwegs erlegen war, im April 1269 eintrafen und sich beim Legaten des unterdessen verstorbenen Papstes (Clemens IV.) vorläufig ihres Auftrags erledigten, bis der neu zu wählende Pontifex in dieser großen und weitsehenden Angelegenheit der östlichen Hemisphäre die geeigneten Maßregeln nähme. Inzwischen machten sie, um ihre Familie nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen, einen Abstecher über Negroponte nach Venedig, wo sie wegen verzögerter Papstwahl über zwei Jahre blieben. Marco Polo, Nicolo's Sohn, während des Vaters Abwesenheit zum neunzehnjährigen Jüngling herangereift, ward als willkommener Reisegefährte mit auf die syrische Küste geführt. Sie pilgerten inzwischen nach Jerusalem, um das verlangte heilige Oel zu nehmen; aber die Christenheit war auch nach ihrem Wiedereintreffen beim Cardinallegaten in Acre noch ohne gesetzliches Oberhaupt. Die Nachricht, daß ihr Beschützer, der Cardinallegat, endlich die dreifache Krone erhalten, traf sie schon auf dem Wege nach Hochasien, weil sie, der langen Zögerung überdrüssig, die Rückreise an das Hoflager Chubilai-Chans nicht weiter hinausschieben wollten. Nacheilende Boten brachten sie wieder nach Acre zum neuerwählten Gregorius X. zurück, von dem sie endlich nach dreijährigem Zeitverlust mit Beglaubigungsschreiben in gehöriger Form und

mit nur theilweiser Erfüllung der überbrachten Aufträge und Wünsche zum Mongolenchan entlassen wurden. Statt der hundert gelehrten Männer, die der Weltgebieter verlangte, schickte der Pontifex nur zwei Dominicanermönche mit der Befugniß, nach der nicht mehr zu bezweifelnden Bekehrung des Großchans und seiner Unterthanen, mongolische Priester zu weihen, Bischöfe zu ernennen und Absolution zu ertheilen, wie der heilige Vater selbst. Werthvolle Geschenke und der päpstliche Segen für den kaiserlichen Neophyten fehlten freilich nicht.

Allein der Unstern, der von Anbeginn der Dinge bis auf die neueste Zeit über alle Eroberungs-, Bekehrungs- und Civilisationsversuche der Europäer in Asien hing, erschien auch diesesmal. Die ägyptischen Mamluken waren eben damals unter Sultan Bondokdar verheerend in Kleinarmenien eingedrungen. Die beiden gelehrten Dominicaner, welche die Mongolei mit ganz Ostasien bekehren und dem Himmel gewinnen sollten, verloren schon in Cilicien den Muth, übergaben Briefe und Geschenke den herzhaftern Venetianern und flohen voll Entsetzen über Bondokdars Christenhaß wieder an die Küste zurück. Die drei Polo mit ihrem zahlreichen Gefolge entrannen zwar allen Gefährlichkeiten, erreichten aber erst vierthalb Jahre nach ihrer Abreise von Acre die kaiserliche Sommerresidenz Chemen-fu, siebenzig Miglien (sechsunddreißig Stunden) nördlich vom heutigen Peking außerhalb der großen Mauer. Gregors X. Briefe, das heilige Oel und die Geschenke wurden in feierlicher Audienz überreicht und zugleich der Bericht über die Hin- und Herreise, über die Gründe des verzögerten Aufenthalts in der Westwelt mit allen Gefährlichkeiten und Abenteuern der Wanderung bei voller Versammlung der tatarischen Fürsten und Herren fließend und sinnig in der Landessprache vorgetragen, vom Großchan aber mit sichtlichem Wohlgefallen angehört und aufgenommen. Auf

die Frage des Monarchen, wer der junge Mensch sei, den er neben ihnen sehe, erwiederte Nicolo Polo mit Klugheit, es sei Marco, sein Sohn, und der Diener Seiner kaiserlichen Majestät. Von diesem Augenblick angefangen, war das Glück Marco Polo's am mongolischen Kaiserhofe gemacht und für das leider verlorene Seligkeitsapostolat in gewissem Maße voller irdischer Ersatz geleistet. Der junge und geistvoll blickende Italiener gefiel dem alten Großchan und ward sofort in Vorahnung seiner Brauchbarkeit unter besondern Schutz des Gebieters genommen und zu einem seiner Ehrenbegleiter (Adjutanten) ernannt.

Marco rechtfertigte das Vertrauen und die gute Meinung seines kaiserlichen Beschützers im vollsten Maße. Der neue Günstling fügte sich vortrefflich in die Sitten und Gebräuche der Tataren und lernte die verschiedenen Sprachen des Weltreiches (Türkisch, Mongolisch und Chinesisch) nicht nur verstehen und reden wie sein Vater und Oheim, sondern auch lesen und schreiben, wobei er so viel Eifer, Geschick und Fähigkeit entwickelte, daß der Großchan bald den Versuch machte, wie sich Marco in Staatsangelegenheiten zu benehmen wisse. Man sandte ihn bei einer wichtigen Veranlassung nach Karazan, einer Stadt, sechs Monatreisen von der kaiserlichen Residenz entlegen, und Marco benahm sich mit solcher Klugheit und vollzog die Aufträge des Imperators mit soviel Umsicht und Erfolg, daß er in der Gunst Chubilai-Chans noch höher stieg und in Kürze mit diplomatischen Sendungen vertrautester Art in die verschiedensten Gegenden des unermeßlichen Reiches beehrt wurde. Der kluge Marco erkannte bald, daß der Gebieter jedesmal mit besonderem Vergnügen anhöre, was er ihm über Sitten und Gebräuche fremder Völker und über die besondern Verhältnisse, über Producte, Handel und Nahrungsstand entfernter Landschaften erzählte. Wohin Marco immer kam, bemühte er sich genaue Kunde über die benannten

Gegenstände zu erlangen, und machte sich schriftliche Bemerkungen über alles was er sah und hörte, um desto leichter und vollständiger die kaiserliche Wißbegierde zu befriedigen.

Bedenkt man, daß ein Mann von so großen und seltenen Gaben siebenzehn volle Jahre Gunst und Vertrauen des Weltgebieters genoß und in wiederholten Aufträgen nicht nur das unermeßliche Hochland zwischen den Gebirgsketten Himalaya und Altaï durchstrich, daß er die geheimnißvollen Landschaften der Wüste Gobi, des Reiches Tangut (Tibet), des Alpenlandes Kokonor, der Heimat der Rhabarbara, der Quellen des Gelben und des Blauen Flusses sah, ja selbst die meisten inneren Provinzen des „Reiches der Mitte“ und sogar Hinterindiens als kaiserlicher Schützling mit der Schreibtafel in der Hand besuchte, so läßt sich leicht berechnen, welche Masse neuer Ideen über Größe und Gestalt der Ostwelt, über Industrie und Städtepracht, über Staatshaushalt, über Geld- und Steuerwesen, über Canal- und Straßenbau, über Polizei- und Regierungskünste, fabelhafte Reichthümer und unerhörte Volksmengen Marco Polo in seinem Notizbuche niederlegte und dem unwissenden Occident verrieth.

Als durchweg praktische Männer begnügten sich die drei Polo etwa nicht bloß Schätze an Einsicht und Weltkunde zu sammeln; sie gedachten auch ihrer ursprünglichen Bestimmung und benützten ihre Stellung am Hofe des Mongolenchans — inmitten des Weltmarktes und des Sammelplatzes aller Reichthümer Asiens — zu gewinnreichen Handelsspeculationen im ausgedehntesten Sinn. Durch italienische Klugheit und kaiserliche Munificenz häuften sie in so langer Frist beneidenswerthe Schätze in Gold und Juwelen auf. Marco gibt in seiner musterhaften Beschreibung von King—sse (Quinsai), der größten und üppigsten Stadt jener Weltepoche, nicht undeutlich zu verstehen, daß er ein bedeutendes Amt in Chubilai-Chans Finan-

zen bekleidete, ein Amt das neben guter Kenntniß und Einsicht über das **Woher** und **Wieviel** nebenbei — wenigstens in Asien — auch meistens etwas materiellen Nutzen gewährt.

Der Chan war betagt, die Taschen der drei Italiener waren voll und die Sehnsucht nach der theuern Heimat in der Lagunenstadt wurde endlich im Herzen wach. Lange wollte Chubilai nichts von der Abreise seiner drei Gäste hören und wies alle Bitten um Entlassung aus dem kaiserlichen Dienstverbande unbedingt, aber in herablassenden und gnädigen Worten, zurück. „Warum wollt ihr die Gefahren der großen Reise ins Abendland noch einmal bestehen? Was fehlt euch hier? Verlangt euer Herz nach Gold und Edelsteinen? Ich gebe euch das Doppelte von dem was ihr schon besitzet, und überdies noch Ehrenstellen wie ihr sie nur wünschet: entlassen aber kann ich euch nicht, weil ihr mir lieb und theuer geworden seid.“ Der Großchan, obgleich Mongole, hatte ganz die Seelengröße Cäsars, die Herrscherkraft Napoleons und dazu noch die versöhnende Milde Alexanders in Behandlung der Ueberwundenen, vorausgesetzt, daß man seine Ansprüche auf die allgemeine Herrschaft des Erdbodens ohne Widerrede als gültig anerkannte. Wohlgeneigtheit und Achtung eines solchen Gebieters gewinnen und bis ans Ende ungeschmälert bewahren konnten nur Männer von ungewöhnlichen Eigenschaften und entschiedener Brauchbarkeit in öffentlichen Geschäften. Willenloser Gehorsam und Sclavensinn waren dem „Herrn der Welt“ nicht genug, er fühlte das Bedürfniß liebevoller, verstandesreicher, freiwilliger Ergebenheit, wie er sie an den drei Polo fand. In ihrer Huldigung erblickte er aber auch zugleich unterwürfige Schmiegsamkeit des ganzen Occidents, und die Idee der Weltherrschaft hatte für Chubilai nur so lange reellen Sinn, als er neben den Großen aus China, Indien, Iran und Turan auch die Repräsentanten der europäischen Menschen-

race in seinem goldenen Palaste sah. Ihr Abzug aus dem Weltprätorium zu Chan-Baligh (Peking) mußte dem Imperator wie ein Lostrennen des Occidents, wie ein Riß in seiner Herrschaft und Allgewalt erscheinen. Und ohne den günstigen Zufall, der ihnen den Heimweg öffnete, hätten die drei merkwürdigen Italiener Venedig wahrscheinlich niemals, in keinem Falle aber vor dem Ableben Chubilai-Chans wieder gesehen.

Gesandte aus Persien hatten für ihren Gebieter Arghunchan eine Braut aus Chubilai's Verwandtschaft abgeholt, waren aber, aus Furcht vor kriegerischen Gefährlichkeiten, nach achtmonatlicher Reise wieder an das kaiserliche Hoflager zurückgekommen, als eben Marco Polo von einer Sendung nach verschiedenen Gegenden Hinter-Indiens heimkehrte und dem Großchan Bericht über die Länder abstattete, die er besucht, so wie über die Umstände seiner Schifffahrt auf dem indischen Meere, das er in verschiedener Richtung und mit der vollkommensten Sicherheit im Dienste seines Gebieters und zu eigener Belehrung gleichsam als Entdecker durchforscht und durchsegelt hatte.

Dieser Umstand öffnete den drei Venetianern unvermuthet die verschlossenen Thore zum Heimatlande. Denn die persischen Gesandten, denen Marco in langer Besprechung die Vortheile des Seeweges von China nach Persien auseinandersetzte, sahen schnell, daß sie in dieser Weise mit ihrer fürstlichen Braut leichter, schneller und gefahrloser als auf dem Landwege durch Oberasien in die Staaten ihres Gebieters Arghunchan gelangen könnten. Chubilai gestattete ihnen willig die benannte Richtung, wich aber nur ungerne und widerstrebend den wiederholten Bitten, ihnen Marco Polo mit seinen beiden Anverwandten als seekundigen Führer und Reisegenius auf die Fahrt mitzugeben. Urlaub, nicht Entlassung ward bewilligt. Nach Stillung des Heimwehes durch einigen Aufenthalt in Venedig sollten sie zum drittenmal

in die Ostwelt zu ihrem Wohlthäter und Gebieter Chubilai wandern mit Nachrichten des Papstes und der Könige von Spanien und Gallien, mit denen sie in der Eigenschaft großmongolischer Gesandten zu unterhandeln Vollmacht hatten. Von den deutschen Fürsten als des Papstes besiegten Knechten war am Hofe des Weltgebieters schon damals (1292) keine Rede mehr.

Dieses hartnäckige und fast sehnsuchtsvolle Festhalten Chubilai's an seinen drei europäischen Gästen dürfte manchen Leser befremden; es findet aber in den oben berührten Umständen, sowie in der Gemüthsart beider Theile seinen genügenden Grund. Der Großchan, obgleich ein Mann von klarem, wohlwollendem Sinn, handelte am Ende doch wie alle Fürsten die, weit entfernt mit Untergebenen Roman zu spielen, Gunst und Neigung, wie billig, überall bloß nach dem Grad individueller Verwendbarkeit bemessen. Chubilai hatte mit andern Gewaltigen der Erde auch den Glauben an die endlose Dauer seiner irdischen Wirksamkeit gemein. Obgleich nahe an achtzig, fiel es dem Herrn der Welt noch immer nicht ein, daß er sterben, oder Marco mit seinen Angehörigen je die Süßigkeiten der Heimat dem Glanze kaiserlicher Mongolengnaden opfern könnte.

Ein Geleit von vierzehn Einmastern, von denen etliche bis dritthalbhundert Mann Besatzung trugen, ward in der Seestadt Zaitun (Tseu-thung) auf der Südseite des Mittelreichs ausgerüstet und mit Vorräthen auf zwei Jahre versorgt. Außer der goldenen Reisetafel für unentgeltliche Verpflegung, so weit Chubilai's Ansehen reichte, gab der milde Gebieter seinen scheidenden Venetianergästen Geschenke an Rubinen und köstlichen Edelsteinen von großem Werthe zum bleibenden Angedenken.

Auf Java, das sie nach dreimonatlicher Seefahrt vom chinesischen Zaitun aus erreichten, hielt sie ungünstiges Wetter fünf Monate fest, und nicht weniger als achtzehn Monate brauchten

sie, um von dort über Ceylon nach Ormus im persischen Meerbusen zu schiffen, wo sie landeten und die mongolische Prinzessin mitten durch Persien an das Hoflager des Sohnes und Nachfolgers des in der Zwischenzeit verstorbenen Arghunchans begleiteten. Von den drei mongolischen Gesandten hatte die lange Fahrt nur Einer überlebt, und von der Schiffsmannschaft selbst waren bei der Landung auf persischem Boden schon über sechshundert Individuen gestorben. Zu Tabris, der üppigen Residenz der Chane von Iran, blieben die drei Venetianer neun Monate, um sich von den Mühseligkeiten und Sorgen der Reise in Geschäften und friedlicher Rast zu erholen. Hier erreichte sie die Kunde vom zeitlichen Hintritt ihres Wohlthäters und Beschützers, des Großchans Chubilai — ein Ereigniß, das sie in bester Form des gegebenen Wortes entband, und zugleich Veranlassung und Aussicht einer dritten Wanderung in die tatarische Ostwelt vernichtete.

Auf dem heute noch üblichen und ihnen aus früheren Zeiten wohl bekannten Karawanenwege durch Hocharmenien kamen sie in die Stadt der gleichfalls den Mongolen tributären Großcomnenen von Trapezunt, und schifften von dort über Konstantinopel und Negroponte wieder in die ersehnte Heimat nach Venedig zurück, wo sie um 1295, d. i. vierthalb Jahre nach ihrer Abreise von Chan-Baligh und sechsundzwanzig Jahre nach ihrem ersten Zug in die Morgenländer, frisch und gesund und mit großen Reichthümern geschmückt, endlich das Ziel ihrer abenteuerlichen und romanhaften Wanderscenen fanden.

Marco Polo war noch nicht vierzig Jahre alt, und sah neben seinen Schätzen in Gold und Edelsteinen den unerhörten Reichthum an Welterfahrung, an Eindrücken und Erinnerungen aus dem Gebiete neuentdeckter Länder und Völkerschaften in seinem Palaste zu Venedig aufgehäuft. Denke man sich einen Reisenden der neuern Zeit, einen jener Morgenlandtouristen, wie

sie in unsern Tagen die Donau hinuntergleiten, die Küstenstädte im Pontus Euxinus, im Archipelagus und in der Runde um das Mittelmeer besuchen, in Smyrna mit geschminkten Fensterdamen kokettiren, zu Beirut auf „Stühlen sitzen", auf Ruhebetten in Damaskus „wachend träumen", am Nil die Beduinen „mit aufgeschürztem Hemd" bewundern oder Mehemed Ali's Küchenzettel gastronomisch prüfen, und dann hundertmal Gesagtes in dicken Bänden wiedersagen, denke man — sage ich — einen dieser Redseligen, dieser Ueberschwenglichen an Marco Polo's Stelle, und berechne dann im Geiste die Bücherfluth und das endlose Diluvium andächtig-empfindsamen oder geistlos-abgedroschenen Trödels, womit sie die Lesewelt überschwemmt und das Kernhafte, das wahrhaft Neue und Nützliche der Erzählung breitgetreten und durchwässert hätten! Unter allen geistreichen Menschen, welche je Bücher schrieben, haben sich beim großen Reichthum an Ideen und Stoff die beiden Italiener Julius Cäsar und Marco Polo dem Worte nach am kürzesten, der Klarheit und Fülle nach aber am bündigsten gefaßt. In der Kunst dagegen, aus geringer und schaler Unterlage endloses Papiergerede herauszuspinnen, hat es unsere Zeit und zwar derweise ***** in ** am weitesten gebracht.

Ein Wanderbuch ins Morgenland beginnt bei uns Deutschen unfehlbar gleich vor unserer Zimmerthür, und erschöpft die Geduld des Lesers meistens schon eher, als der Bericht auf den Punct gelangt, den man nennt:

„ . . . . Idalie
où finit l'Europe et commence l'Asie."

Günther, der schonungsvolle und milde Hahnpatron, findet sogar noch Gründe, diese Ueberschwenglichkeit deutschen Phrasenspieles als lehrreich und ergötzend anzupreisen — eine Weichheit der Gesinnung und eine Eigenheit des Geschmackes, über die man nicht weiter hadern will.

Marco Polo jedoch huldigt einer anderen Oekonomie und stellt den Leser ohne Vorspiel und mit Ueberspringung der weiten, damals Jedermann bekannten Meere und Länder zwischen Venedig und Cypern gleich in den Vordergrund der Scene, in den Hauptstapelort Giazza (Ajas, Issus) in Cilicien, und führt ihn dann raschen Schrittes durch Asia Minor (Turcomanien) und Großarmenien über kolchischen Buchsbaumwälderduft nach Iran und in die lieblichen Landschaften am obern Oxusstrom, über deren Einrichtung, Sitten und physische Beschaffenheit die Gebrüder Polo durch dreimaligen Besuch und ungewöhnlich langen Aufenthalt zu größerer Einsicht gelangten, als je ein Occidentale der frühern oder spätern Zeit. Marco hat den guten Tact, die frühern Reisebemerkungen des Vaters und des Oheims mit seinen eigenen zu verschmelzen und das Viele und Mannigfaltige dreigetheilter Bestrebungen methodisch in schön gegossenem Cyclus zur Einheit auszuprägen.

Der ungeheure Halbbogen von der schönen Oxusthallandschaft Bedachschan quer durch Asien nach Chan-Baligh und Kinssaï im nordöstlichen China, dann zur See über Zaitun und Java nach Ceylon zurück, war für die Europäer des dreizehnten Jahrhunderts eine neu entdeckte, völlig unbekannte Welt, wie es dieser Halbbogen in seiner festländischen Hälfte trotz aller Furie neuerer Wissenschaft und Reisekunst gewissermaßen bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Während es in Amerika, selbst in den höchsten und verschlossensten Thälern der Andeskette kaum noch einen von Europäern undurchforschten Winkel gibt, ward die große Handels- und Karawanenstraße vom Oxus bis an die chinesische Mauer seit Marco Polo, d. h. in einem Zeitraume von mehr als 570 Jahren, nur von einem Abendländer (dem portugiesischen Jesuiten P. Goës, 1602), und zwar ohne wesentliche Förderung geogra-

phischer Kunde, betreten. Erst in unsern Tagen (1839) drang der englische Lieutenant Wood bei Erforschung der Oxusquellen bis zum höchsten Flächenpunct des Erdbodens, der berühmten Hochebene „Pamir", zwischen Bedachschan und Kaschgar hinauf, um die von Marco Polo's Zeitgenossen ungläubig bespöttelten Angaben über die Kraft der Pamiralpenkräuter und über die Schärfe der selbst das Feuer am Brennen und Wärmen hindernden Atmosphäre des „Erddaches" (das ist der Sinn des Wortes Pamir) kundig zu bestätigen.

So schwer, so lang, und fast naturverpönt ist Fortschritt und Wirksamkeit jeder Art von Europa ausgehend in umgekehrter Richtung der Völkerströmung nach dem Orient zurück. Sinn und naturgemäße Ordnung treiben uns mit dem Sonnenlaufe abendwärts.

Am entschiedensten aber und zugleich am beklagenswerthesten beurkundete sich diese Unmacht des reinen Occidentalismus im mißlungenen Versuche, das Weltreich der Mongolen für das sanfte Joch des Christenthums zu gewinnen. Niemals war die Verheißung: „das Evangelium werde der allgemeine Glaube des Erdbodens sein," der Erfüllung näher als im Jahrhundert Marco Polo's, um dessen Namen sich das größte Ereigniß in der Culturgeschichte unseres Geschlechts geschlungen hätte. „Sobald man mich", sagte der Großchan zu den Gebrüdern Polo, „von der höhern Kraft und Weihe des Christenthums überzeugt, werde ich sogleich die Heiden (d. i. die Bekenner des Buddhismus) mit dem Interdict belegen und mich selbst taufen lassen. Meinem Beispiele werden dann alle Fürsten meines Reiches folgen und in gleicher Weise die Taufe annehmen, und dasselbe werden dann, den Großen nachahmend, auch alle meine Unterthanen thun, so daß die Christen dieser Länder die in eurem eigenen Lande wohnenden an Zahl noch übertreffen werden."

Chubilai-Chan blieb aber buddhistischer Heide, und mit ihm

blieb es bis auf diesen Tag mehr als der dritte Theil des menschlichen Geschlechts, so daß die „offenbarte“ Religion des Buddha nach der Zahl ihrer Bekenner den ersten, die offenbarte Religion Christi aber nur den zweiten Rang auf Erden besitzt.

Statt Polo's Nachrichten vom tangutischen Büffel mit Seidenhaaren, von der Palastpracht im Thiergarten zu Schang-tu, von den ausgesuchten Ueppigkeiten und weichen Sitten der großen Stadt Kin-sse, von chinesischer Feuerpolizei und vom Nutzen der Polygamie auszugsweise zu wiederholen, wäre es dem Geiste der Zeit wie dem eigenen Gefühle angemessener, die Gründe herauszusuchen, warum der kluge, geistvolle, gerechte, edel- und menschlichgesinnte Großchan Chubilai nach reiflicher Erwägung und bei vollständiger Sachkenntniß doch ruhig und standhaft den Uebertritt zu unserm Glauben verweigert habe. Man weiß ja, an eindringlichem Mahnen, an Bitten und Drängen von Seiten des heiligen Stuhles durch wandernde Prediger-Mönche hat es zeitweise auch unter Chubilai's unmittelbaren Vorgängern Ogotai, Kujuk und Mengku am mongolischen Hofe nicht gefehlt; auch waren, nach Polo's Andeutungen zu schließen, damals in der östlichen Tatarei und sogar in China die Christen nicht nur weit zahlreicher als gegenwärtig, sie hatten auch gleiche bürgerliche Rechte mit Mohammedanern und Buddhisten, und der beseligende Inhalt der christlichen Sittenlehre war dem Großchan durch langen und vertrauten Verkehr mit Christen vollkommen bekannt. „Das Evangelium“, sagte Chubilai zu den venetianischen Gästen, „verlangt von seinen Bekennern nichts als was gut und heilig ist.“ Wie es aber die glaubenseifrigen Italiener zu günstiger Stunde wagten, einige näher zielende Worte in Bezug auf das Christenthum an ihren Gebieter und Beschützer zu richten, sagte Chubilai ganz ruhig: „Weshalb soll ich ein Christ werden? Ihr selbst müßt gestehen, daß die Christen dieser

Länder nichts wissen und können, was wunderbar ist, die Heiden (Buddhisten) dagegen zu thun vermögen, was sie wollen." Zugleich nannte der Chan mehrere Probestücke priesterlicher Gaukelei und optische Kenntnisse verrathender Kunstleistungen, denen die christlichen Priester in ihrer Unwissenheit nichts Aehnliches entgegenzustellen vermochten. Unter solchen Umständen zum Christenthum überzutreten, meinte Chubilai, wäre in den Augen der Großen des Reiches ein Beweis von Tactlosigkeit und Geistesschwäche, die ihm in Folge verletzter Priesterinteressen sogar am Ende noch „Thron und Leben kosten könnte." Mit diesen Worten hat Chubilai mit dem seinigen zugleich das Geheimniß aller Königsherzen verrathen. Oder haben sich etwa die Gewaltigen der Erde nicht von jeher in großen geistigen Krisen zu jener Religion bekannt, die ihnen die größere Summe von Sicherheit, Macht, Unbeschränktheit, Besitz und Genuß versprach? Sagte ja schon Ahasverus, der König der Könige, beim deutschen Dichter:

„Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen."

Den Fürsten eines gesitteten Volkes gegen die Mahnungen wohlverstandener zeitlicher Vortheile aus reiner Liebe sittlicher Vollendung zum Glaubenswechsel bekehren wollen, scheint unter allen menschlichen Bestrebungen die schwierigste, verzweifeltste und unnützeste zu sein. Auch muß man über die Einfalt oder verschmitzte Heuchelei jener Kirchenhistoriker billig lachen, die (um ja mit unserm Exempel in anständiger Ferne zu bleiben) in Konstantins Uebertritt zum Christenthum die siegende Kraft der Wahrheit oder gar die Wirkung unmittelbar von oben kommender Erleuchtung sehen wollen. „Ahasverus", Konstantin und Chubilai regelten in diesem Puncte ihre Handlungsweise ganz nach dem gleichen Typus, von welchem abzuweichen für die

Ahasverus, für die Konstantin und für die Chubilai der späteren Zeiten noch immer kein überzeugender Grund zu entdecken und aufzubringen war.

Ein solcher Konstantin, der mit Hülfe des Kreuzes und wehender Labarumsfahne den Bürgerkrieg entzündete und seinen rechtmäßigen Herrn im Namen der Religion vom Throne stoßen wollte, that sich während Chubilai's Herrschaft auch in der Tatarei hervor. Marco Polo erzählt aber (als Augenzeuge), wie Nayan-Chan, der Rebell und Verräther, des Kreuzes und der Taufe ungeachtet, durch Chubilai überwunden, gefangen und getödtet wurde. Zu dieser schlimmen Erfahrung im eigenen Lande kamen noch die Berichte über die schmachvolle Wendung der Dinge im fernen Occident, wo die Heere des Statthalters Christi allenthalben den wilden Streitern des „Propheten von Mekka" erlagen. Oder glaubt man etwa, die Niederlagen der Christen vor Mansura und Tunis, in Kleinarmenien, in Syrien und Palästina, und ihre schimpfliche Vertreibung aus der Levante durch die Sultane der cirkassischen Mamluken hätten neben gänzlichem Erlöschen päpstlicher Autorität in Byzanz (1261) kein Gewicht in die zwischen Buddha und Christus lange unentschieden schwankende Wage des Großchans der Tatarei gelegt? Am meisten aber schadete damals unserm Glauben das herbe Loos der christlichen Russen, deren Zustand unter dem Joche der Mongolen in der Vorstellungsweise des Orients als Symbol und letzter Ausdruck der Infamie und politischen Erniedrigung galt. Wie hätte sich der mongolische Weltgebieter zu einer Religion neigen sollen, deren Bekenner im Felde geschlagen, in Sitten, Politur und Friedenskünsten aber nicht viel besser als Barbaren schienen?

Mancher Leser denkt vielleicht: es wäre am Ende doch vortheilhafter und für den christlichen Namen ehrenvoller ausgefallen,

hätte nur der Papst die hundert gelehrten, bescheidenen und mit den „sieben Wissenschaften" vertrauten Theologen (natürlich Dominicaner) nach Chan-Baligh gesandt, wie es der Großchan in seiner ersten Bevollmächtigung der Gebrüder Maffio und Nicolo Polo an den heiligen Stuhl begehrte. Statt „hundert" schickte man zwei, und diese verloren gleich Anfangs den Muth und überließen den Ruhm den Mongolenchan zu bekehren den drei weltlichen Juwelenhändlern aus Venetia. Denke man sich das Schauspiel, wenn hundert barsche und von albigensischem Ketzerblute trunkene Inquisitions-Gesellen St. Dominiks vor Chubilai's goldenem Thron zu Schan-tu oder Chan-Baligh ihr scholastisches Geschoß wider die polirten und verschmitzten Buddhapfaffen geschleudert hätten! Mit welchen Argumenten diese Streiter Christi damals zu fechten wußten, zeigen die gleichzeitigen Scenen im südlichen Frankreich und in den heidnischen Ostseeländern. Vielleicht verdankt man es gerade diesem Saumsal des Papstes und dieser Verzagtheit seiner Predigermönche, daß sich zu unserer Unmacht auf den Schlachtfeldern damals nicht auch noch die Makel ungenügender Wissenschaft und verkrüppelter Philosophie gesellte. Bei erprobtem Unvermögen, die Intelligenz und die Staatsgewalt Ostasiens auf dem Wege geistlicher Eroberung und gleichsam durch einen Dominicanerhandstreich zu unterjochen, wählte man endlich die langsamer wirkende, aber apostolischere Verfahrungsweise: durch Geduld, Schmiegsamkeit und Bearbeitung der untern Classen die oberste Gewalt der Buddhistenstaaten zu ermüden und endlich zur Capitulation zu zwingen, wie weiland die Cäsaren im heidnischen Rom.

Leider stehen aber die apostolischen Ernten mit der Summe der eingesetzten Menschenleben und mit der Masse vergeudeter Schätze, die das andächtige Europa für Bekehrung Asiens zu spenden nicht müde wird, heute in noch weit ungünstigerm Ver-

hältniß als selbst zu Marco Polo's Zeiten. Druck, Verfolgung und Märtyrerkronen gab es auch hier wiederholt, wie einst im Occident unter Diocletian; nur der siegreiche Neophyt Konstantin und sein Edict von Mediolanum ist bis heute für die Mongolen nicht gekommen. Ja es beginnt trotz aller frommen Leerheiten und gottseligen Täuschungen der Missionsberichte aus London, Basel und Lyon das Gefühl vergeblicher Spende und unfruchtbarer Mühe sogar in Deutschland allmählich sich der Geister zu bemächtigen. Den Schlüssel zum Verständniß einer für Europa so peinlichen und so demüthigenden Erscheinung findet man hauptsächlich in Marco Polo's Reisebericht, durch dessen Herausgabe und Erläuterung die beiden benannten Gelehrten (Bürck und Neumann) verständige und correcte Weltansicht mittelbar weiter förderten, als sie vielleicht selbst bedachten. Denn „rerum cognoscere causas", d. h. andächtiger Kurzsichtigkeit und frömmelnder Suffisance die Hülle wegzunehmen und ohne alle Poesie Menschen und Dinge zu zeichnen, wie sie sind, ist der eigenste Charakter unserer Zeit, zu deren Glauben wir uns mit wahrem Luxus von Freimüthigkeit bekennen, und den wir in keinerlei Umständen zu verleugnen gesonnen sind.

Bekanntlich hat einer von Chubilai's nächsten Vorfahren, wenn wir nicht irren, Gujuk-Chan, nach Anhörung des im Staube vor ihm knieenden apostolischen Sendmönches die verschiedenen Religionsbekenntnisse mit den fünf ausgespreizten Fingern der menschlichen Hand verglichen, die sich alle in gemeinsamer Wurzel zur Einheit verbinden. Vergesse man ja nicht, daß Leute, besonders Fürsten, die einmal so denken wie Gujuk-Chan, durch Worte und Verheißungen überirdischen Lohnes allein nicht mehr zu bekehren sind. Sogar das gemeine Buddhistenvolk wird und kann wegen auffallender Aehnlichkeit seines Cultus mit dem römisch-christlichen durch gemeine Theologen-

praktiken wohl schwerlich jemals für unsere Lehre in Masse gewonnen werden. Verbesserung der öffentlichen Zustände durch Unterricht, durch zeitliche Wohlfahrt, durch menschlichere Gesetze und vernünftigeres Regiment wäre für diese Völkerschaften vielleicht förderlicher und gewinnreicher, als daß sich ihre neubekehrten Theologen mit Belassung des alten Schmutzes und der alten politischen Verkümmertheit in ihren Disputen über das Unbegreifliche nicht mehr auf die „Yaçomitra“ und auf die „Sutra-Pitaka“ wie früher, sondern auf Pater Gassendi, auf Pater Molina und auf Pater Moullet und seine Freiburger Moral berufen, und statt Buddha's heiligen Zahn den Gläubigen einen von Gildemeisters zwanzig ungenähten, ächten heiligen Röcken öffentlich als Symbol des Friedens und der ewigen Glückseligkeit bezeichnen. Wir sagen dieses nicht etwa als Gegner der heiligen Zähne und Röcke, an die wir neben verschiedenen inneren Gründen schon deswegen nur mit schuldiger Achtung denken, weil sie den gottesfürchtigen Lamas zu Ansehen und Profit, der gedankenlosen vielgeplagten Menge aber zu lustigen Wanderscenen mit Gewissenstrost und leeren Taschen verhelfen, was man in Mehemed Ali's Reich und in den Staaten des tübetanischen Pontifex für das wirksamste aller „gubernementalen“ Mittel hält. Ebenso wenig deuten wir mit heimlicher Schadenfreude oder gar in einem der Christenheit selbst feindlichen Sinn auf die Erfolglosigkeit vielhundertjähriger Mühen, ja auf die erwiesene Unmöglichkeit hin, die buddhistische Osthälfte der alten Welt durch mechanisches Bibelvertheilen und durch bettelhafte Capucinaden zu Christo herüberzulocken. Im Gegentheil, wir wünschen aufrichtig und warm den Sieg des Christenthums auf der ganzen Erde, weil dieses Evangelium, Dank der Weisheit seiner Bewirthschafter und Spender, überall die wilden Leidenschaften zähmt, Einheit und brudersinniges Nebeneinander seiner Bekenner

fördert und ein neues Jerusalem öffentlicher Glückseligkeit und Staatenharmonie begründet, wie man zu Trost und Belehrung in Helvetien und Deutschland als lebenden Musterbildern alle Tage sehen kann. Wir fürchten aber, Gott habe aus Mitleid und Vorsorge für Erhaltung des irdischen Friedens in der Buddhistenwelt die Herzen der Bewohner so lange verhärtet, bis die uneinigen, in ärgerlichem Hader sich untereinander selbst tückisch zerfleischenden Kirchenmilizen des Occidents durch segensvollere Instrumente ersetzt werden können. Oder läge es am Ende etwa gar im Plane der Vorsehung, daß die Ostwelt ewig buddhistisch bleibe, und nur das Westland christlich sei?

Solche Fragen und Bedenken — sicher boten sie sich auch dem klugen Marco Polo dar — drängte das dreizehnte Jahrhundert noch scheuevoll in das innerste Gemüth zurück; das neunzehnte Jahrhundert aber setzt sie mit Ruhe als Gegenstand öffentlicher Verhandlung auf die Tagesordnung.

Um die üble Laune jener Leser zu besänftigen, welche die freien Reden des neunzehnten Jahrhunderts noch immer nicht ohne heimliches Grauen hören können, wollen wir die religiöse Frage nicht weiter verfolgen, und fügen nur noch zum Schlusse unser kleines Scherflein für Verbesserung des Reisetextes und seiner Uebersetzung bei.

Von Abkürzung, Weglassung und Verstümmelung aller Art, die sich vortypographische Copisten hie und da erlaubten, vermögen freilich auch wir im Texte nichts wieder herzustellen. Aber in einem Werke dieser Art müssen auch kleine Verbesserungen des Gegebenen dem Leser willkommen sein. Wie schwierig es sei, ohne alle Kunde orientalischer Linguistik ein besonders in den Eigennamen correctes Reisewerk über Asien herzustellen, weiß Jedermann und zeigt sich deutlich genug in hundert Stellen des berühmtesten Geographen der Neuzeit, Carl Ritter in Berlin.

Kann man auch ohne Unbilligkeit und Schaden nicht verlangen, daß sich Niemand ohne Wissenschaft in Orthographie und Aussprache der über den größern Theil der alten Welt verbreiteten Türki-Dialekte mit Herausgabe und Erläuterung des Marco Polo'schen Werkes befasse, so darf man doch mit Recht erwarten, daß die Bearbeiter wenigstens die aus englischen Quellen geschöpften Eigennamen und Phrasen des (semitischen) Orients uns deutschen Lesern mundgerecht zu bilden gelernt haben, und daß z. B. das Eskender (Alexander) der Asiaten in einem deutschen Buche correct als „'Skender“ und nicht in englischer Weise als „Secunder“ figurire. Die wenigsten Deutschen können ja wissen, daß die erste Sylbe in 'Skender mit einem zwischen a und e fallenden Laut zu sprechen ist. Auch sollte uns der vielgepriesene Ritter in den Ausgaben seiner „Erdkunde“ nicht immerfort erzählen, der heute mit englischer Pension in seinem Palaste zu Delhi lebende Großmogul heiße „Schah Allum“. Das ist ja ebensoviel, als erzählte ein asiatischer Geograph seinen Landsleuten, der gegenwärtige Beherrscher Rußlands heiße mit seinem Tauf- oder Geschlechtsnamen „Autokrat“, während ihn doch seine kaiserlichen Eltern, wie wir alle wissen, in der Taufe nicht „Autokrat“, sondern Nikolai nannten. In gleicher Weise ist auch „Schah Allum“ nicht persönlicher Name, sondern Rang bezeichnender Titel des weiland obersten Gebieters in Hindustan, und wäre im Deutschen mit „Herr der Welt“, oder „Gebieter aller Creatur“ zu übersetzen. Sprechen und schreiben aber soll ein Deutscher nicht mit Ritter „Allum“, was in Asien kein Mensch verstünde, sondern Âlem, weil es das in Iran und Turan gleichmäßig übliche Schah âlem ist.

Mit dergleichen Bemerkungen, die man übrigens in das Endlose vermehren könnte, wollen wir Ritters Verdienste und seine riesige, in originellem Rahmen kunstvoll eingekeilte Compilation

in keiner Weise benagen und verdächtigen. Der gute Genius behüte uns vor solcher Thorheit und Felonie! Denn wer bloß über einen Theil Asiens zwölf dicke Bände und mehr als sechzehntausend engzeilige Seiten in Groß-Octavo und auf Löschpapier drucken läßt, hat in Deutschland, wäre er auch nicht eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung wie Ritter, sein Ansehen mit Recht bleibend und fest begründet. Nur erlauben wir uns im Geiste des Jahrhunderts die höfliche Bemerkung, daß Ritters ungeheure und staunenswerthe Schöpfung durch einen Zusatz von etwas Kritik und linguistischer Gelehrsamkeit weder an Ruhm noch an Brauchbarkeit und innerem Gehalte viel verlieren könnte. Denn vermuthlich würde ein orientalisch Gelehrter in den „Sahranéschin" (Feldbewohner) des Beludschengebiets nicht so fast „buddhistischer Einsiedler", als gemeines rohes Bauernvolk im Gegensatze polirter Städtebewohner (Schehirnéschin) gefunden haben. In diesem Falle hätte gewiß auch der fleißige und treffliche Bürck (S. 94 Note) das orientalische Manuscript über die Edelsteine nicht, schlechtes Muster blind nachcopirend „Juaher-Nameh," sondern in correcter Form Dschevahir-Name genannt, weil man im Original „Edelstein" dschevher, Plur. dschevahir schreibt und nennt. Wie könnte man es Hrn. Bürck sonach verübeln, wenn er (S. 123 Note) das persische „Ser", Gold, mit „Zur"; das arabische „Belad", Städte, mit „Bulud" (S. 130) und den heute von der Stadt Van, zu Marco Polo's Zeiten aber von der jetzt zerstörten Stadt „Chalat" zubenannten See (S. 69) mit „Geluchalat" statt Gjöl-i-Chalat wiedergibt? Er folgt unbedingt Hrn. Ritter, von welchem kundige Analyse des besagten Namens und wissenschaftliches Ausscheiden des türkischen Appellativums Gjöl (See) und des ungeschriebenen Bindevocals i ebenfalls nicht zu verlangen ist. Dagegen darf man nicht unbemerkt lassen, daß S. 145 Note, die eben-

falls aus Ritter entlehnte Uebersetzung des Wortes „Sarikol“ eigentlich grammatikalisch unrichtig ist, weil „Sari“ im Türkischen nicht „schwarz“, sondern „gelb“ bedeutet. Auch heißt auf Türkisch „Bulut Dagh“ keineswegs „Eisengebirge“, wie man S. 147 Note liest, sondern „Wolkenberg“, was im Grunde doch nicht ganz dasselbe ist.

Wenn ich nicht besorgen müßte, durch zu häufiges und zu pedantisches Corrigiren zuerst Hrn. Ritter, dann Hrn. Bürck und am Ende auch noch den armenisch gelehrten Hrn. Neumann zu erbosen, möchte ich zu der Note 18, S. 43 noch hinzufügen, daß der in Europa als Aithon und Haithon bekannte, von den Arabern aber nach Marsden „Hatem“ gesprochene armenische Königsname bei den Armeniern selbst durchweg Hethum laute, wie ich es oft genug in armenischen Häusern zu Stambul hören mußte und es auch der armenischen Kehle angemessen ist. Aber wozu diese Hyperkritik, diese kokett gewurfelte Gelehrsamkeit? Wenn das so fortgeht — denkt vielleicht der Leser — kommt es zuletzt noch so weit, daß man in Deutschland nur noch Bücher über solche Dinge schreiben kann die man gelernt hat, was in ...s Augen natürlich eine höchst verdammliche und revolutionäre, den Leipziger Meßkatalog puritanisch aushüngernde Neuerung wäre. Warum rennt aber auch, statt wie in der guten alten Zeit das von Gelehrten und Mächtigen Gesagte blind und gläubig hinzunehmen, jetzt alle Welt nach Konstantinopel, um selbst zu prüfen, um zu hören und nachzusehen wie die Dinge eigentlich sind? Dieses unduldsame Besserwissen, Sichten, Lernen und Vorwärtstreiben ist eines der größten Uebel unserer Zeit, weil es überall Ruhe und Bequemlichkeit privilegirten Seins, Habens und Wissens stört, mit keinem Resultat zufrieden ist und erst neulich selbst „Frankenbergische“ Morgenenergie noch ungenügend fand.

Unter Inspiration dieses schlimmen Geistes der Zeit und be-

sonders des leidigen, in Deutschland früher unbekannten Turkistudiums, halten wir unter den vielerlei, meist corrumpirten Namen des Hauptlandungsplatzes der Halbinsel Krim im dreizehnten Jahrhundert gegen Neumanns Anmerkung zu S. 32 nicht Soldadia, sondern Sedac für die ältere und der Wahrheit etwas nähere Form, weil die Krim wenigstens ein halbes Jahrtausend vor dem Erscheinen abendländischer Seefahrer im Pontus Euxinus schon von türkisch redenden Volksstämmen bewohnt war, Sedac aber offenbar das von den Abendländern in Soldaia und Soldadia, von den Griechen aber in Σουγδάια verwandelte Su-Dagh der Türken ist und zu deutsch „Wasserberg" bedeutet. Edrisi's Ansehen gilt hier nichts, weil Edrisi Araber war und das Türkische nicht verstand. Aus Demidoff's neuestem Reisewerk über die Krim weiß man, daß der Ort unter der alten und ächten Form Su-Dagh heute noch besteht, aber seinen Glanz verloren hat und zum Dorfe herabgesunken ist. Dagegen hat Hr. Neumann durch seine Anmerkung zum Namen des berühmten turkestanischen Hochlandes „Pamir" (S. 613) unter allen Commentatoren Marco Polo's einen der nützlichsten und lehrreichsten Zusätze gemacht. Hr. Neumann — das weiß man wohl — hat dieses vielbesprochene Plateau (Tafelland) Pamir und seinen gelben Alpensee nicht etwa selbst gesehen, um in Europa als Augenzeuge zu berichten, daß es die höchstgelegene*) noch grasbewachsene, von einem eigenthümlichen Thiergeschlecht bewohnte und von Menschen wenigstens nomadisch durchstrichene Hochebene des Erdglobus, ja der eigentliche Mittelpunct der Flußsysteme und Gebirgszüge Mittelasiens sei, und daher von den Leuten in Turkestan mit Recht Bam-i-dunja, das Dach der Welt heiße, was mit dem „Pamer" oder „Pamir" des

*) Fünfzehntausendsechshundert Fuß über der Meeresfläche, und folglich nur um zweiundsechzig Fuß niedriger als die Montblancspitze.

Marco Polo natürlich als eines und dasselbe zu gelten habe. Hr. Neumann hat das Verdienst, diese letzten Entdeckungen der Engländer früher und emsiger als andere zu besserem Verständniß des Marco Polo in Bürcks Ausgabe gelehrt und fruchtbar anzuwenden. Uebrigens ist Bam-i-dunja, oder nach osmanlischer Construction Dunja-Bami ein Ausdruck, den etwa nicht bloß in Turkestan, sondern ebenso gut in Stambul und in türkisch Thessalien Jedermann versteht *).

Erwägt man, wie langsam die europäische Wissenschaft in Verification des Marco Polo'schen Wanderbogens vorwärts schreitet, und daß es länger als ein halbes Jahrtausend bedurfte, um nur das kleine Segment vom Hindukusch bis zur Pamir-Ebene hinauf zu erforschen und nachzuprüfen, so möchte man gar zu gern Sallust's Gedanken über das Wachsthum römischer Größe wenigstens in einer Beziehung auf das Wissen und Können unseres Jahrhunderts übertragen. Wie dort, so ist auch hier kein gleichmäßig und consequent zu berechnender Fortschritt wahrzunehmen; überall nur launenhafte Sprünge und unbestimmtes Maß. Wenigen an Kraft und genialem Wesen überwiegenden und das Zeitgeschleppe mit sich fortreißenden und alles bewältigenden Geistern verdanken wir die gesammte Errungenschaft in der Politik wie in der Wissenschaft. Flickwerk und unfruchtbarer Taumel gemeiner Zeiten und gemeinen Trosses füllen die leeren Zwischenräume der großen Männer und der großen Epochen aus.

*) Im Westtürkischen jedoch hört man statt „Bam" meistens „Dam" sprechen.

Constantin Tischendorf: Reise in den Orient.

Erster Band.

(1846.)

Muß denn aber auch jede noch so mäßige Wanderung in den Orient sogleich beschrieben sein? Wir thun diese Frage nicht umsonst, weil die meisten Leser gerade in den Berichten über Levante-Touren ihrer raschen Aufeinanderfolge und ihres eintönigen Inhalts wegen zu mehr als gewöhnlicher Vorsicht rathen. Ohne Zweifel hat auch Hr. Tischendorf wohl voraus berechnet, welcher Einsatz einem jungen Literaten, der seinen Ruf erst gründen soll, durch eine unreife und mißlungene „Jungfernrede“ über den Orient verloren gehe. Hr. Tischendorf braucht über diesen Eingang nicht zu erschrecken. Wir sagen noch nicht trocken heraus, daß seine Jungfernrede unreif und mißlungen sei. Im Gegentheil, wir wollen diese Erstlingsarbeit eines jungen Gelehrten, der vielleicht bedeutend werden kann, ruhig, kurz, ernst und besonders mit jenem wohlwollenden und freundlichen Sinn besprechen, der uns von Natur eigen ist, und den nur Lewald bei einer gewissen Veranlassung verwichenen Jahres in seinen „Randglossen“ nicht recht erkennen will. Rücksichten indessen und verschämt galante Redensarten wollen wir nicht in Aussicht stellen. Frei die Meinung sagen und ebenso frei sie von Andern entgegennehmen, ist die einzige Bedingung wahrhafter und nützlicher Kritik.

Ein Gelehrter, welchen gleichsam von der Schulbank weg die polirtesten Staaten Europa's: Skandinavien, Gallien, Italien in die Wette — versteht sich ungebeten und aus freiem Erguß — mit ihren Ehrenzeichen schmücken, läßt Ungewöhnliches erwarten und kündet Verdienste an, die, je weniger sie etwa schon im ersten Bande sichtbar sind, um so gewisser und glänzender im zweiten zum Vorschein kommen müssen. Bekanntlich reist Hr. Tischendorf auf Bibeltexte und hat am Schluß fünfjähriger Wanderschaft auch die ägyptischen Wüstenklöster, den Berg Sinai und die heilige Stadt Jerusalem besucht, in vorsorglichem Streben, die stellenweise noch unsicheren Pfade zum Seelenheil durch Auffindung neuer Lesarten zu befestigen und auszubessern. Je edler der Zweck und je zerfahrener und bekannter die Wege sind, auf welchen Hr. Tischendorf für uns Belehrung, für sich aber Preis und Ehre sucht, um so begieriger ist das Publicum zu vernehmen, wie er seine Aufgabe löst und hundertmal Gesagtem frischen Reiz zu geben und neue Seiten abzugewinnen weiß. Es wäre nicht zu verantworten, wollte uns Hr. Tischendorf, ohne sich durch gründliches Wissen oder durch reiche Gedanken und eleganten Styl hervorzuthun, mit studentenhaftem Leichtsinn bloß eine neue Auflage, einen magern Auszug stereotypen und trivialen Touristenkrams und leerer Möncherereien über die Landschaften zwischen den Pyramiden und dem Libanon credenzen, im Augenblicke, wo wir eben von der kraftvollen Mahlzeit der beiden Amerikaner Smith und Robinson aufgestanden sind.

Mit Erfolg und Nutzen über die heiligen Länder zu schreiben, haben diese beiden Yankees behutsamen und gewissenhaften Reisenden auf lange hinaus schwer, wo nicht gar unmöglich gemacht. Hr. Tischendorf scheint jedoch das Wagliche eines solchen Unternehmens nicht in gleichem Maße zu fühlen, und besonders von der Gefahr, entweder die Genannten geradezu auszuschreiben,

wie man es an sehr vielen Stellen, besonders aber S. 256 denken könnte, oder doch in allen Stücken hinter dem Meister zurückzubleiben, wenig oder nichts zu ahnen. Wir selbst wollen die eigene Verzagtheit nicht auch für Andere zum Gesetz erheben, gestehen aber offenherzig, daß uns Mangel an Selbstvertrauen nicht weniger, als Prokesch's inhaltsvolle Schriften über die Nilländer und über Palästina, aus dreijährigem Tagebuche über dieselben Gegenden einiges ins Publicum zu bringen, schon vor zehn Jahren den Muth benommen haben. Und jetzt auf die beiden Amerikaner, auf ihr kritisch-strenges Wissen, auf den Reichthum ihrer Gedanken und auf die energische Färbung ihres Ausdruckes hin überläßt sich der unbesonnene Tischendorf mit leckem Kahn der Fluth! Oder sind wir etwa gar zu sorglich und setzen deutschem Bücherwesen ein gar zu enges Ziel? Im Sächsischen mögen sie billiger gewähren lassen, als im wenig lesenden Tirol, wo man die Leipziger Messebücherfluth beinahe für ein ebenso drückend Uebel hält, als die schwellende Woge des Proletarierthums und die weiland gar zu große Beweglichkeit des Koburger Prägestocks. Weniges, aber Gutes möchten wir, und das Uebermaß hat uns wählerisch gemacht.

Ueber Palästina ein Buch zu lesen, wenn es sich weder durch Strenge und Würde des Inhalts, noch durch Eleganz und Schwung der Form empfiehlt, und überhaupt die Summe abendländischer Wissenschaft in keinem Puncte fördert und vermehrt, muthe man ernsthaften und verständigen Leuten nicht länger zu. Das alte Palästina des Josua und des Samuel, das Jerusalem des Titus und die Spuren der dreifachen Citadellenmauer, die den Legionen widerstand, will man gezeichnet sehen und durch sinnige Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit den Satz bestätigt finden, daß sich von Abraham bis auf heute in der alten Landessitte wenig oder nichts geändert habe. Solche Dinge sagen

euch aber nicht die ungelehrten Kalógeri der heiligen Stadt; ihr selbst müßt sie zusammen lesen durch eigene Forschung, durch Klugheit und Geschick. Mit den Fellâhin der palästinischen Bauerndörfer, mit den Bedâwin der Wüste Ziph und Carmel am Todten Meer müßt ihr in der Landessprache reden, ohne Zwischenhändler und unbehindert vom traditionellen Schlendrian mönchischer Frömmigkeit und Unkritik. Mehr als ein Geheimniß hat in neuerer Zeit ächte Deutung einheimischer Localbenennung ans Licht gebracht. Und was die belobten Yankees auf diesem Wege entdeckt und wie viel sie durch ihre strenge Schule und ihr gründliches Arabischwissen gewonnen haben zum Nutzen der Wissenschaft, ist als beredte und dauernde Probe des aufgestellten Arguments mit wunderbarer Fülle in ihrem Werke dargestellt. Wer die nöthigen Vorbedingungen zu ähnlichen Leistungen nicht besitzt, aber doch über Palästina reden will, der sage wenigstens das Bekannte mit neuer Zierlichkeit und male uns durch seine Redekunst in männlich reinem Styl zaubervolle Bilder aus dem Land der Sehnsucht vor. An Gunst der Leser wird es ihm so wenig fehlen, als an Redestoff. Die Melancholie der heiligen Stadt, der lange, dumpfschwere Wellenschlag des Todten Meeres im Hauch der Sommermorgenluft, die Anemonenpracht auf Saron, das helle Grün der Sichem-Aue und die lieblichschön geschwungenen Höhenzüge um Samaria mit dem falben Mauerschimmer der Zinnen von Jerusalem entzünden so leicht die Phantasie. Versagt aber feindlicher Genius auch dieses Angebinde, so schweigt doch lieber still und redet uns nicht mehr durch lange Bücher in abgedroschenem Leierton von eurem Jafa-Thor, von eurem „Franken-Berg", von eurer „Via Dolorosa" und von eurem Bethlehem. Wir wissen das alles schon bis zum Ueberdruß, und eure ewigen Teiche Salomons, euer Cönaculum, eure Mönchslegenden und Lateinernoth haben die Geduld der Leser schon

längst gesättigt und erschöpft. Langeweile gibt es im gelehrten Occident ohnehin genug. Nach frischen Eindrücken und noch nie empfundenen Gemüthsbewegungen verlangen Harville und Rudolph des Eugène Sue.

„Wohlan! Es sei!" rufen die weniger strengen Gönner und deuten triumphirend auf die Paragraphen ihres decorirten Wanderhelden, besonders auf S. 41 der Broschüre hin, wo Herr Tischendorf mit den Nilgondolieren am Canal „direct" arabisch spricht. „Waue deiib?" (haben wir guten Wind?) fragte sie „bedeutungsvoll" der sächsische Tourist. Was ihm aber die olivengelben Knechte Mehemed Ali's auf die Frage zur Antwort gaben, sagt der Erzähler nicht. Vermuthlich haben sie ihm nichts erwiedert, weil die Phrase in dieser Gestalt den arabisch redenden Aegyptern nothwendig unverständlich war. „Hawa täiyib" (Wind gut?) wollte Hr. Tischendorf fragen und wäre auch correcter Styl. Man schreie nicht, wie neuerlich ein berühmter Orientalist in H..d.l...g, „Pedant und Münchner Jesuit", wenn wir in Kleinigkeiten gewissenhaft und kritisch sind und wenn wir, ohne andere Mängel dieser Art hieherzusetzen, bloß auf die fehlerhafte Bildung dieses einzelnen Satzes hin von den gesammten arabischen Studien unseres Bibelritters kaum eine bessere Meinung haben, als der Patriarch zu Kahira von seiner neugriechischen Lesekunst. In der Grammatik ist es beinahe wie in der mathematischen Wissenschaft; die Formen sind präcis, scharf, unerbittlich, und durch Hrn. Tischendorf — er muß es geduldig hören — ist auf diesem Wege, wenn es nicht besser kommt, für Minderung palästinischer Bedenklichkeiten nur wenig oder nichts zu hoffen. Aber sollen wir deswegen bei einem Gelehrten, der Leipzig angehört, der bei Hermann in der Schule war, und nebenher das Buch der Bücher in Form und Inhalt ergänzen will, Schnitzer geduldig übersehen, die man wohl gemeinen

Levantepilgern aus der Handwerkerclasse, aber nicht dem feingeschulten Ohr eines Leipziger Scholars verzeiht!

Warum schreibt denn aber auch Hr. Tischendorf, ohne sich bei Klügeren Raths zu erholen und jedes fremde Wort genau zu prüfen, wie es seine Genossen thun, Dinge in sein Buch hinein, die er offenbar nicht gelernt hat und deren Unkunde man ohne Erröthen in Deutschland gestehen darf? Andere haben bei ihrer Landung in Aegypten von solchen Dingen auch wenig oder nichts gewußt, haben aber weislich stillgeschwiegen und sich erst näher umgesehen. Merkt Hr. Tischendorf nicht, wie ungünstig die Zeiten für solche Rodomontaden sind, und wie das Vertrauen auf Tüchtigkeit und körnigen Gehalt deutscher Wissenschaft bei den Nachbarvölkern mit jedem Jahre sinkt? Wenn der Britte in gerechtem Selbstgefühl diese incorrecte und flüchtig-leere Skizze des zu laut und zu voreilig ausposaunten Leipziger Gelehrten mit dem kräftigen und streng-geschulten Werke Robinsons vergleicht, kann man es dann übel nehmen, wenn in fremden Blättern, wie erst letzthin, über deutsche Literatur Urtheile zum Vorschein kommen, worin wir nicht bloß in Geschmack und Gedankenenergie, in „Männlichkeit" und Eleganz der Form im civilisirten Europa den letzten Platz erhalten, sondern worin man sogar unser Capitalvermögen: Erudition, schulgerechtes Wissen und Können, mit Hohn bespöttelt und verlacht. Es ist nur geringer Trost, wenn wir Deutschen selbst freigebig eigene Größe loben und in feierlichem Ton brittische Kritik als ungerecht, gehässig und flatterhaft verdammen, außerhalb der germanischen Marken aber Niemand an unsere Unschuld glauben, Niemand uns von der Anklage des „Mangels an wahrer Bildung und geistiger Kräftigkeit" absolviren will, und der Fremde mitleidig und verächtlich herüberruft:

quin sine rivali teque et tua solus amares!

Wie dürfte man aber auch vermuthen, das ernsthafte, große, thatkräftige Volk der Britten täusche sich in Masse und versage deutscher Nation in freiwilliger Verstocktheit und in boshafter Verblendung, selbst nach Einsicht und genauer Kenntniß der Acten, verdiente Anerkennung und billiges Gericht? Oder meinen etwa diese stolzen Insulaner, einem Volke das an die vierzig Millionen zählt, aber seines unbesiegbaren Phlegma's und seiner christlichen Demuth wegen in der politischen Welt doch für nichts geachtet wird, einem Volke das sich in Brasilien als Lastvieh verhandeln, in Jerusalem aber schutzlos und geduldig von Mitchristen wie von Moslimen mißhandeln läßt, ohne daß die Galle überfließe oder irgend ein Protest erfolge, einem solchen Volke müsse es von Natur an körnigen Gedanken fehlen, wie an Ebenmaß und Sinn für kräftig schönen Styl? Oder wären am Ende gar politische Größe, Macht und Ehrenhaftigkeit überall die unerläßliche Unterlage auch für Geistesenergie, für Schwung und Geltung in der Wissenschaft? In diesem letzteren Falle bliebe uns leider nichts weiter übrig, als stille Selbstbewunderung und nebenher der süße reiche Lohn, den bekanntlich Deutschland selbst so freigebig und so gern seinen gelehrten Bücherschreibern zollt. Leider erheben sich auch von dieser Seite gewisse Bedenklichkeiten ernster und neuer Art. In Deutschland hat die Schule das Monopol verloren. Wissenschaft, Urtheil und Geschmack, ja selbst die Kunst ein Buch zu schreiben, ist jetzt allgemeines Gut. Der Zeitgeist selbst in seinem unwiderstehlichen Drang nach schrankenloserer Regsamkeit, nach gerechterer Vertheilung geistiger und materieller Genüsse ist gegen zünftiges Bücherschreiben in die Schranken getreten. Kastenwesen, Parteiinteressen und Coterie mit ihrem privilegirten Gelten und Thun brechen überall zusammen in der Politik wie in der Wissenschaft. Tory und Whig — man sieht es ja in England — sind leere Worte, Schattenbilder

ohne Nerv und Kraft. Hof- und Akademiesentenzen, Leipziger Recensentenkunst und geschniegeltes Berlinerthum haben sich in der höhern Einheit volksthümlicher Interessen aufgelöst. Und wenn unser Gewerbe nicht ganz verfallen und das Gelehrtencorps zum Gespött des Tages werden soll, sind Reformen an uns selbst unerläßlich und die Mahnung des Hippolochus:

„Ueberall die Ersten sein und hervorragen über die Andern,"

kann uns allein das Verlorne wiederbringen. Vielen gefallen ist nicht so leicht als die lobende Stimme weniger Zunftgenossen zu gewinnen. Dagegen vergißt man aber auch gar zu gern, um welchen Preis sich das Publicum sein Lob kräftiger Gedanken und musikalisch-schöner Symmetrie bezahlen läßt,

heu nescis, nescis magnae fastidia Romae!

Bei allem Leichtsinn scheint aber Hr. Tischendorf, wenigstens im flüchtigen Augenblick, das Bedenkliche seines literarischen „Debüts" dem Volke gegenüber doch zu fühlen und versichert uns im Vorwort: er habe weit mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geschrieben. Hofft er vielleicht mit diesem Bekenntniß die Kritik zu entwaffnen und einen Freipaß zu erschleichen für die vulgären Züge seines ungemeißelten Levantebildes? Wir glauben daß seine Hoffnung vergeblich ist. Erzwingen lassen sich Mannhaftigkeit im Concepte und elegante Darstellung freilich nicht, und seit Horaz und Lucian ward in beiden oft gesündigt und viel gelacht. Abgeschmackt zu sein ist und bleibt bei alledem ein unverjährtes Recht der Bücherwelt. Aber im Style spiegelt sich die Seele ab, und wenn uns Schwung und Tüchtigkeit, wenn uns Schmelz und warmer Hauch des Colorits wundervoll erweckt und entzückt, so darf es Niemand übel nehmen, wenn uns das Matte, das Alltägliche, das Ungeordnete widerlich ist und Langeweile macht.

Wenn Hr. Tischendorf erzählt, sein „Auge habe auf der Nil-

fahrt in manchem neuen Genusse geschwelgt (42)"; wenn er an den arabischen Barkenleuten „überhaupt eine eigene religiöse Haltung fand (44)", und die geistreiche Bemerkung beifügt: „Uebrigens hielten wir auf der ganzen Nilfahrt nicht selten an (44)", so ist das — höflich ausgedrückt — für ein orientalisches Reisebild ziemlich matt und trivial. Oder findet der Leser etwa mehr Kunst, mehr Wärme, Geist und Energie bei der Nachricht, daß sich auf einer Wüstenfahrt des Herrn Doctors „die Kamele wie ehrbare Philister hielten (112)", oder wenn Hr. Tischendorf, dem die Distelstacheln „vom bloßen Sehen wehe thaten", voll Pathos ausruft (157): „Was für eine glückliche Constitution mag so ein Kamelmaul haben!" oder wenn er auf dem Wege zum Sinai kindlich und schülerhaft erzählt, wie „die Kamele ihr Morgenlied, und zwar größtentheils in einem unbegreiflich tiefen Basse brüllten, einige dazwischen meckernde Ziegen aber sich wie hüpfende Discantisten ausnahmen (216)"? oder wenn unserer Wanderer die Gefühle schildert, die er in der Wüste hatte. In der Sinai-Wüste „fühlte es Herr Tischendorf zum erstenmale mit aller Lebendigkeit, daß er in der Wüste war, und man sich durch nichts in der Welt so sehr in sein tiefstes Innere verliere wie durch die Wüste (158)"? Neben der Wüste und ihren Beduinen hat Hrn. Tischendorf, wie man sieht, das Kamel besonders viel beschäftigt. Hr. Tischendorf glaubt: die modernen Physiologen haben unter ihren vielen Physiologien dem Kamel noch keinen Platz gegönnt. Hr. Tischendorf will zwar „keinesweg den Versuch machen", zieht aber aus seinen Kamelstudien die weise Lehre: daß es in der Welt keine verfehlten Carrieren geben würde, wäre Jedermann so sehr an seinem Platze wie das Kamel in der Wüste (257). Hr. Tischendorf, scheint es, ist ganz an seinem Platze. Aber aller Weisheit ungeachtet verirrte sich Hr. Tischendorf und „stand an Abgründen, die sich bei dem boden-

losen Sande sehr bedenklich ansahen (274)." Wie einst der „rüstige" Greverus von Oldenburg im moraitischen Dorfe Georgati den ganzen Abend und den folgenden Morgen die albanesische Jungfrau Helenaja „studirte", so hat auch Herr Tischendorf in der Wüste El-Arisch „die lieblichen feurigen Augen einer Gazelle" studirt (275), und nachher gefunden daß „der Empfang der ihm zu Ghaza wurde, der Philister werth gewesen wäre (284)."

Aber nur Geduld! Unser Tourist wird sich höher schwingen, sowie sein Fuß die Auferstehungskirche in Jerusalem betritt. „Manches gibt's was stört in diesen heiligen Räumen", bemerkt am Schlusse des Buches (318) voll Wärme und Rührung Herr Tischendorf.

Da sieht man die Bosheit, denken vielleicht Hr. Tischendorf und seine Gönner, wenn sie diese Zusammenstellung leitender Gedanken lesen. Man kennt ihn schon — wird es heißen — diesen Kritikus aus Tirol. Mit Umgehung besserer Stellen hebt er einzelne Schwächen, die man wohl in jedem Buche findet, malitiös hervor, bindet sie, wie Virgils Corydon den Blumenstrauß, in einen Büschel und hält sie dem geplagten Autor zur Beschämung hin! Oder könnte Jemand glauben, Kamelbaß und Ziegendiscant mit Gazellenaugen und Philisterpolitesse sei alles, was ein sächsisch geschulter Literat über den Orient zu sagen wisse? Unsererseits wäre eine solche Behauptung die größte Ungerechtigkeit. Hr. Tischendorf, wie es denn auch nicht anders zu erwarten ist, hat nicht bloß über Kamele, Mönche und Philister nachgedacht; nein, er hat zugleich über moralische Zustände der von ihm bereisten Länder, über Alterthümer, über Landschaftseindrücke, über den Charakter merkwürdiger Individuen und als Gottesgelehrter insbesondere über biblische Controversen in seinem Buche verschiedenes eingestreut.

Sind seine Bemerkungen z. B. über Kairo auch nicht gera-

dezu neu dem Inhalte nach, so sind sie doch originell in Form und Concept: „Jetzt", sagt Hr. Tischendorf (66), „springe ich schnell einen Augenblick auf den Bazar, der in meiner Nähe ist; da schlürft sich das Leben Kairo's in vollen Zügen. — So heftig die Sonne brennt, so reitet sich's doch kühl durch die engen ungepflasterten Straßen. . . . . Da sitzen die Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen, die Pfeife im Munde und in der Hand eine Tasse Mokka, die sie mit dem nachdrücklichsten Ernst zu behandeln wissen. Noch vor einer Barbierstube muß ich stehen bleiben. Da vergehen einem die Gedanken, sieht man so einen Kopf einseifen" (68) . . . — Daß man zu Kairo in Aegypten auch rasirt, auf dem Markte sitzt und Kaffee trinkt, und zwar nicht ganz so wie im Sächsischen, weiß eigentlich Jedermann. Hr. Tischendorf glaubt aber, er müsse diese kairinischen Eigenheiten als Entdeckung neuester Art nach Europa melden. Höchst plastisch jedoch und fein in der Wendung wird vom Verfasser (S. 68) der Anblick einer eben vor dem englischen Consulat in Kairo eintreffenden Suez-Karawane geschildert: „Hundert Kamele stehen noch gepackt unabsehlich in Reih' und Glied. So eine soldatenmäßig aufgestellte Schaar dummer Gesichter macht einen originellen Eindruck."

Wie man aus einer Reflexion über den Stand der Kairo-Citadelle schließen darf, ist Hr. Tischendorf besonders in Politik und Cabinetssachen ein schlauer und penetranter Mann, da er unter andern Geheimnissen auch den verborgensten Gedanken der Juliusdynastie durchschaut: „Auf der Citadelle von Kairo", sagt Hr. Tischendorf (70), „richten viele aufgepflanzte Kanonen ihre Drohung auf die Stadt; in Kairo gibt's keine Pariser Deputirten-Kammer." — Kanonen und Citadellen, glaubt Herr Tischendorf, haben keine andere Bestimmung, als Pariser Deputirte zu erschießen.

Als „Kritiker und Ausleger der Bibel“ meint Hr. Tischendorf, er dürfe in gewisser Hinsicht dem Leser auch über die Nitrischen Klosterbrüder sowie über die Wüste Sinai seine Bemerkungen nicht gänzlich vorenthalten. Diese Bemerkungen sind aber ungewöhnlich kurz gefaßt; „Weniges aber Treffendes“ sagt er uns, wie der Redner beim Homer: „die Andacht (der nitrischen Mönche) fand ich äußerst mangelhaft (120)“; und „zu den interessantesten Bekanntschaften die ich in der Wüste machte, gehören die Heuschrecken (259).“ Leider ist Hr. Tischendorf später veranlaßt die beschränkende Erklärung beizufügen, daß seine neuen Bekannten, „die Heuschrecken im Schwimmen für keine Helden gelten (261).“ Noch etwas gedrängter und bildlicher ist das in Palästina entdeckte Symbol des hinfälligen Osmanli-Sultanats, über welches man in europäischen Diplomatenstuben so erbauliche Diatriben hält. Bei einem Brunnen zwischen Jafa und Jerusalem sah Hr. Tischendorf einen sterbenden Türkenschimmel, dem man auch noch Mähne und Schweif abgeschnitten hatte. „Unwillkürlich“, sagt Hr. Tischendorf (298), „kam mir der Gedanke, diesen sterbenden Renner, wie er sich noch mehrmals schnaubend emporraffte, aber immer wieder niedersank, als ein Bild von der Gegenwart des türkischen Reiches zu nehmen.“ Ist das nicht fein gedacht? Was werden etwa Reschid Pascha und sein erhabener Gebieter zu diesem Tischendorf'schen Symbol sagen? Etwas Eigenthümliches im Gedankenspiel ist Hrn. Tischendorf überhaupt nicht abzusprechen, obgleich man Folge und Zusammenhang seiner Ideen nicht allzeit entdecken kann. So überrascht er z. B. (S. 153) den Leser völlig unerwartet mit der Erklärung, daß „er es nun einmal entschieden mit dem Prädestinationsglauben halte, und zwar vielleicht noch mehr mit dem türkischen als mit dem christlichen“, weil ihn „am 10. Mai Nachmittags 3 Uhr im großen Hausgarten zu Kairo die Hitze so empfindlich drückte, daß er

meinte, es könne erst Mittag sein.“ Dieser Grund türkischer Fatalist zu sein ist allerdings etwas sonderbar.

Der am wenigsten gelungene Theil des Buches ist aber jedenfalls die Erzählung der Landfahrt von Kairo nach Jerusalem (269). Wollten wir diesen Abschnitt für äußerst schwach im Concept und für völlig mißlungen in der Form erkären, so wäre das Urtheil vielleicht etwas hart, aber sicherlich nicht ganz ungerecht. Wir thun diese Erklärung aber nicht, gestehen jedoch daß die erlauchte „Reisendinn“ mit dem „schleifenden Schritt“ diese Partie der Wanderschaft mit ungleich mehr Geschick und Anstand als Hr. Tischendorf behandelt hat, wofür sie auch verwichenes Jahr um diese Zeit gehörig gelobt und gepriesen ward. Wie kann man aber auch nur gar so gedankenleer, gar so marklos, nichtig und zerfahren im Bau der Rede sein.

Junge, in einer der Metropolen deutscher Intelligenz auftretende und vielleicht nur etwas zu pomphaft vorausgepriesene Literaten gleich beim ersten Erscheinen auf der Bühne mit solchen Höflichkeiten zu begrüßen, kann für einen billigen und in ähnlichen Bestrebungen betheiligten Mann nur ein höchst zweifelhaftes Vergnügen sein. Auch begreift man den Widerwillen und den Aerger selbstgefälliger und ihre eigene Kraft nur zu gern überschätzender Anfänger in der Schreibekunst, sich in Journalen herumgezogen und rücksichtslos beurtheilt zu sehen. Wir selbst haben das größte Mitleiden und grämen uns empfindlich, Hrn. Tischendorf, der so ausschweifende Vorstellungen von seiner literarischen Größe hat, in seinem Traum zu stören und seine Kartenhäuser umzuwerfen. Aber wir alle leiden unter den Sünden des Einzelnen, und schon die Wahrnehmung gemeinsamer Interessen nöthigt zu gegenseitigem Ueberwachen und zu unerbittlichem Gericht. Nicht des Mangels an Talent, nicht hoffnungsloser und unverbesserlicher Geistesdürre klagen wir den Verfasser

an, wohl aber der Unreife, der Voreiligkeit, der Selbst-Ueberschätzung, der Eitelkeit und besonders der unverzeihlichsten Respectsverletzung gegen das Publicum, dem er durch so geringhaltige und ungegohrene Leistungen zu gefallen hofft. Zum Glück sind dies lauter Sünden, die bei rechtzeitiger und gründlicher Mahnung von der einen Seite, von der andern aber durch Fleiß, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unschwer zu tilgen und zu verbessern sind. Die schöne Stelle (137) über die ägyptischen Mumien und „der Pfingstmorgen auf dem Sinai" (224) zeigen klar genug, was Hr. Tischendorf leisten wird, wenn er erst noch mehr gelernt hat, wenn er, statt aller Welt Trödel und Zierrath zu conscribiren, lieber nach dem wahren Schmuck des Mannes, nach standhaftem Sinn, nach gründlichem Wissen, nach Erfahrung und Weltkenntniß strebt, wenn er gewinnreicher als bisher zum Genius der Vorzeit in die Schule geht, und besonders wenn er das häufige, nie genug zu empfehlende „stylum invertere" der alten Meister nicht vergißt. Der billigste Richter, ja selbst der redlichste Freund und Gönner muß bekennen, was Hr. Tischendorf im ersten Theile seiner Reise gibt, ist zu wenig, zu unvorbereitet, zu leer und zu schwach, als daß sich selbst deutsche Langmuth begnügen könnte. Wer mit solchem Pomp, mit solchen Ansprüchen im Felde erscheint, muß über gewaltigere Kräfte zu verfügen haben als unser junger Bibelheld. Schnell und doch schön zu schreiben ist selbst privilegirten Geistern nicht gegönnt. Guter Styl läßt sich nur durch reiche Gedanken und durch lange herbe Probezeit gewinnen — ein Axiom, von dem Hr. Tischendorf kaum noch eine Ahnung hat. Natürlich ist unsere Kritik nur auf die Voraussetzung berechnet, daß man durch dieses neue Buch das deutsche Publicum über den so viel besprochenen Orient noch weiter unterhalten und belehren will. Macht es aber keine höhern Ansprüche als eine gewöhnliche Marktausstellung, auf welcher zu sehen ist:

„Wie der berühmte und weise Decorationsdoctor Sofraköi eine Fahrt ins Morgenland unternimmt und über den politischen Gesundheitsstand des türkischen Reichs Bericht erstattet", so ist freilich weder in der Form noch im Inhalt selbst irgend etwas zu verbessern und auszustellen. In diesem Falle nehmen wir unser Urtheil unbedingt zurück. Hr. Tischendorf greift aber höher und meint, als neuester der gelehrten Orientstouristen müsse er unter andern Schwierigkeiten auch drei besonders eingreifende, von den Vorgängern noch immer nicht sattsam durchgefochtene Levantecontroversen alter und neuer Zeit durch die Autorität seines Wortes zur Entscheidung bringen. Man weiß ja z. B. allgemein, daß in Europa noch immer gestritten wird, wo und wie die Kinder Israel durch das rothe Meer gegangen, dann, ob die heiligen Orte, wie man sie in und um Jerusalem den Pilgern heute zeigt, wirklich identisch mit den Orten aus den Zeiten Christi seien, und endlich welcher occidentalische Kritikus im Urtheil über den berühmten Mehemed Ali der Wahrheit am nächsten stehe?

Schon der Einfall eines unversuchten Anfängers, sich als Austrägalinstanz mitten unter kampfgeübte Gegner hinzustellen und Aller Augen auf sich und seine That zu lenken, mag vielen Lesern sonderbar erscheinen. Auch hat dieses gewagte Unternehmen zur Entstehung vorliegender Anzeige nicht unbedeutend beigetragen. Gegen die Form der Tischendorf'schen Vermittlung ist nichts einzuwenden. Die Rede ist überall anständig, wie denn überhaupt Anzüglichkeiten, Witzeleien und beißende Bemerkungen gegen eine der sich befehdenden Parteien nicht in der Natur unsers Touristen sind. Diese Zahmheit ist ebenso klug als lobenswerth. Dagegen macht sich Hr. Tischendorf die Sache selbst so leicht und thut seinen Spruch mit so müheloser und studentenhafter Petulanz, daß man bei aller Behutsamkeit im Aus-

drucke seine Souveränetätsgelüste doch nicht so ganz unbestritten gewähren lassen kann. Das Gerede für und wider den ägyptischen Gewalthaber will man hier nicht weiter berühren; es ist ja bis zum Ueberdruß verhandelt und bekannt. Nur der eitlen Unbesonnenheit, mit welcher Hr. Tischendorf die Ansichten des „Verstorbenen" über Mehemed Ali für uns Europäer zum Kanon erheben will, muß man sich ernstlich entgegenstellen. Die Logik des „Verstorbenen" ist freilich ein Meisterstück: „In Aegypten gibt man auf Kosten der armen Fellah vornehmen Herren aus der Christenheit gaumenkitzelnde Speisen zu essen und seidene Stühle zum Niedersitzen; ergo ist Aegypten ein vortrefflich regiertes Land und eine wahre Musterwirthschaft für die Königreiche der Christenheit." Auf dieses scherzhafte Argument des liebenswürdigen Semilasso gestützt, läßt sich unser Bibelkritikus im schattenvollen Schubragarten zwei Stunden lang Mehemed Ali's Phrasen übersetzen, bemerkt während der Unterredung „zwischen den Augen des Wesirs eine mehr als ernsthafte Falte" (S. 49), und erkennt dann augenblicklich, daß Semilasso's Syllogismus durch seine Schärfe und Gründlichkeit alle Einreden der Gegner niederschlägt. Vergleicht man dieses corruptvornehme Absprechen über ägyptische Zustände mit dem verständigen, nüchternen und ehrenfesten Urtheil Robinsons (S. 45 ff.) über denselben Gegenstand, so kann man nur wenig Lob und wenig Beifall für Männer übrig haben, denen es an richtiger Einsicht und an Erkenntniß des wahren Standes der Dinge offenbar weit weniger fehlt, als es ihnen überhaupt an sittlichem Ernst und an wahrer Weisheit gebricht. Denn daß ohne Vernunft und ohne Gerechtigkeit wahre Größe und preiswürdige Fürstentugend nicht bestehen könne, und „réussir à tout prix" für gewissenhafte Männer nicht der rechte Maßstab in Würdigung irdischer Gewalten sei, ist ein Satz, den wohl viel-

leicht der „vollendete Welt- und Lebemann“, nicht aber der Leipziger Student und fromme Bibelkritikus bestreiten darf. Und wenn Tischendorf dennoch lobt, was Philosophie und gesunder Verstand verdammen muß, so erkennt man in diesem Urtheil nur die Wirkung jener geckenhaften Eitelkeit, die uns Flittertand, äußere Vorzüge und schnelles Emporkommen höher zu achten verleitet als kernhaftes Wissen, innere Heiterkeit und mannhaft festen Sinn.

Mehemed Ali's Verdienste für Handhabung ägyptischer Polizei und Fremdensicherheit hat man ja oft genug anerkannt. Auch das angeborne Herrschertalent und die geniale Vorurtheilslosigkeit des Satrapen hat Niemand abgeleugnet, und zur Noth würde man sogar auf das Recht verzichten, diesem alten Türken in seiner Nilwirthschaft tadelnd einzureden. Denn sind die Aegyptier wirklich von Gott bestimmt als Beispiel zu dienen, wie viel maßlose Selbstsucht und Tyrannenlaune eines Menschen über seine Mitgeschöpfe vermag, so könnte man nicht bloß den Knecht, man könnte sogar den Meister loben, den einen wegen seiner Geduld, den andern wegen des erfindungsreichen Uebermuths. Aber wie, wenn Mehemed Ali über die Sprüche seiner christlichen Lobredner selber lacht und spöttisch zusammenrechnet, was ihm sein Credit in Europa gekostet hat? Statt zu declamiren und mit schwerem Ingrimm die beleidigte Moral zu rächen, wie es wiederholt geschieht, ist es besser, wir lachen ebenfalls, weniger über Irrthum und verkehrten Sinn, als über Schwäche und Thorheit unserer Mitgenossen, die, sobald es einem Gewaltigen gilt, selbst bei besserem Wissen nicht mehr den Muth besitzen, das Gute gut und das Schlechte schlecht zu nennen.

Haben nicht erst neulich deutsche Literaten unsere Behauptung: daß in Folge von Mehemed Ali's Regentenweisheit und

Verwaltungsmilde Aegypten in einem auffallenden Grade entvölkert sei und große Strecken des fruchtbarsten Ackerlandes öde liegen, mit der Bemerkung beseitiget, „der zahlreiche Casernenstand deute unfehlbar auf nachhaltigen Bevölkerungsstock, auf blühenden Ackerbau und öffentliche Wohlfahrt des Landes hin"?

Wie urtheilt nun in dieser Controverse der nüchterne, einsichtsvolle, unparteiische Robinson?

„Mehemed Ali", sagt er, „hat ein Heer und eine Flotte zusammengebracht, nicht durch Ersparnisse oder durch Vermehrung der Hülfsquellen Aegyptens, sondern indem er diese Hülfsquellen fast bis zu gänzlicher Erschöpfung benutzte" . . . „Aber das Land ist jetzt (1838) so sehr aller körperlich tüchtigen Leute beraubt, daß bei der Recrutirung auch die (freiwillig) Verstümmelten nicht mehr verschont werden" . . . „Es ist bekannt, daß die Aushebung für das Landheer und für die Flotte die Bevölkerung so vermindert und erschöpft haben, daß nicht einmal mehr Arbeiter übrig sind, um den Acker zu bestellen, so daß in Folge dessen große Landstriche von fruchtbaren Aeckern wüste liegen" (45 — 46).

Diese Stellen hat Hr. Tischendorf so gut gelesen wie wir selbst; nur gesehen, scheint es, hat er im Lande nichts. Zwischen dem ernsten Glaubensprediger Robinson und dem eleganten Weltmann Semilasso aber ist dem decorirten Tischendorf die Wahl nicht lange zweifelhaft.

Eine gleich unselbständige und suffisant-vornehme Oberflächlichkeit, mit etwas obligater Candidatenfrömmelei gemischt, tritt auch in der Controverse am rothen Meer und in der heiligen Stadt hervor. Wir lassen aber diese benannten Puncte für jetzt noch außer Spiel, oder legen sie vielmehr als Uebergang zu weiterer Besprechung vor der Hand zurück, bis der zweite Theil des Reisewerks erschienen ist. Wir wollen Hrn. Tischendorf

nicht gleich beim ersten literarischen Versuch in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten. Wir gönnen Zeit zur Buße, und was wir jetzt geschrieben, soll nur hypothetisch sein, soll erst dann seine volle Geltung haben, wenn man guten Rath verschmäht und, nachbarlicher Mahnung zum Trotz, wie die „Reisendinn" in alten Sünden verharren will. Noch ist nichts verloren, noch ist Hr. Tischendorf Gebieter seines Schicksals und seiner Reputation. Ging es dem „Childe Harold" etwa besser? Wie hat aber der seine Kritiker beschämt und bekehrt! Frühes und unverdientes Lob hätten Tischendorfs Verderben unvermeidlich gemacht. Nur unter Thränen, Noth und Plage wird von den Göttern das Glück bescheert. Woran unserem Wanderhelden am meisten liegt, das ist ihm bereits gelungen, wir wissen jetzt alle, daß auch er in der Levante war und nebenher noch allerlei Schnickschnack als Lohn für seine Thaten an die linke Brust geheftet hat. Nun möchten wir auch den Mann von Geist, von Ernst, von Wissenschaft, von Charakter und elegantem Styl erkennen, von dem bis jetzt nur geringe Spuren zu entdecken sind. Wer immer den ersten Band dieser Reise liest, kann und darf den geehrten Verfasser bis auf bessere Proben unmöglich unter die ersten und vorzüglichsten Prosaschreiber Deutschlands zählen. Wir vermessen uns mit solchen Reden etwa keiner tyrannischen Obermacht im Reiche der Kritik und Gelehrsamkeit, noch lauern wir wie eine wegelagernde Sphinx mit tückischem Sinn, bis irgend ein armer Levantewanderer vorübergeht. Zu einer so gefährlichen und verhaßten Rolle fehlt uns nicht bloß der Wille, es fehlt uns auch das Ansehen, die Kraft und die Wissenschaft. Hier ist guter ehrlicher Krieg und die Rede eines Mannes, dem magisterhaftes Vornehmthun und leeres Wortgeklingel von Natur zuwider sind, und der sich ruhig aber hartnäckig widersetzt, so oft in seiner Sphäre gespreizte

Mittelmäßigkeit nach der ersten Rolle haschen und besserem Bemühen den Preis entziehen will. Freunde macht man sich durch solches Vorhaben freilich selten, und der „Bötticher aus Theben", der Alles gelten ließ und Alles pries, ist ein weit klügerer Mann gewesen als der Fragmentist, der sich mit aller Welt in Fehde setzt, und durch sein Dazwischenreden die Leute in Deutschland hindern will, ohne Mühe berühmt und ohne wahres Verdienst geehrt zu sein. Oft bejammern wir selbst das von Gott auferlegte Geschick, hie und da den Frieden zu stören und gelehrten Leuten zuweilen verdrießliche Augenblicke zu bereiten.

„Doch tröstet mich dieß, daß ich selber mich nicht und sogar nicht die Freunde verschonet,
Die die liebsten mir sind und mit denen ich gerne will theilen so Gutes wie Böses."

Freilich wird in Europa, wir gestehen es willig ein, das Leben unter solchen Umständen mit jedem Jahre unerträglicher! Nicht bloß in Finanz und Regiment wird rastlos und überall gemäkelt, gehetzt und nachgespürt; es wird jetzt sogar in der Bücherwelt das wohlerworbene Recht nachlässig, gedankenleer und trivial zu sein, nicht länger respectirt. Und weil es in Deutschland nun einmal Leute gibt, die weder sich noch Andern Ruhe gönnen, so muß auch Tischendorf sein Antheil an den Uebeln des Tages mit Geduld ertragen, und statt zu zürnen sich lieber als verständiger Mann das Gesagte zu Nutzen machen, damit wir seine Vorzüge und seinen Ruhm ein andermal mit derselben Freimüthigkeit und mit derselben Wahrheitsliebe preisen mögen, mit der wir diesesmal seine Mängel nachgewiesen und besprochen haben. Komme uns aber Hr. Tischendorf nicht mehr mit seinem uncorrecten und stümperhaften „Waue deiib", mit seinem „Backschisch", seinem „Scheik" und seinem „Salamalek"! Auch von seiner „Kamelmaulconstitution", von seinem mähne- und

schweiflosen „Türkenschimmel“, von seinem „meckernden Ziegendiscant“ und von seinen „isolirt durch die weißleinwandene Gesichtsmaske durchblitzenden, schelmisch genug sich ausnehmenden dunkeln Augen der ägyptischen Weiber“ (36) wollen wir nichts mehr hören.

So lange aber Hr. Tischendorf nicht selber merkt, daß man, ohne sich die Schuld des falschen Enthusiasmus aufzuladen, den Bericht über einen Besuch beim Pascha Ibrahim nicht mit dem Satze beginnen darf: „Bei Ibrahim Pascha war ich“ (72), so lange ist es überhaupt nicht räthlich, den zweiten Band der Reise ins Publicum zu bringen.

Constantin Tischendorf: Reise in den Orient.

Zweiter Band.

(1847.)

Wie fleißig und gewissenhaft die vorausgehende Anzeige über den ersten Band des Tischendorf'schen Reisewerkes einerseits das Lobenswerthe anerkannt und herausgestellt, andererseits aber das Mangelhafte an der Arbeit nicht verschwiegen, Sündiges leise getadelt und Irriges an einigen Stellen nach bestem Vermögen ausgebessert habe, wie es in freundlicher, parteiloser und ehrlicher Kritik allezeit üblich ist und allenthalben geschehen soll, wird der billige Leser nicht übersehen haben. Leugnen kann man indessen nicht, Inhalt sowohl als Form des Tischendorf'schen Buches ward stellenweise etwas leicht, flach und leer befunden; auch den Geschmack des Erzählers hat man nicht allezeit übermäßig angepriesen, und was Zierlichkeit der Rede und mannhafte Bewältigung des Stoffes überhaupt betrifft, sogar bescheidene Zweifel kund gethan. Niemand kann und wird den Tadel lieben und käme er auch noch so freundlich angezogen; billige Gemüther aber nehmen die Mahnung mit Ruhe hin, sobald diese Mahnung nur wahrhaft, gründlich und gemessen ist. Selbst der bloß Kluge unterdrückt in solchen Fällen eitle Empfindlichkeit, prüft, erkennt, sieht sich näher um und schweigt, bis er besser gerüstet ist und dem Aristarch statt leerer Worte und ungegohrener Redensarten die kräftige That entgegenstellen kann.

Hr. Tischendorf scheint es in diesem Puncte anders zu halten und sandte gleich in der Beilage zur Allgem. Zeitung (25. März 1846) ab irato seinen Gruß, für den sich der Fragmentist durch eine kurze Hindeutung auf den gleichzeitig ausgegebenen Schluß-Band der „Reise in den Orient" schon nach den Gesetzen der Höflichkeit bedanken müßte, wenn er auch einen zweiten Artikel nicht vorher schon versprochen hätte. — Nun ist der Krieg zwischen dem geehrten Verfasser und seinem Kritikus erklärt, und obgleich letzterm Streit und Unfriede das peinlichste aller Gefühle sind, bleibt ihm jetzt doch nichts mehr übrig, als die Feindschaft des gelehrten Herrn standhaft zu ertragen, das einmal gesprochene Wort als ein wohlüberdachtes gewissenhaft und redlich zu vertheidigen und noch einmal den Beweis zu liefern, daß die Gelehrten alles ertragen können, nur die Wahrheit nicht.

Unter den vielerlei Ausstellungen in der frühern Anzeige hat der Vorwurf: noch nicht der erste Prosaist Deutschlands zu sein, Hrn. Tischendorf am meisten wehe gethan. Und offenbar sollte das Ungerechte, das „Hämische" dieses Urtels durch benannten Zeitungsgruß rasch, glänzend, unwiderleglich vor aller Welt zu Tage kommen. Ob nun der Verfasser in seinem Argument glücklich war und sich auf diese sonderbare Stylistik hin zum Rang eines geschmackvollen Prosaschreibers erschwungen habe, hat das lesende Publicum schon längst entschieden. Uns scheint die Sache jetzo noch eher etwas zweifelhafter, als zuvor. Auch die Voraussetzung, Hr. Tischendorf werde größerer Sorgfalt wegen mit der Ausgabe des zweiten Bandes zögern und die Einwendungen der Kritik, wenn auch nicht weislich benützen, so doch wenigstens ihre Wirkung auf die Lesewelt durch irgend ein pikantes Wort zu lähmen suchen, hat sich nicht bewährt. Bevor noch Herr Tischendorf zur Besinnung kam und vom Rausche ausgenüchtert war, den ihm Preis und Ueberschwenglichkeit seines Wiener

Panegyricus angetrunken hatte, lagen beide Bände in rascher Folge vor dem Publicum. Und was man Gutes oder Schlimmes von dem einen sagte, gilt folglich vom andern ebenfalls und beinahe im gleichen Maße.

Nicht bloß für Wissen und Können der Verfasser sind Bücher das richtige Maß; meistens verrathen sie auch Charakter und Lebensansicht desjenigen, der sie geschrieben hat; ja die ganze Art zu sein, zu handeln und sich in der Welt darzustellen, ob einer schalkhaft oder feierlich ernst, dünkelhaft oder gemäßigt, ob er aufgeblasen und leer oder tüchtig und verständig sei, lesen wir mit sicherm Zug in seinem Buch. Man will hier nicht voraus behaupten, Hr. Tischendorf sei leer, dünkelhaft und aufgeblasen und habe eine überspannte Vorstellung von seiner wissenschaftlichen Kraft und gelehrten Tüchtigkeit. Hr. Tischendorf glaubt höchstens, er könne wie der Mann der Apokalypse von sich selber sagen: Ecce venio et nova facio omnia.

Im Allgemeinen ist es unter den Lesern, die sich noch um religiöse Dinge kümmern, keinem unbekannt, wie unsicher, wie schwankend und ängstlich sich im theologischen Deutschland die Gemüther über Lage und Aechtheit des heiligen Grabes und der vermeintlichen Schädelstätte, so wie über die Richtung der alten Stadtmauern von Jerusalem hin- und herbewegen. Wo soll man anbeten? wo sich demüthigen? wo sich Muth und Kraft sammeln, um das Gefühl des eigenen Nichts zu ertragen und den leeren Glanz der Gegenwart gründlich zu verachten? Ist es außerhalb der Ringmauer auf der Landstraße nach Jafa oder nach Damaskus, wie Smith und Robinson besagen, oder ist es mitten in der Stadt, wie Schultz und Williams beweisen, andere aber forschungsscheu und in bequemer Andacht ohne Argumente glauben?

Dieser Unsicherheit über die heiligen Stätten ein Ende zu

machen und zur endlichen Beruhigung der europäischen Christenheit die wahre Gestalt des Messianischen Jerusalem herauszufinden, glaubt Hr. Tischendorf, sei vor allen Abendländern er berufen. Hr. Tischendorf findet alles leicht, sieht nirgend Bedenklichkeiten und begreift gar nicht, wie es in dieser Sache überhaupt noch Controversen geben könne. Ein Tischendorfischer Blick von der Zionshöhe über die Mauerzinnen in die schweigsamen Thalrisse Ben-Hinnom und Josaphat, meint er, genüge, um in Europa den Frieden herzustellen. Im Gefühle unbestrittener Ueberlegenheit zog Hr. Tischendorf, Nil und Pyramiden verlassend, eiligen Rittes über den Isthmus und — wie man aus dem frühern Artikel weiß — am „sterbenden Türkenschimmel" vorüber in die heilige Stadt hinauf. Denn wie der weise Ritter von la Mancha meinte auch Hr. Tischendorf, alle Noth, die aus seiner längern Zögerung, die hierosolymitanischen Zweifel zu lösen, für die christliche Welt erwachse, falle ihm zur Last. Bedenken gegen die Aechtheit der seit Konstantins Zeiten gläubig verehrten und prachtvoll ausgeschmückten Sterbe- und Begräbnißstätte des Propheten von Nazaret sind in den Herzen europäischer Pilger schon vor länger als tausend Jahren aufgetaucht. Außerhalb, doch nahe bei der Stadt, schreibt der Evangelist, seien diese Scenen vorgefallen. Für einen morgenländischen Christen genügt diese Nachricht, er glaubt ruhig was man sagt und forscht nicht weiter. Das Denken ist ihm eine Last.

Die Kritik, der Zweifel, der alles zersetzende, prüfende und läuternde Gedanke, die geistige Unzufriedenheit mit dem Gegebenen, die unersättliche Wissensqual haben ihre Heimat im Occident. Die Oertlichkeit, wo heute die Heilig-Grabkirche steht, ist jetzt und war noch mehr zu Christi Zeiten innerhalb, ja beinahe mitten in der Stadt. Wie könnte sie also die wahre Stelle der Katastrophe sein? Nichts ist aber für die Menschen demüthigender und empfindlicher, als wenn sie entweder selbst entdecken

oder durch fremde Mahnung zur Einsicht kommen, daß sie sich in den wärmsten Herzensangelegenheiten getäuscht, — daß sie ihre heißeste Andacht und Zärtlichkeit am unrechten Ort und an den falschen Gegenstand verschwendet haben. Dieses bittere Gefühl war die erste Frucht der berühmten Palästina-Studien der beiden vorgenannten Amerikaner Smith und Robinson.

Der Angelpunct des ganzen Argumentes und der einzige Weg zum richtigen Verständniß der Ueberlieferung zu kommen, liegt im Wort πόλις (die Stadt) und in der dreifachen Festungsmauer auf der Nordseite von Jerusalem, deren Richtung, Ausgang und Ende Flavius Josephus beschrieben hat. Durch die Legionen des Titus wurden sie zwar alle drei zerstört und die Stadt selbst dem Boden gleich gemacht. Die gegen sechzig Jahre später durch Hadrian auf den Ruinen neu erbaute Aelia Capitolina hat selbst das Bild der alten Stadt verwischt. Durch Scharfsinn, Conjectur und örtliche Untersuchungen hielten sich die beiden amerikanischen Theologen für berechtigt, die noch unklaren Zweifel ihrer Vorgänger zu bestätigen und auf wissenschaftlichem Wege die Thesis aufzustellen: „der Platz der heutigen Grabkirche falle wirklich nicht bloß in den zu Christi Zeit bewohnten Theil der Stadt, sondern liege sogar noch innerhalb der zweiten Ringmauer von Jerusalem und könne (nach der irrigen Vorstellung des Abendlandes) unmöglich die Richtstätte für Verbrecher gewesen sein."

Dieses peinliche und dem kirchlichen Conservatismus so gefährliche Argument der beiden Amerikaner bekämpften der preußische Consul Dr. Schultz und der englische Geistliche Williams zu gleicher Zeit und mit denselben Waffen, deren sich vor ihnen Smith und Robinson bedienten. Sie lasen ebenfalls den Josephus, untersuchten wie jene das „Terrain", entdeckten Grundspuren alter Thore und Mauerwälle und wiesen ihren sonst

trefflichen Gegnern gründlich nach, daß sie die Angabe bei Josephus über die zweite Festungsmauer irrig ausgelegt und falsch verstanden haben. In das Nähere der Beweisführung einzugehen, ist hier nicht der Ort und dem Leser genüge es vor der Hand zu wissen, daß nach dem Stande der neuesten Forschung das jetzt geglaubte Golgatha zu Christi Zeiten zwar wirklich außer der ersten, ursprünglichen, alten Zionsmauer gelegen und auch die zweite Ringmauer es nicht umschlossen habe. Daß aber der Hinrichtungsplatz auf die mit regelmäßigen Straßen durchschnittene, mit Wohnhäusern, Basaren, Palästen, Lustgärten und Erholungsbauten vornehmer Leute gezierte und wenige Jahre nach Christi Tod mit dem dritten, die frühern beide an Ausdehnung, Pracht und Festigkeit noch übertreffenden Ringwall umschlossene „Neustadt" falle, müssen auch Schultz und Williams eingestehen. Das letzte Wort, das alle verstehen und das jegliche Unruhe wie durch Zauberschlag aus dem christlichen Herzen treibt, haben auch Schultz und Williams nicht gesagt. Der Gedanke, die vornehmen und reichen Männer von Jerusalem haben ihre Gartenpaläste und Lusthäuser dicht am Platze angelegt, wo man politische Verbrecher und Straßenräuber kreuzigte, hat für Europäer, wenn sie die Sitten des Orients und seine Criminaljustiz nicht kennen, etwas so Widerliches und Zurückstoßendes, daß man die Scene aller Schultzischen Argumente ungeachtet mit dem irrenden Robinson gerne über die alte Ringmauer hinaus auf die Straße nach Jafa verlegen möchte. Und doch hätte man Unrecht auf diesem Wege Sättigung zu suchen, die nur durch das noch nicht gesagte „letzte Wort" zu erlangen ist. Wie dieses letzte Wort laute, soll der Leser später erfahren. Hier handelt es sich nur um die Frage, ob Hr. Tischendorf in seinem zweiten Bande das richtige Verständniß bringt, ob er das noch fehlende letzte Wort wirklich sagt und die Sache zu Ende bringt, wie er

es selber zu glauben scheint. Wollte aber Hr. Tischendorf, wie es ihm manchmal begegnet, in der Sache nur wiederholen, was andere vor ihm selbständig ausgedacht und mit Nerv und Eleganz zu Papier gebracht, so wäre seine Arbeit nutzlos, unzeitig, ja eine Last für das Publicum, dem das endlose Einerlei, der leere Quark der Palästinafahrer doch endlich zum Ekel werden soll. Diese Nothwendigkeit einen Schritt weiter zu kommen als die Vorgänger und dem erworbenen Capital wenigstens einen neuen Gedanken beizufügen, hat Hr. Tischendorf selbst gefühlt, und er vertröstet seine Leser im Vorworte (6) mit Hinweisung auf „das Besondere seiner Wanderungen und Ansichten über Jerusalem." Natürlich ist es nur dieses „Besondere" der Tischendorf'schen Pilgerfahrt, das wir in Kritik und Urtheil nehmen.

Landessprache in Palästina ist bekanntlich das Arabische. Um nun dem Leser zu beweisen, er sei der Mann, der uns über Palästina und über Jerusalem etwas Eigenthümliches, etwas ihm allein Angehöriges und von Früheren noch nicht Gesagtes oder Gedachtes, mit einem Worte — etwas lebendig Erfahrenes zu erzählen wisse, gibt Hr. Tischendorf wiederholt zu verstehen, daß er auch Arabisch wisse, daß er decliniren, Vocale setzen und sogar in der Umgangssprache vernehmlich reden könne. Daß es mit dem Arabischsprechen bei Hrn. Tischendorf mehr als verdächtig bestellt sei, hat man bereits im ersten Artikel dargethan. Im zweiten Bande (S. 222) lehrt Hr. Tischendorf, daß die Christen bei den israelitischen Arabern noch heute „Nusara (Singular: Nusrany)", die Nazaräer heißen, und thut als hätte er diese Notiz im Lande selbst aus der Umgangssprache aufgefaßt. Hr. Tischendorf hat aber diese Phrase sowie sie ist aus Robinson herausgeschrieben, wo man sie Bd. III. S. 433, Note 3 der deutschen Ausgabe lesen kann *).

*) Vgl. Original-Ausgabe, Bd. III. S. 193. Note 2.

Nicht das Ausschreiben einer Phrase an und für sich tadeln wir, man weiß ja wie wir es alle machen. Warum citirt Hr. Tischendorf seine Quelle nicht? Hr. Tischendorf will uns täuschen und glauben machen, er wisse Dinge, die er offenbar nicht gelernt hat. Christ heißt auf arabisch nicht „Nusrany“, sondern Naßrâni, und der Plural des besagten Nennwortes lautet „Naßârâ“, nicht Nusara, wie Hr. Tischendorf mit englischer Orthographie im Deutschen nacherzählt. Scheut sich Hr. Tischendorf nicht vor den berühmten Leipziger Orientalisten, die er durch falschen Schein weniger leicht bethören wird als das ungelehrte Publicum?

Hoffentlich sühnt Hr. Tischendorf diese kleine Windbeutelei durch das „Besondere“ und Tüchtige seiner Terrainstudien in Jerusalem! Zuerst hatte Hr. Tischendorf den Robinson gelesen und — wie er selbst gesteht — durch die Triftigkeit und Energie der Beweisführung überwältigt, mit diesem berühmten Yankee-Theologen die Hinrichtungsscene außerhalb der Stadt auf die Landstraße nach Jafa oder Damaskus verlegt. Diese aus Smith und Robinson entlehnte Ansicht war so fest, so blind und fanatisch eingedrungen, daß sich Hr. Tischendorf nach seinem Geständniß sogar durch Localansicht und „Terrainstudien“ in Jerusalem selbst ihrer nicht mehr erwehren konnte. Vergesse es der Leser ja nicht! Hr. Tischendorf verließ die heilige Stadt als strenger Discipel Robinsons und kam nach Sachsenland zurück, innig überführt, daß die Christenheit in ihrer Heiliggrabandacht seit 1500 Jahren im Irrthum ist. Schon im Begriff seinen Reisebericht in diesem Sinne abzufassen, verfiel Hr. Tischendorf noch rechtzeitig auf die beiden neuen und vortrefflichen Abhandlungen des preußischen Consuls Dr. Schultz und des englischen Caplans Williams, die als vieljährige Bewohner und eifrige Durchforscher der heiligen Stadt, Robinsons Beweisgründe in einem wesentlichen Puncte des Irrthums überführen und für die Acht-

heit des heute verehrten Grabes kämpfen. Auf diese Lesung hin gab Hr. Tischendorf in Leipzig seine Robinson'sche Ueberzeugung plötzlich wieder auf und glaubt nun ebenfalls mit Wärme und Innigkeit an die Aechtheit des gegenwärtigen heiligen Grabes — und zwar ganz aus denselben Gründen, die bei Dr. Schultz und bei Caplan Williams zu lesen sind. Als fromm und conservativ ist Hr. Tischendorf, wie jener Herzog im siebenjährigen Krieg, allzeit der Meinung desjenigen, der zuletzt geredet hat. Dies wäre nun das „Besondere" in Tischendorfs Wanderungen und Ansichten über Jerusalem. Vom eigenen Capital hat Hr. Tischendorf weder ein einziges Wort noch einen einzigen Gedanken zur neuen Theorie hinzugefügt.

Wir selbst sind zwar ebenfalls auf den Trümmern Sions herumgewandelt und haben tief unten im schweigsam öden Gethsemani sitzend, trüben Sinnes auf den Mauerwall Jerusalems hinaufgeblickt, wie er hoch oben „todt und stumm" an der Tempelfläche vorüberbeugt. Hier wollen wir uns aber nur mit Hrn. Tischendorf beschäftigen und halten das eigene Votum absichtlich zurück, weil der Gedanke, ein anderes „Fragment" über Palästina, über das Nilland und über Damaskus aus dem Tagebuch zu ziehen, noch nicht aufgegeben ist.

Ist auch Hrn. Tischendorfs zweiter Band in der Hauptfrage völlig nutzlos und unbedeutend, so kann er vielleicht in Nebendingen empfehlenswürdig und anzurühmen sein. Palästina und Jerusalem sind ein so fruchtbares und reiches Thema, daß der Wanderer auch bei mäßigem Talent aller vorangegangenen Diatriben ungeachtet fromme deutsche Seelen zu erquicken Mittel genug besitzt. Hat Hr. Tischendorf in kleinen Dingen Tact und kluge Wahl, mag ihm bei der Mehrzahl der Leser das Spiel vielleicht noch gewonnen sein. Nicht gelehrt sein verzeiht man gern. Selbst mit der Wahrheit nimmt man es in Deutschland

auch nicht überall ganz genau, wenn einer nur witzig, fließend-fein und rede-elegant fremde Sitten malt. Fehlt aber einem Buche auch dieser Schmuck und gesellt sich zum Mangel eigener Wissenschaft auch noch das Leere, das Geschmacklose, das Unverständige als wesentliches Element hinzu, dann steht die Sache selbst vor dem billigsten Richter schlimm. Wir sind nicht so „herbe", Hrn. Tischendorf auch diesen letzten Ausweg abzuschneiden und seine Wandermuse auch aus dieser letzten Schanze herauszuschlagen. Dafür setzen wir einige Tischendorf'sche Reisebemerkungen als Muster her, damit sich der Leser eine Meinung selber gründen kann.

Jerusalem, sagt Hr. Tischendorf, sei kein Terrain für Gutschmecker und das Kochöl der Stadt Davids gehöre nicht zur besten Art. — Der Oelberg insbesondere konnte des Eindruckes auf den frommen Sachsenpilger nicht verfehlen. Auf der griechischen Klosterterrasse stehend schaute Hr. Tischendorf auf den ausgedorrten Oelberg hinüber, die Oelbäume aber, sagt Hr. Tischendorf, schauten herüber und dabei dachte Hr. Tischendorf: „wie ist er so jung geblieben, und doch sind verheerende Jahrtausende über ihn gewandelt." Später ging Hr. Tischendorf auf die Spitze des besagten Berges selbst hinauf und ließ sich die Himmelfahrtskapelle öffnen, „brachte aber nichts als eine Störung seiner Andacht heraus." Dieses Unglück begegnete Hrn. Tischendorf öfter. Zuerst störten seine Andacht die Wüstenmönche in Aegypten; dann störte sie „Vieles" im Tempel zu Jerusalem, und endlich ging sie auf dem Oelberg selbst zu Grunde.

Vorzüglich erhebend sind die Betrachtungen unseres Pilgers bei der sogenannten Via dolorosa, auf der man frommer aber unsicherer Tradition zufolge den Heiland zum Kreuzestode führt: „freilich", sagt Hr. Tischendorf, „würde gewiß im Irrthum sein, wer der Tradition um ihrer schwachen Seiten willen ein völliges

Schwachheits- oder Armuthszeugniß ausstellen wollte. Es sei nirgends rathsam das Kind mit dem Bade auszuschütten." Ist das nicht fein und erhebend dargestellt? — Aber auch an Abenteuern und Gefahren sollte es auf der Tischendorf'schen Wanderfahrt nicht gebrechen. Auf eine besonders harte Probe ward der Muth unseres Helden in der Nähe von Bethlehem gestellt: „ein alter Schakal nebst drei Jungen lief auf der Höhe dicht bei unserem Wege vorüber. Auch Beduinen begegneten uns. Doch hatten wir außer unseren bedenklichen Mienen keine Behelligung davon."

Mit diesen ungemein anziehenden Bemerkungen über Jerusalem und seine Umgebung glaubte Hr. Tischendorf seine Aufgabe: uns über Wesen und Bedeutung des Orients im Allgemeinen, sowie über Golgatha und die drei Festungsmauern insbesondere zu belehren, sei vollständig gelöst und er dürfe nun ohne wesentlichen Nachtheil für den gelehrten Occident die heilige Stadt verlassen und wieder zurück nach Europa gehen.

Der Weg zur Hafenstadt Beirut ging über Samaria und Nazareth, wobei natürlich links und rechts Ausflüge nach den Bergen Tabor und Carmel, nach Akke und Tiberias mit mancherlei Notizen nicht fehlen durften. Das Allgemeine jedoch über diesen letzten Theil der Wanderung lassen wir unberührt; man kann es ja im Robinson nachlesen, aus dem es Hr. Tischendorf größtentheils wörtlich herausgeschrieben hat. Nur das „Besondere" und gleichsam Tischendorfisch-Geistreiche der Wanderskizze sei hier wieder kurz berührt. Zuerst wird die Begleitung auf der Nazarethaner Reise als neu und unterhaltend angepriesen: „Unsere Caravane," sagt Hr. Tischendorf, „bestand aus vier Pferden, drei Maulthieren und einem Esel." Hr. Tischendorf ist hinlänglich boshaft und verräth, in welcher Umgebung ihm am wohlsten ist und er sich am besten unterhält!

Hr. Tischendorf hatte irgendwo gelesen, daß im Gehölz des

Tabor-Kegels Eber hausen. Diese Thiere traf er indessen nicht; „dafür umrauschte ihn eine dichte Schaar Sperlinge, die ganz denselben Musiktext zu haben schienen wie die Leipziger Sperlinge." Haben im ersten Bande Tischendorfs die Kamele Baß gebrüllt und die hüpfenden Ziegen Diskant gesungen, so treiben musicierende Tabor-Sperlinge im zweiten Band ihr Spiel. Viehmusik mit Andacht tritt bei Hrn. Tischendorf überall als Lieblingsneigung in den Vordergrund. Außer dem Musiktext entdeckte Hr. Tischendorf zwischen den Tabor-Sperlingen und ihren Standesgenossen in Leipzig noch einen Berührungspunct. Hr. Tischendorf hatte sich auf diesem schönen Kegelberge, wie billig, einen Lorbeerstrauß als Symbol seines Ruhmes gepflückt. „Aber diese Sperlinge, die bis zum Gipfel des Berges flogen, verdarben ihm die Gedanken vom Lorbeer." „Die Welt", bemerkt Hr. Tischendorf mit Feinheit und Malice, „die Welt bleibt sich überall gleich; die vom Tabor picken an den Lorbeer so gut wie die Leipziger Sperlinge." „Uebrigens gehöre einem Jeden sein Recht und sein Ruhm. Auf seinen Reisen in Europa, Afrika und Asien hab' er sich von einer populären Seite des Kosmopolitismus überzeugt: der Sperling gehöre sicher zu den Kosmopoliten." Hr. Tischendorf kam auch in das Heimatsdorf der Maria Magdalena und schlief auf dem platten Dache eines Bauernhofes. Wie das Dörflein so still und bescheiden im Mondscheine dalag, sah es ihm Hr. Tischendorf nicht an, „daß einst eine einzige seiner Töchter „sieben Teufel" hatte haben können; aber recht schön dachte sich's dabei der lieblichen und frommen Magdalena", fügt leicht anspielend Hr. Tischendorf hinzu. Nicht weit von diesem galiläischen Dorfe mit den „sieben Teufeln" bemerkte Hr. Tischendorf, daß orientalische Apathie die todte Natur selbst zur seufzenden Creatur werden lasse und daß Heuschrecken über die Felder ziehen; „sie umflatterten ihm selber mehrmals den Kopf, doch

ließen sie sich nicht leicht haschen," was natürlich seiner Wanderung durch Galiläa einen eigenthümlichen Charakter sächsisch-theologisch-biblisch-staatlich-frommer Färbung gab. — Mit diesen an sich höchst lehrreichen und auch in der Form anziehend gehaltenen Reisebemerkungen kam Hr. Tischendorf, nachdem er am Strande bei Akke noch eine riesige Meerschildkröte „mit scheinbar unbrauchbarer Schale" gesehen hatte, glücklich zur Hafenstadt Beirut, „wo der heilige Georg seinen Drachen erlegt haben soll." Die Ankunft eines deutschen Gelehrten von so bedeutendem Geist und Witz blieb auf der Syrischen Küste natürlich nicht unbemerkt. Empfang und Behandlung, scheint es, waren ganz nach Erwarten und Verdienst. Hr. Tischendorf gesteht ja selbst, „er habe des Lieben, Freundlichen und Schönen recht viel in Beirut genossen, als er am Abend des dritten August das österreichische Dampfschiff bestieg und gen Konstantinopel fuhr." Viel fehlte aber nicht und Hr. Tischendorf wäre noch länger geblieben, um uns noch mit „manchem Ausflug in Syrien und Kleinasien" heimzusuchen. Zum Glück oder Unglück der Leser hatte aber Hr. Tischendorf „die ganze Seele so voll von Weihnachtslichtern und Christbaumfrüchten, daß ihm die rechte Stunde der Heimfahrt schon längst tief im Innern geschrieben stand."

Eine Reise in den Orient zu machen, hält H. Tischendorf für ein großes Glück; eine Reise in den Orient zu schreiben, hält er für ein noch größeres. Was für ein Glück es aber sei, ein orientalisches Reisewerk wie das seinige zu lesen, hat uns Hr. Tischendorf nicht gesagt.

Aus Furcht, sein schweres Wissen möchte für uns andere zuweilen gar zu beschämend und drückend sein, versichert Hr. Tischendorf human und nachsichtsvoll dem Leser: er habe in diesem Buche seine Gelehrsamkeit im Allgemeinen so viel als möglich verdeckt und zurückgehalten. In wichtigen Fragen aber, wo sich

seine wissenschaftliche Ueberlegenheit nicht verbergen ließ und ihre Wucht gegen seinen Willen zum Durchbruch kam, habe er eine solche Haltung versucht, die keinen Leser beleidigen soll. Der geehrte Verfasser beunruhigt sich ohne Noth: sein Wissen hat für Niemand in Deutschland etwas Drückendes und seine Haltung in der Hauptfrage über Jerusalem hat sogar etwas Erheiterndes, und scheint auch dieser komischen Färbung wegen mit Recht von Dominica „Esto mihi", d. i. vom Fasching-Sonntag datirt zu sein. Nur in einem Punct verdient Hr. Tischendorf alles Lob, er ist gegen Niemand aggressiv, und das Gefühl unermeßlicher Ueberlegenheit flößt ihm Mitleid gegen uns Geringen ein, was gewiß ein schöner Zug im Charakter ist, wenn man auch Hrn. Tischendorf den Grund seiner mitleidvollen Schonung nicht zugestehen kann.

Aus dem bisher Gesagten hat sich der Leser, wie wir meinen, sein Urtheil über das Tischendorf'sche Reisewerk längst zurechtgelegt. Ein mittelmäßiges, ja ein schwach athmendes Buch zu schreiben kann uns Niemand verwehren; dazu hat Hr. Tischendorf wie Jedermann das Recht. Nur sollen die Ansprüche des Verfassers einer Schrift jedesmal im richtigen Verhältniß zu ihrem Inhalt und zu ihrer Form stehen. Daß aber Hr. Tischendorf schon auf diese Arbeit hin, wie er es selber meint, das Recht erworben habe, auf seine Standesgenossen mit Geringschätzung herabzusehen, sich selbst aber als Entdecker, als Eroberer und als letzte Instanz in der Kunst des Bücherschreibens hinzustellen, wird Niemand behaupten wollen. So tief ist in Deutschland die Kunst zu schreiben noch nicht gesunken, und hochfliegende Prätensionen bei schwacher Kraft und hohler Unterlage rufen noch überall den Widerspruch hervor.

Heinrich Stieglitz: Istrien und Dalmatien, Briefe und Erinnerungen.

(1846.)

Gottlob daß wir nicht insgesammt Diplomaten sind, und es noch Leute gibt die ohne Rückhalt reden, auf Fragen Antwort geben und aus der Schule schwatzen dürfen so viel man will! So gut haben es in ihrem Geschäft freilich weder Mylord Aberdeen noch Monsieur Guizot, noch der redegewandte Reichsrath *** in München, noch selbst Hr. von Raumer aus Berlin, wenn er mit dem „greisen Staatsmann“ in der Rennweg-Villa eine Unterredung hält und seinen Bericht über das Zwiegespräch mit der spannungsreichen Phrase „Hierauf sagte der Fürst“ geheimnißvoll und plötzlich schließt. Welche Windungen! Welche Verschwiegenheit und Vornehmthuerei!

Solcher Ausflüchte und ärmlicher Behelfe bedarf es in Kritik und Wissenschaft zum Glück neugieriger Leser keineswegs. Und wollten etwa Sie selber gern wissen, wie man in dieser bewegten Zeit die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf das bescheidene, unscheinbare und auch wenig besprochene Buch des Hrn. Stieglitz über Istrien und Dalmatien lenken möge, so gestehen wir offen, daß der geehrte Verfasser, wie es unter den Autoren üblich ist, geradezu um diese Gefälligkeit gebeten hat. Nicht bloß seine „Briefe und Erinnerungen“ über Istrien und Dalmatien hat er uns zu diesem Behuf geschickt; Hr. Stieglitz hat

seiner freundlichen Gabe auch ein prachtvoll gedrucktes Exemplar der von ihm selbst aus dem Italienischen übersetzten pädagogischen Abhandlung des früh verstorbenen Dr. Paris Zajotti sammt umständlicher Biographie des trefflichen Mannes beigefügt, natürlich in der Absicht, daß wir auch dieses zweite Werk deutschen Lesern durch ein paar freundliche Worte bestens anempfehlen, und sogar den Namen unterschreiben möchten. Die Mühe das alles nach Wunsch zu verrichten wäre freilich nicht unbedeutend, weil man Bücher doch wenigstens lesen soll, bevor man sie tadelt oder lobt. Es hat aber schon der „Weise von Ferney" über die Kürze der Zeit und über die Länge der Bücher geklagt. Ueber Ungelesenes schneidend und häufig doch trefflich, allzeit aber geistreich zu verhandeln, wie der alte Schlosser in Heidelberg, fehlt uns Geschick und Muth. Und nun vollends die verschämte Namensunterschrift! — Ganz versagen jedoch können und wollen wir Hrn. Stieglitz die Bitte nicht, weil er auf uns sein besonderes Vertrauen setzt, und nebenher auch erkennt, daß Gabe und Bereitwilligkeit anderer Leute Schriften in ein günstiges Licht zu stellen, und vielgeplagten Verfassern durch freundliche Analysen nützlich zu sein, nicht allen Kritikern des Tages in gleich vollem Maße verliehen ist. Die Hälfte etwa von dem was Hr. Stieglitz wünscht, soll bereitwillig und nach bestem Vermögen geleistet werden. Ob aber auch hier die Hälfte mehr als das Ganze sei, wie bei Hesiodus, wissen wir selber nicht. Die Wahl blieb auch nicht lange zweifelhaft. Zajotti überlassen wir den Pädagogen und begleiten Hrn. Stieglitz auf seiner Dalmatiner Küstenfahrt von Venedig nach Cattaro, weil wir ein auch nur halb so gut und so anziehend geschriebenes Reisewerk meistens unterhaltender finden, als eine noch so geistreich verfaßte Dissertation über die Frage, ob, wann und wie sich junge Leute auf das Feld schriftstellerischer Versuche wagen sollten.

Nur wenige Leser mögen sich noch der kleinen Anzeige erinnern, die wir über einen Besuch auf Montenegro zu Gunsten desselben Verfassers in die Allgemeine Zeitung (1842) geliefert haben. Dieser Vorgang nöthigt uns nun auch der Fahrt nach Istrien und Dalmatien nachdrucksamst ihr Recht anzuthun. Denn im Grunde ist es eine und dieselbe Tour. Nur fand es Hr. Stieglitz vortheilhafter, zuerst den Ausgangspunct seiner Wanderschaft ins Publicum zu bringen, den Eingang aber erst jetzt nachzusenden. Montenegro mit seiner verschwundenen Tannenwaldung und seiner wilden ungezügelten Freiheit — eines der Hauptquartiere moskowitischer Rührigkeit im Bereich des großen gräko-slavischen Chersoneses — erhebt sich ja unmittelbar hinter der lieblichen Bucht von Cattaro, und sollte europäischer Neugierde vermuthlich pikantere Bilder liefern, als der flüchtig-monotone Segelstrich längs der Küste von Illyricum.

Viel Geist braucht es gewiß und auch mehr als gewöhnlichen Schwung im Styl, um Triest, das Jedermann kennt, um das kleine und oft beschriebene Zara, um das trümmervolle Ragusa, das grüne Lentiscusgebüsch von Lussin-piccolo noch einmal auf die Bühne zu stellen. Lucian meint zwar, der Erfolg eines Buches hänge meistens vom Gewicht des Gegenstandes ab, den es behandelt. Im Allgemeinen mag der Spruch auch richtig sein; dem Satz jedoch „über gewisse Gegenden nichts mehr und über andere gar niemals etwas drucken zu lassen," muß man sich als einer höchst verderblichen und die Reiseliteratur willkürlich einengenden Thesis im eigenen Interesse widersetzen. Offenbar ist auch Hr. Stieglitz dieser Ansicht und gab deswegen irgend einem vorwitzigen Frager „Wie man nach Istrien und Dalmatien gehen möge, wenn Griechenland und Rom im Wege liegen," als Mann von Geist und Fach eigentlich gar keine Antwort, beweist aber im Buche selbst durch Citate aus Jesaias, Ewald Kleist, Hera-

klit, Dante, Schiller, Uhland, Thales, Pindar und Lucan, daß ein Dichter, wenn er von Venedig gegen Montenegro segelt, noch immer einen Raum von 284 Blattseiten mit Gedanken in Prosa und Versen auszufüllen weiß, und zwar mit Gedanken, die nicht etwa nur vielerlei Wissen mit großer Belesenheit verrathen, sondern nebenher auch Humor, naiven Sinn, heitern Scherz und weiche Empfindsamkeit in Anklang nehmen. Wie schwer es aber sei, in solchen Dingen überall das rechte Maß zu halten, ist freilich aller Welt bekannt. Billige Leser des Werkes werden aber gern eingestehen, Hr. Stieglitz sei in Bildern und Redewendungen überhaupt, im Streben geistvoll und „pikant" zu sein insbesondere öfter glücklich, allzeit aber ein gutgelaunter, geselliger, freundlich wohlwollender, mit Jedermann Frieden pflegender, redekluger, unverdrossener Tourist, den vielerlei Bücherkram und Wissen nicht hindert, zu rechter Zeit und mit Anstand im Kreise freundlicher Genossen den süßen Rebensaft zu schlürfen, und der im Moment der Begeisterung selbst auf Apollo's Leier seinen flüchtigen Accord hervorzulocken weiß.

Wenn man, wie Hr. Stieglitz, zehn Jahre in Venedig lebt und die Biographie dieser streng patriotischen Republik (prima siamo Veneziani e poi Cristiani) gleichsam zur Lebensaufgabe wählt, so ist der Besuch Dalmatiens ein Unternehmen, das sich von selbst versteht, und dem sich Comte Daru's Nachfolger und Rivale nicht wohl entziehen darf. Die streitbare, leichtbewegliche und gerechte Behandlung mit Anhänglichkeit und Hingebung lohnende Slavenrace des besagten Landes bildete ja durch Jahrhunderte den stärksten Nerv venetianischer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, wie sie auch inniger und wärmer als ihre Stammgenossen in anderen Gegenden dem neuen Gebieter verpfändet und ergeben sind.

In herkömmlicher, selbst von Victor Hugo nicht verschmähter

Touristenart beginnt auch Hr. Stieglitz seine Reisebemerkungen unmittelbar vor der Zimmerthür, und zeigt sich nicht wenig überrascht „daß außerhalb des Molo's von Venedig im Wasser solche Gährung herrschen könne, während innerhalb der Murazzi das Element in tiefster Ruhe liege.“ Die Frage: „ob der große Weltfriede jemals eintreten werde,“ muß in dieser Stimmung des Wanderhelden natürlich scheinen, wird aber in Hinblick auf den jonischen Philosophen Heraklit und auf Christi Spruch mit einem melancholischen „nimmerwohl“ beantwortet und entschieden, was dem Leser ebenfalls natürlich scheint. Dagegen wird die großartige Venezia zuerst mit dem Tyrus des Jesaias und nachher mit einer würdigen Matrone edelster Form in immer altneuer Toilette verglichen; Triest aber, ihre Nebenbuhlerin, als zierlich geputztes, elegant frisirtes Mägdlein im Costüme der Zeit und als leibhaftige beauté du diable definirt. Hr. Stieglitz jedoch, als strenger Moralist und ernsthafter Literat, läßt sich durch das elegant frisirte reiche Triestiner Mägdlein keineswegs bethören und huldigt — weit entfernt von hungriger Gelehrten Art — unbedingt der armen Matrone im Wittwenschleier, was seinem Charakter die größte Ehre macht. Dabei wird den reichen Triestiner „Matadoren“ scharf ins Gewissen geredet, Hr. Stieglitz selbst aber durch ein Sturmgemälde im Kunstverein „so sehr in die Vorstellung von Meer und Fluth und überschwemmten Küsten hineinbugsirt,“ daß ihm Lipparini's „Martyrthum der heiligen Therese (soll heißen St. Ursula) und ihrer Mitjungfrauen wie ein Sclavenmarkt irgend einer Piratenküste erschien.

Von Triest ging es nach Isola in Istrien hinüber, wo sich Hr. Stieglitz „an der geschäftigen Bewegung wasserschöpfender Dirnen ergötzte und sich nachher den würzigen Wein des Oertchens gefallen ließ.“ Beim Anblick des Bergcastells und Staats-

gefängnisses von Pisino wird ein Spruch aus der Braut von Messina: „Auf den Bergen ist die Freiheit", unter den Säulentrümmern Pola's aber Uhlands Lob der Griechenwelt citirt, und zugleich die herrliche Wirkung einer kräftigen Dosis Laurocerasus zum Trost für Bedrängte aus eigener Erfahrung hülfreich eingestanden. Auf der Segelfahrt von Pola nach dem Inselstädtchen Lussin-piccolo hatte Hr. Stieglitz große Noth, weil es mitten im Golf an Wind gebrach und die Gelegenheit des Dampfbootes verloren ging. Dagegen bot die üppige Kräuterwelt der Cherso-Insel, der immer grüne Lentiscusstrauch, der Lorbeer, der Rosmarin, die Myrte, der wilde Spargel, die Feige, der Oelbaum, besonders aber die Citronenlaube des Amphitruo für die Langeweile der windstillen Quarnero-Bucht reichlichen Ersatz. Warum rühmt uns aber der empfindsame Tourist den geräumigen, windgeschirmten, romantisch-schönen Hafen der Cherso-Insel mit keiner Sylbe? Wir selbst denken noch in seligem Entzücken an die lieblich stille Bucht und an den Septembervollmondschein, an die Felsen-Ueberhänge, an die Arbutus Andrachne des Strandes und an den wilden Rosmarin. Klagen über Ausrodung der alten Inselwälder hat Hr. Stieglitz aus dem Munde der Eingebornen freilich auch gehört, geht aber nur flüchtig und ohne Nachhalt an diesem reichen, durch Moreau de Jonès kraftvoll und umfassend behandelten Gedankenthema vorüber an die kleine Tagesmühe. Nicht bloß Cherso war einst waldbedeckt, auch die ganze liburnische Inselkette mit dem gegenüber liegenden jetzt so holzarmen Festlande trug noch im Mittelalter den grünen Blätterschmuck. Welchen Wanderer hätten die kahlen, abgeschälten, ausgestorbenen Kalkgebirge vom Ponteba-Paß bis auf die Höhenzüge um Triest herab nicht melancholisch angesehen? Durch Dr. von Rosetti wird umständlich nachgewiesen, daß noch vor drei Jahrhunderten dichter Laubholzwald mit reichem Wasser-

sprudel selbst diesen heute ausgedorrten Höhenzügen Schatten und Labsal gab.

Vom ölreichen Cherso schiffte Hr. Stieglitz auf das noch lieblichere Eiland Veglia hinüber und konnte der Versuchung, auch das schön gebaute Fiume auf dem nahen Strande Croatiens zu sehen, nicht widerstehen. Statt lang und breit im Künstlerjargon über Tizian, über Andrea Vicentino, über Christusköpfe und Sakristeigemälde abzuhandeln, hätte der Tourist vielleicht klüger und nützlicher gethan Landschaftsbilder auszumalen, wie die schöne und trefflich gelungene Seebad-Scene im Golf zwischen Veglia und der Croatenküste im Abendgold.

Von Fiume mußte Hr. Stieglitz wieder auf die Cherso-Insel zurück, in deren lieblicher Hafenbucht Lussin er endlich auf das früher versäumte Triestiner Dampfboot zur Fahrt nach Cattaro gelangt.

Istrien wäre hiemit abgethan. Jetzt beginnt Dalmatien und erwacht zugleich die Neugier des Lesers, was ihm etwa Hr. Stieglitz über Dalmatien zu sagen weiß.

Den langen schmalen Küstenstrich dieses Namens hat Hr. Stieglitz natürlich nicht der vollen Ausdehnung nach besucht. Das Dampfboot, wie man weiß, legt nur an wenigen festgesetzten Puncten an, und auch da ist der Aufenthalt so kurz gemessen, daß ohne Bezugnahme auf ältere Werke selbst der geübteste Polytrop den Stoff zu einer vollständigen, durchaus neuen und originellen Composition nicht leicht zusammenbrächte. Was Hr. Stieglitz gibt, ist in der Hauptsache sein wahres Eigenthum, und lückenhaft zu bleiben schien ihm weniger nachtheilig als Altgesagtes noch einmal zu sagen. Die Musterung der Schiffgesellschaft, die den leeren Raum von Lussin bis Zara füllen muß, wird für Dalmatiner vielleicht angenehmer als für deutsche Leser sein. Dagegen ist es nur zu loben, daß in

Zara selbst „der erste Besuch dem Dome galt“ und weltlicher Trödel, Wasserbehälter, Morlaken- und Albanesendörfer bei Hrn. Stieglitz überall nur den zweiten Platz erhalten.

Auf der Fahrt zum nächsten Landungspunct Sebenik ging es schon hitziger her. Tommaseo, ein junger neu amnestirter Literat des Ortes, zugleich Hitzkopf, Poet, Philosoph, Polyhistor und Kritikus, war, aus der Verbannung heimkehrend, mit Hrn. Stieglitz auf demselben Schiff. Wie sollte es da nicht Funken geben? Die Partie war ebenbürtig, und wurde von deutscher Seite natürlich mit landesüblicher Geduld und Gründlichkeit durchgefochten. Nur ward unsererseits beinahe etwas mißliebig vermerkt, daß der wälschredende Slave unsern Niebuhr des Gedankenplagiats aus Vico zieh, unter den neueren Historikern Italiens den „Kernmenschen Colletta“ gar nicht nannte, den Franzosen Béranger aber vollends „ruffiano più che poeta“ nannte. Dafür ward in Sebenik wieder zuerst der Dom besucht, dann aber im gastlichen Hause des literarisch-kritischen Gegenparts, aller Fehde und Hitze ungeachtet, aufs herrlichste getafelt, und zugleich bei köstlichem Sparusfisch und vielgepriesenem Maraschinotraubensaft im Thema friedlich-kriegerisch weiter disputirt. Ein deutscher Gelehrter, wenn er dieses Namens würdig ist, muß nicht bloß vielerlei wissen, und neben kräftig nachhaltenden Lungen eine bewegliche Zunge haben; er muß auch im Magen gut bestellt, praktischer Gastronom und nachhaltiger Zecher wie weiland Friedrich Sch...l sein.

Den Wasserweg von Sebenik nach Spalato findet Hr. Stieglitz selbst „ziemlich monoton“, hilft aber zu merklichem Trost des Lesers zugleich mit sieben Strophen dichterischer Begeisterung auf ein Johanniskirchlein am steilen Ufer aus. Spalato dagegen, der dritte Landungsort dicht an der Stätte des weiland prachtvollen Salona, erweckt in der Seele unseres Touristen

einen Reichthum ernstlicher und feierlicher Gedanken, wie kein anderer Dalmatiner-Punct. Die nicht unansehnliche Stadt liegt fast ganz innerhalb des befestigten Gartenpalastes des Kaisers Diocletian. Daher auch der Name „Spalato", d. i. Palatium mit der russisch-slavischen Vorschlagsylbe 's, wie man sie bekanntlich so häufig an byzantinisch-griechischen Ortsnamen in Hellas findet. Welcher Leser kennt etwa nicht den großen Heiden und berühmten Christenfeind Diocletian? „Ein Kauf, sobald die Uebervortheilung mehr als die Hälfte macht (laesio ultra dimidium), soll nichtig sein, quia humanum est", steht in den Gesetzen Diocletians. Eiferer könnten es in unserer Zeit doch übel nehmen, wollte Jemand Gerechtigkeit, Milde und Seelengröße dieses Imperators in gar zu warmer Rede preisen. Diocletian, obgleich ein großer Feldherr, ein weiser Staatsmann und ein gerechter Fürst, muß in der christlichen Legende doch als Tyrann und Wütherich figuriren, weil er die überlieferte Ordnung, weil er das Bestehende und rechtlich Begründete gegen die von unten heraufarbeitende unbegriffene Idee des Jahrhunderts, weil er die religiösen und politischen Gefühle des Romanenthums gegen die wahrhafte Erneuerung und gegen den gottverordneten Umsturz zehn Jahre lang mit unbeugsam starrer Kraft, am Ende aber doch vergeblich zu halten suchte. Das Evangelium der „Armen" war stärker als die Götter, als die Legionen, als die Gesetze und als der geniale Wille Diocletians. Er gab den Kampf verloren, nahm das Diadem vom Haupt und wich in das Privatleben zurück, bereute aber weiser als der fünfte Karl weder den Widerstand noch die verlorene Macht. Versagen, Einsamkeit und Gartenflor in den milden Heimatlüften von Salona haben den langersehnten Frieden gebracht, welchen Purpur und Herrschermacht nicht gewähren konnten. Von den goldenen und silbernen Thoren ist jetzt freilich keine Spur, von den

mächtigen Thürmen des colossalen Mauerquadrats aber nur hier und da ein vereinsamter Stumpf zu sehen. Nur Luft und Blumenschmelz sind geblieben und die große Lehre, daß es noch etwas Größeres gebe, als Cäsar und Herr der Welt zu sein!

Und welch reines ursprüngliches Christenthum bekämpfte Diocletian! ruft Stieglitz voll Bewegung aus und fragt sich selbst „was in der Brust des hartnäckigen Verfolgers etwa jetzt sich regen mag?“ — Die Antwort ist natürlich eine günstige, versöhnende und die Ausgeburten irdischen Kurzblickes abstreifende; etwas mystisch zwar, aber doch klar und schwunghaft wie Figura zeigt: „Prometheus, Psyche, Niobe, Nemesis, Fatum, Licht höherer Versöhnung, Welttempelkuppeln, unsichtbare Chöre niederrauschend, neues Evangelium, Glaube, Hoffnung, Liebe.“ „Ja, ein Born des Lebens quellend aus diesem neuen durch Diocletian verfolgten Evangelium, ein Born, der überleitet in die Auen, wo, wenn nicht alles trügt, die Besten aller Zeiten einander begegnen werden am Urquell des Lichts, ungehemmt durch die Schranken der Endlichkeit.“ — Folgen drei begeisterte Strophen in Ottave rime auf den „unbekannten Gott,“ auf

„den Geist der Geister, der durch die Wogen
des Urweltkampfs schon zog als Friedensbogen.“ —

Gebe der begeisterte Seher ja doch Acht! Dieser Spalato-Dithyrambus findet Widerspruch, wenn auch nicht bei uns, doch sicherlich bei manchem scharfen Dogmatiker diesseits und jenseits der Alpen, wo man sich gegen die etwas zu freisinnige Ausdehnung der Seligkeitsgrenzen consequent und strenge verwahren muß. Statt einsam bei nächtlicher Stille wie Hr. Stieglitz auf das Verdeck hinaufzusteigen und noch einmal die großartigen Trümmer des öden Kaiserpalastes und ihre langen Schatten schwärmerisch anzuschauen, wäre Perronn, der berühmte Kampf-

held für das Dogma, ruhig auf dem Lager geblieben und hätte einen Syllogismus wider Elwenich und Achterfeldt ausgedacht, was für Beruhigung ängstlicher Gemüther, wie ** in München glaubt, wirksamer wäre, als die weitgeöffnete Himmelsthür und Allerweltseligkeit unseres freundlichen Touristen.

Nach Spalato ward im Vorüberfliegen zuerst auf dem reizenden Eilande Lesina, dann auf dem waldigen Curzola angehalten, und der Zeitkürze ungeachtet beiden Inseln ein kleiner Abschnitt im Buche zugedacht. Was Hr. Stieglitz vom eigenthümlichen Rosmarinduft, von den Feigen, vom unvergleichlichen Honig, vom Vino di Spiaggia, von den Palmen, von Orangen-, Lorbeer- und Oleanderbusch der üppig grünen Lesina sagt, wird den meisten Lesern viel willkommener sein, als die phantastisch-metaphysisch-poetische Episode über Vereinigung des Doppellichts von Außen und von Innen, über Dualismus der menschlichen Brust, über Schmerz, Liebe, Phönix und Sternbahn, mit welcher Episode uns der liebenswürdige Tourist vielleicht in Folge rechtzeitiger Libation mit der gepriesenen Rosmarin-Essenz von Lesina zu erquicken sucht.

Die Reisebemerkungen über Ragusa, das man nach der Abfahrt von Curzola berührte, wollte Hr. Stieglitz wegen ihrer Wichtigkeit und Fülle bis zur Rückfahrt als würdigen Schluß des Werkes aufbewahren, und eilte ohne vorläufigen Erguß, ohne Jambus, ohne Ottave rime, ohne Trimeter stumm und incognito zum äußersten Südpunct des Dampfbootes nach Bocche di Cattaro hinab, von wo der oben angedeutete Ausflug nach Montenegro unternommen wurde.

Was bedeutet aber der wälsche Ausdruck: Bocche di Cattaro (Cattaro-Mündungen), den ein langer und, wie es scheint, vorzugsweise auf eigene Beobachtungen gebauter und nicht ohne

Sorgfalt und Schärfe geschriebener Abschnitt als Ueberschrift an der Spitze trägt?

Cattaro ist etwa nicht ein Fluß, der seine Wogen brandend aus dem Gebirge heraus in den Golf der Adria wälzt: Cattaro ist selbst ein kleiner Golf, eine in Schlangenwindungen tief in das Land eindringende Wasserbucht der lieblichsten Gestaltung. Zwei Eilande hüten den engen, durch vorspringende Felsenufer scheinbar geschlossenen, schneckenförmig verschlungenen Eingang ins mystische Heiligthum und bilden gleichsam drei geheimnißvolle Thore oder Mündungen, hinter welchen, in der Runde um zwei große, buchtig auseinandergehende, durch einen schmalen Canalweg mit einander zusammenhängende und meistens von grün belaubten Hügelketten, im Hintergrunde aber durch hohe Gebirge eingefaßte Wasserflächen, die stille Welt der Bocchesen liegt. Im hintersten Winkel des wunderschönen Innersee's dicht am reichen Gürtel dunkler Cypressengruppen, immergrüner Oliven, saftiger Wein- und Granatenpflanzungen, vom wilden Monte negro überragt, ist die Ortschaft Cattaro, die dem ganzen Seegebilde den Namen gibt. „Kotor“ ist gemeines Nennwort, das im Slavischen soviel als „Ortschaft“, „Gegend“ mit dem Nebenbegriff der Abgeschlossenheit besagen will *). Auch die übrigen Strandorte, besonders die Namen der großen und reichen Gemeinden Dobrota, Perasto und Stolivo gehören sammt ihren Bewohnern dem slavischen Volksstamm an. Jahrhunderte lang dem katholisch glaubenden und italienisch redenden Venedig verbündet oder unterthan, haben die Bocchesen der Mehrzahl nach mit der italienischen Sprache auch die Religion ihrer Protectoren angenommen. Das

*) Bekanntlich wird das o in den ersten Wortsylben von den Slaven meistens wie a gesprochen. Smalensko, Galitzin, Waronesch, Galawin lauten z. B. im mündlichen Verkehr die von Jedermann gekannten, aber Smolensko, Golitzin, Woronesch und Golowin geschriebenen Russenworte.

Italienische indessen dient nur als Bindemittel im Verkehr mit dem Occident; unter sich selbst und am Familienherde ist nur das Illyrisch-Slavische im Schwung. Auf diesen Grund hin glaubt sich Hr. Stieglitz vollkommen berechtigt, das höchst ehrenfeste, gewerb- und schifffundige Bocchesenvolk, geringer Beimischung italischen und gräkischen Blutes ungeachtet, insgesammt als Slaven (aus dem Serbenstamm) anzuerkennen. Bedenkt man, daß es in Deutschland mehr als zwanzigjährigen Schulgezänkes bedurfte, um nur erst dem nüchternsten Theile der Gelehrten begreiflich zu machen, die am häuslichen Herde albanesisch redenden Attiker, Böotier, Lokrer, Korinther, Argiver, Hydräer unserer Tage seien wirkliche epirotische Albanier und nicht Hellenen aus dem trojanischen Kriege, so gereicht es Hrn. Stieglitz zur Ehre, das Wesen bocchesischer Nationalität so sicher, so rasch und so verständig herauszufinden und das Gefundene anzuerkennen und darzustellen. Allenthalben auf der illyrischen Halbinsel begegnen uns neben der Cypresse, neben den lauen Lüften und dem immergrünen Busch auch der Slave und das Slaventhum, in mancherlei Weise verwandelt, gefärbt und abgestuft. Und wer immer auch nur über ein Bruchtheil dieser großen Landschaft reden will, kann ohne diese Anerkennung und ohne tieferes Eindringen in dieses große geschichtliche Phänomen unmöglich nachhaltig, fest und erquicklich im Argumente sein. Auch das Sitten- und Landschaftsbild, freilich kurz und malerisch umrissen wie Genelli's Schattenzüge zum Homer, darf in den neueren Irrfahrten durch Illyricum, wenn sie den Leser ergötzen wollen, ebenso wenig fehlen, als in der Odyssee. Beide Nothwendigkeiten hat unser Wanderheld redlichst anerkannt, und auch beiden nach Kräften zu genügen sich bemüht. Nur ist ihm das Naturgemälde meistens besser gelungen, als die lebendige Behandlung der illyrischen Slavenwelt, weil es ihm bei allem

localen Wissen zuweilen doch an Höhe, Schwung und politischem Ueberblick gebricht. Gewiß werden nur wenige Leser widersprechen und anderer Meinung sein, wenn einerseits Hr. Stieglitz den Strandgürtel des Binnenmeeres von Cattaro für wonniger, zaubervoller und malerischer erklärt, als die wohlbekannten und oft gepriesenen Ufer des Genfersees, andererseits aber wir selbst bei der Schilderung der schönen Natur Dalmatiens und der „maurisch gebauten" Stadt Ragusa mit dem Gartenflor und dem paradiesischen Gozzipark weit lieber und weit länger verweilen, als bei den politisch-philosophischen Exabrupto-Phantasien, die — mit Verlaub zu sagen — oft unerwartet, manchmal sogar etwas unzeitig und hie und da nicht eben im reinsten Geschmack gekleidet und angethan, inmitten schön gezeichneter Landschaftsbilder den Leser überraschen. Was soll man z. B. denken, wenn Hr. Stieglitz bald eine nahe bevorstehende, durch Oesterreich zu begründende, allen Nationen Achtung gebietende deutsche Doppel-Seemacht in Aussicht stellt, bald poetisch-leer und überschwenglich von „innigerem Ineinanderschlingen" des grünen Lorbeerwäldchens auf der äußersten Südgrenze österreichisch Dalmatiens mit der „Nordischen Eiche" zu unauflöslichem Kranze fester Einigkeit und Treue schwärmt? Dichtern und Künstlern war es freilich von jeher gestattet, der Welt andere Farben zu leihen, als sie in Natura hat.

Am meisten verargen es einem die Gelehrten, wenn man sie des falschen Enthusiasmus, der Ideenincohärenz, des unlautern Geschmackes in Bild und Rede zeiht. Und doch hängt den Producten deutscher Muse, nach standhaftem und immer neu auftauchendem Urtheile der Fremden, sehr oft irgend etwas dieser Art als Erb- und Nationalsünde an, deren schädlichen Einflüssen auch unser Tourist an mehreren Stellen seiner Schrift, vorzüglich aber auf dem Wege von den Cattaro-Mündungen in das nahe

Ragusa-Ländchen erlegen ist. „Weißt du, mein Theurer, wie unsere Erdenbahn mich anmuthet?“ fragt und beantwortet Hr. Stieglitz ganz unverhofft mitten auf der Straße in seinem eigenthümlichen Styl: „Wie ein großes Schlachtfeld, durch welches wir allezeit gerüstet unter dichtem Kugelregen schreiten. Immer neue Batterien entladen ihre todesschwangern Blitze, aber unser Muth bleibt ungeschwächt. Noch zählen wir zu den hinteren Reihen, während die vorderen sich immer mehr lichten. Vorwärts an die Stelle der Gefallenen! Der ihm bestimmten Kugel entgeht keiner — drum freudige Zuversicht! Es kommt nicht darauf an, wie lange man fechte — denn einmal endet doch für jeden der Kampf! — es kommt darauf an, daß man ehrenhaft und unerschüttert seine Stelle behaupte und, wenn die uns bestimmte Kugel pfeift, wir rühmlich fallen, auf dem Schilde scheidend, mit dem wir bis dahin getrost und fest im Kampfe gestanden.“ — Ist dieses Bild, fragen wir ernstlich, nicht gar zu martialisch-kräftig, gar zu Maritornes-mäßig derbe, und zu weit entfernt von jenem heitern Ebenmaß, jener aristokratischen Eleganz und Färbung, deren Verständniß nur die heidnische Muse gibt? Wir haben zwar eigentlich nichts einzuwenden, wir freuen uns vielmehr, wenn Hr. Stieglitz unter dichtem Kugelregen und zwischen Batterien todesschwangerer Blitze unverletzt und ungetroffen von Cattaro nach Ragusa reitet und daselbst die slavischen Eindringlinge des siebenten Jahrhunderts das „Scharfrichteramt“ an Alt-Ragusa üben, das weiland französische Gemeinwesen aber „mit bluttriefend erbarmungslosem Messer das republikanische Gebälke der Vorzeit zu eleganten Brettern schneiden“ läßt. Wir fürchten nur die Fama des Auslandes, vielleicht selbst das verdächtige Lächeln eines Einheimischen, besonders der Leser des Homer, wenn sie Kraftausdrücken begegnen, die man wohl in gewissen Zeiten dem dramatischen Genie verziehen, in gewöhn-

lichen Fällen aber allzeit und überall als fehlerhaft getadelt und als ungeschmackvoll zurückgewiesen hat. Edlen, menschenfreundlichen Sinn besitzen ist liebenswürdig, ehrenhaft und schön. Auch Reisen machen und das Gesehene in gelehrten Büchern niederlegen gilt als lobenswerthes Ziel. Aber selbst die ehrenwerthesten Gesinnungen und die wissensreichsten Bücher erhalten den wahren Schmuck und den vollen Werth erst durch schönes Redemaß und feingeschliffenen Styl.

Unter allen aristokratischen Slavenrepubliken, die vormals nicht bloß die Küsten Dalmatiens, sondern fast die ganze Osthälfte Europa's füllten, und deren Andenken bis auf unsere Zeit gekommen ist, möchte man beinahe dem kleinen Freistaat Ragusa den Vorzug geben. An Gebietsumfang kam er nur etwa der Republik Krakau (vierundzwanzig Quadratmeilen) gleich, ragte aber an verständigem Freiheitssinn und angeerbter Liebe zur Wissenschaft über alle slavischen Gemeinwesen weit hervor. Hr. Stieglitz indessen nimmt es beinahe übel, daß die alten Ragusäer, um sich von der Zudringlichkeit und Nachbarschaft Venedigs loszuschälen, einen schmalen Streifen ihres christlichen Stammgebiets links und rechts freiwillig an das dahinterliegende turko-slavische Paschalik Herzegowina überließen und sogar durch einen Jahreszins Schutz und Garantie des Padischah's erkauften. Noch lieber als die Senatoren von Ragusa möchte der strenge Tourist die Oesterreicher herunterkanzeln, weil sie bei Uebernahme der Republik auch in diesem Puncte alles beim Alten ließen. Warum die schmalen, vom Meerufer beiderseits in das Innere hinaufziehenden schmalen Streifen nicht wieder zurücknehmen, da man doch die Macht besitzt? Wozu der übermäßige Respect vor Verträgen, vor altem Brauch, vor Status quo und fremdem Eigenthum — wäre es auch nur, um die schmutzige Osmanliwirthschaft

zu mehrerer Bequemlichkeit der Landreisenden vom Strandwege zu verdrängen und dem Quarantängeleit zu entgehen?

Statt über die unbequeme und pedantische Gerechtigkeit der Deutschen sich zu ärgern, wäre es nützlicher in Erklärung der Eigennamen etwas schärfer zu verfahren. Hr. Stieglitz sagt allerdings, was das lateinische Abendland jetzo Ragusa nenne, habe bei den classischen Griechen Epidaurus geheißen. Daß aber bei den Eingeborenen sowohl als auf dem ganzen illyrischen Continent das Wort Ragusa ungebräuchlich und dafür das slavische Dubráva, d. i. der Wald, üblich sei, hat Hr. Stieglitz nicht bemerkt. Alteinheimischer Ortsname scheint indessen vor dem Einbruch der Slaven von jeher Ragusa (Ῥαούσιον der Byzantiner) gewesen zu sein. Bei der Slavinisirung des großen illyrischen Landtriangels im siebenten Jahrhundert nach Christus ist Alt-Ragusa (Epidaurus) mit den übrigen Städten Dalmatiens völlig untergegangen, fünf Stunden nordwärts aber durch Reste der alten Bewohner als Neubau wieder auferstanden. Neben der aufblühenden neuen Stadt hat die Liebe zum romantisch-schönen Heimatboden auch die alte Anlage in verjüngtem Maßstabe noch einmal aus den Ruinen hervorgerufen. Und dieses Alt-Ragusa lebt heute noch, und dient zugleich mit ihrer berühmten Tochter in stiller Ergebenheit dem Niemetz-Kral.

Mit sichtlicher Vorliebe weilt und verkehrt Hr. Stieglitz in diesem alten Sitz slavischer Glückseligkeit und Wissenschaft. Die milden Lüfte, die romantischen Scenen des wechselvollen Küstenlandes mit rauschendem Waldbach, schattenreichen Baumgruppen und üppigen Terrassengärten neben kahlem Felsenriff, die wohnliche Architektur zugleich und der feingeschliffene, poetisch-weiche Sinn der Ragusäerjugend reizen den verwandten Genius zur Beredsamkeit.

Wie in der Politik ging der kleine Freistaat Ragusa auch in

der Wissenschaft unabhängig und unbekümmert um die übrige Christenheit seinen eigenen Weg. Es besteht in der That eine vollständige, alle Zweige des Wissens umfassende, in Deutschland aber so viel als unbekannte Ragusa-Literatur, in welcher Geschichte, Sternkunde und Dichtkunst die erste Rolle spielen. Aber wer hätte wohl das große slavische Epos „Osman" je gelesen oder auch nur rühmen gehört? Und doch ist nach einheimischer Vorstellung jeder Ragusäer wo nicht ein Virgil, doch wenigstens ein Sonettendichter, und selbst der Krämer und der Handwerker meint von Apollo's Gunst nicht ganz unberührt zu sein. Das Viele und das Leichte indessen gesteht Hr. Stieglitz den Dichtern von Ragusa auch gern zu, das Vollkräftige und Frische aber, sowie Volksthümlichkeit und nationale Färbung muß er ihnen unbedingt versagen. An aristokratischem Dünkel hingegen, an Eifersüchtelei in Rang und Titel, an athemlosem Jagen nach Würden, Aemtern und äußeren Ehren sei die Patricierschaft Ragusa's mit ihren Standesgenossen im Occident auf gleicher Höhe und in ebenbürtiger Virtuosität.

Bedenkt man aber, daß die Stadt Ragusa in der Blüthezeit, d. i. im fünfzehnten Jahrhundert, für sich allein nahe an vierzigtausend Einwohner zählte, heute aber deren kaum siebentausend ärmlich ernährt; überlegt man ferner, daß nach Verlust des Glanzes, der Macht und des Reichthums in Ragusa wie in allen Freistaaten Europa's alter, mittlerer und neuerer Zeit — San-Marino und Krakau hoffentlich ausgenommen — selbst die Freiheit vom alten Boden gewichen und dem Monarchenthum erlegen ist, so können die bitteren Klagen unseres Touristen über Unbestand der Dinge, sowie die herben Texte, die er am Ende des Buches uns Abendländern in Masse liest, nicht mehr überraschend sein.

Bei aller Schmiegsamkeit der Person des Dichters wäre in

Europa, wie man weiß, doch wenigstens das Wort noch gern frei. Mit dem ächten Republikanismus aber, meint Hr. Stieglitz, sei es auf unserm Continent nun ein für allemal vorbei. „Grübelei, fanatischer Wahnwitz, Herrschsucht, scharfe Nachtfröste und giftiger Mehlthau haben die frischen Keime in Frankreich getödtet und die Freiheit über den Ocean in den jungfräulichen Schooß der neuen Welt hinübergedrängt, wo man das Geheimniß aller republikanischen Existenz, d. i. männliche Ruhe und Gelassenheit, am besten zu bewahren wisse.“ Nur quält Hrn. Stieglitz zum Schluß noch der Zweifel: ob die Freiheit etwa auch in Amerika einstens altern, oder ob sie dort ewig blühen und erneuernd auf Europa herüberwirken werde, oder ob sie gar einmal plötzlich auch jenseits der Atlantis in Monarchie umschlagen könnte, wie überall in der alten Welt? Diese Frage ist nicht so müßig, wie vielleicht mancher glaubt. Auch ist Hr. Stieglitz weder der erste noch der einzige deutsche Politicus, der sie bespricht. Viele und gewichtige Sorgen und Interessen der Gegenwart klammern sich ängstlich an ein Problem, das schon im Heerlager vor Troja die Klugen und Aengstlichen der Zeit beschäftigte und zugleich einen der schönsten Iliasgedanken homerischem Genius entrang. Es wäre in der Meinung vieler gar zu schön und auch für die Zukunft so ganz beruhigend: si romana ubique arma, et velut e conspectu libertas tolleretur.

J. A. C. Buchon:

1) **Recherches et matériaux** pour servir à une Histoire de la Domination française au XIII[e], XIV[e] et XV[e] Siècles dans les provinces démembrées de l'Empire Grec à la suite de la Quatrième Croisade.

2) **La Grèce Continentale et la Morée.** Voyages, Séjour et Études historiques, en 1840 et 1841.

(1846.)

Ein Paar Decennien lang hat man es in Deutschland für möglich gehalten, und vielleicht nicht gut berathene Literaten machten sogar wiederholt den Versuch, Sinn und Gemüth des Occidents in nachhaltiger Weise für das byzantinische Griechenland zu erwärmen und anzuregen. Man zog wunderliche Dinge ans Licht und spielte auf Ereignisse an, die uns unerhört, ja unglaublich schienen, und die man bald mit frostigem Erstaunen vernahm, bald mit Unwillen zurückwies, überall aber kalt und gleichgültig überging und wieder vergaß. Aber auch Reise- und Localbeschreibungen, die zu Erläuterung hellenischer Zustände in reichlicher Fülle Mitteleuropa überschwemmten, lohnt kein besserer Erfolg, und die fabelhaften Concepte träumerischer Phantasie ekelten am Ende selbst die Deutschen an. Sei das neue Griechenland an und für sich was und wieviel es wolle, für Europa ist und bleibt es auf immer und unwiederbringlich todt. Keine Kunst, keine Wissenschaft vermag den Bann zu lösen, mit welchem

das abendländische Publicum Menschen und Dinge im Gesammtumfang des illyrischen Landtriangels schlug. Während man europäische Geduld und Neugier mit Erzählungen aus dem eintönigen Nillande, mit Berichten von Theben mit hundert Thoren, von dem Zodiacus in Tentyra, von den Memnonsäulen und ihrer melancholischen Einsamkeit im Schlammgefilde von Medinet-Habu kaum zu sättigen vermag, und über das jämmerlich bestellte Palästina, über das üppige Damaskus, über das liebliche Sichem, über das steinige Jerusalem, über die wasserlose Kidronschlucht und ihr ausgebranntes Gestein selbst mittelmäßige und geistlose Broschüren noch Leser, Käufer und Bewunderer finden, geht man mit unerhörter Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit Beleidigung und Verachtung an Schriften vorüber, welche die Summe europäischen Wissens thatsächlich vermehren und zum politischen Verständniß byzantinischer Gegenwart anerkanntermaßen der Schlüssel sind. „Was redet ihr uns da ein langes und breites von Slaven-Zupanien im Eurotasthal, von Franken-Baronen und lateinischen Ritterburgen in Arkadien und von Albanesendörfern am Isthmus von Korinth? Was gehen uns eure Bulgaren, euer thessalischer Akamir, euer Veligosti, euer moraitisch Warsawa, euer Ville-Hardouin und eure Schkypetaren an? Mache der treffliche und originelle Amy Boué noch so ergiebige Forschungen, noch so überraschende und gründliche Entdeckungen in der Länderbeschreibung Illyricums und copire ihn der wortreiche Cyprien Robert noch so heimlich und geschickt, wir kümmern uns um Amy Boué ebenso wenig als um Cyprien Robert, um J. A. Buchon und um die Wanzen-Chronik des klugen Greverus von Oldenburg. Wir kennen überall nur das alte Hellas, seine Geistesgröße und sein Genie. Von Byzanz wollen wir nichts hören, wollen nichts wissen von seiner Langeweile und seinem mittelalterlichen Geschick.“ So ungefähr würde es lauten, wollte

man die öffentliche Meinung Europa's über die byzantinisch-griechischen Studien unserer Zeit in Worte kleiden. Verlorne Zeit! undankbare Mühe! nutzlos verschwendete Summen an Kraft und Gold!

Hoffentlich ist Hr. Buchon doch wenigstens das letzte Opfer dieser unseligen Selbsttäuschung europäischer Wissenslust und zugleich des unbesiegbaren europäischen Byzantinerfrostes; denn auch Hr. Buchon, wie sich's wohl denken läßt, hat für Durchführung seines gelehrten Unternehmens bedeutende Geldmittel eingesetzt und sich selbst nebenher mit der sichern Hoffnung geschmeichelt, Patriotismus und Begeisterung seiner Landsleute für französische Glorie des Mittelalters werde ihm bei seiner Arbeit hülfreich unter die Arme greifen, werde ihm nachher Aufwand und Mühe mit Zinsen, Ehren und Capital reichlich und vollständig zurückerstatten. Bei aller Achtung für Hrn. Buchons Privatverhältnisse darf es der Leser doch schon wissen: der kluge Buchon fand sich in seiner Erwartung aufs grausamste getäuscht, und hat noch weit verderblicher und weit heilloser speculirt, als andere, die neben der ursprünglichen Thorheit und Unfruchtbarkeit des Unternehmens auch noch die Gefühle der Epoche zu verletzen kein Bedenken trugen. Wenige nur wußten es in Frankreich Hrn. Buchon Dank, daß er alte Diplome hervorgesucht und abgedruckt, adelige Stammbäume angelegt, fürstliche Siegel, Münzen und Medaillen in Kupfer gestochen, das Netz französischer Feudal- und Ritterherrschaft von Thermopylä bis Cap Matapan dem Leser kunstreich auseinandergefaltet und vorgeflochten und sogar die verfallenen Burgverliese auf öden Felsenspitzen und in entlegenen unbesuchten Schluchten des wiedergeborenen Hellas pilgernd heimgesucht, ihre Lage, ihren Bau, ihre Namen mit den alten Documenten verglichen und die noch lebenden Sagen der Umgegend aus dem Munde des Volkes gesammelt und aufge-

schrieben hat. Alles dieses ist vergeblich gewesen. Das Werk Nr. I hat nur erst den Urheber zu Grunde gerichtet, Nr. II aber Verleger und Verfasser zugleich ins Verderben gebracht. Die freundlichen Worte und Auspicien, mit welchen der sel. Herzog von Orleans die Forschungen des Hrn. Buchon zu fördern geruhte, waren bei der Lässigkeit des französischen Publicums doch nicht kräftig genug, um den Erfolg auch nur in seinem geringern Belang zu sichern. In Frankreich kümmert man sich leider um Rheingrenze, um Eisenbahnactien und um politische Geltung des Augenblicks mehr als um documentirten Nachweis, wie sich einst die rohen aber tapfern Gesellen der gallischen Feudalzeit im tumultuarisch eroberten „Neu-Frankreich" (Hellas und Morea) eingerichtet, wie sie sich daselbst gegenseitig befehdet und wie sie nachher die Frucht ihres ritterlichen Muthes spurlos und unrühmlich an Byzantiner und Türken verloren haben. Die Russen wären in solchen Dingen klüger als ihre Nebenbuhler und würden selbst einigen Ehrensold nicht scheuen für gründliche Auseinanderstellung, daß z. B. die Reiche Halitsch und Wladimir (Galitzien und Lodomerien) altes Erbgut der Rurikfürsten von Kiew sind. Dem Thätigen bringt ja auch theoretisches Wissen schon Gewinn. Denn wo man früher war und was man weiland hatte, dahin kann man ja mit einigem Rechte wiederkommen und es noch einmal besitzen.

Ist es ein Unglück, daß sich der gelehrte Forscher und Restaurator an den eigenen Landesgenossen in seiner Rechnung irrte, so ist es doch eine kaum zu entschuldigende Thorheit, wenn Hr. Buchon nebenher selbst auf die mitleidigen Börsen der „Neuhellenen" zählte und ihnen durch ein Manöver eigener Art, aber doch in erlaubter und wohlbedachter Weise, seine Waare anzuempfehlen suchte. Wenn wir an Ort und Stelle selbst recht gehört haben, declamirte Hr. Buchon in Athen und auf Euböa

mit heftiger Entrüstung über die sonderbaren Einfälle eines armen Deutschen, der zwar weniger gelehrt als Hr. Buchon, aber schon zehn Jahre früher als er nicht nur von einer Frankenherrschaft über Griechenland gesprochen, sondern im Unglück noch weiter zurückgegangen und sogar über völlige Slavinisirung des hellenischen Continents deutliche Winke fallen ließ. „Die Haltlosigkeit dieser ehrenrührigen Tudesken-Thesis wolle er (Hr. Buchon) bis zur Evidenz beweisen,“ natürlich mit der stillschweigenden Bedingung, daß man ein für hellenische Adelsinteressen so wichtiges Buch auch in Athen geneigtest lese und bezahle. Insoweit wäre Alles in bester Ordnung; nur hätte Hr. Buchon wissen sollen, daß die „Hellenen“ um Geld nicht einmal das theure Gut der Gesundheit kaufen mögen, viel weniger denn ein Buch, dessen Nützlichkeit sogar im gelehrten Europa nicht überall begriffen werde. Was die Drohung betrifft, ist Hr. Buchon in der That selbst weit glimpflicher verfahren, als man erwarten durfte. In beiden Eingangs genannten Werken wird des verfehmten Gegenstandes kaum mit einer Sylbe gedacht, ja der arme Deutsche, seine Thesis und sein Buch werden — wie unlängst in St. Petersburg der Frankenprotest gegen Hunkiar-Iskelessi — gewissermaßen als nicht seiend betrachtet und gänzlich ignorirt. Vielleicht glaubt Hr. Buchon, in einem gallischen Buche auch nur ernstlich genannt und widerlegt zu werden, sei für einen kleinen deutschen Literatus schon zu große Ehre*). Ueber diese Praxis wird ihm hier etwa kein Vorwurf gemacht, noch hat die schneidende Kälte, mit der uns Hr. Buchon behandelt, im geringsten auf die kurze Analyse seiner beiden mühevollen und gelehrten Arbeiten eingewirkt.

*) S. 63 wird neben Tafel zwar auch Fallmerayer vorübergehend genannt, dagegen S. 61 noch von „Toparques grecs de Trébizonde“ geredet, als hätte die „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt“ gar keine neue Wendung in Umlauf gebracht.

In Beziehung auf Nr. I und seine beiden Abtheilungen sagen wir indessen doch nur ein paar flüchtige Worte, weil genauere Angabe und kritische Prüfung des Inhaltes an sich selbst schon eine widerliche und, beim gegenwärtigen Zustande deutscher Wissenschaft und Sympathie, eine völlig nutzlose Arbeit wäre. Die Deutschen ahmen jetzt den andern Völkern nach und kümmern sich, wie die Athenäer des Euripides, mit früher ungebräuchlicher Strebsamkeit um den eigenen Haushalt, um eigenes Wohlergehen und um glückliche Gegenwart weit mehr, als um die fremde That und um die leere Vergangenheit.

Im Allgemeinen jedoch weiß Jedermann, daß die französisch-wälsche Ritterschaft des vierten großen Kreuzzugs (1203 n. Chr.), statt Kurden und Seldschuken in Palästina anzugreifen, das christliche Konstantinopel stürmte, das byzantinische Reich zertrümmerte und wenigstens auf die europäische Hälfte desselben mit unbildsamer Härte und Barbarei die abendländische Staatseinrichtung übertrug. An der Spitze des Ganzen stand der „lateinische Imperator von Byzanz", dem natürlich von den eigenen Leuten Niemand gehorchte und dem nach kaum sechzig Jahren die Beute selbst wieder entrann. Der zweite im Rang war der „König von Thessalonich", der aber schon nach etlichen Jahren unter den Schlägen der Einheimischen unrühmlich und jammervoll verschwand. Die dritte Ehrenstufe im eroberten Lande hatte der „Princeps von Achaja und Morea", der am längsten bestand und dem der Idee nach das übrige Hellas innerhalb der Thermopylen mit den Cycladen und den jonischen Inseln als „Pärien des Principates von Achaja" gehorchen sollte. Die jonischen Eilande weggerechnet war der abendländische „Princeps von Achaja" im Mittelalter genau, was heute der lateinisch glaubende „Basileus der Hellenen" ist. Eine historische Nebeneinanderstellung dieser beiden Schöpfungen des intervenirenden Occidents böte in einer

weniger aufgeregten und weniger mit sich selbst beschäftigten Zeit neben vielfachem Nutzen politischer Lehren auch eine Fülle romantischer Abenteuer und gemüthlicher Scenen dar. Die Deutschen lesen aber Auerbachs Märchen aus dem Schwarzwalde und Gfrörers Leben Gustav Adolphs weit lieber als die galante Hauschronik der Gäfin „Trudelude von Sula“, und selbst in Frankreich genießen „Juif errant“ und „Fleur de Marie“ weit reichere Gunst, als die längst verschollenen und fruchtlosen Waffenthaten der Feudalbarone von Budonitza und Negropont. Buchons Zorn über solche Geringschätzung altvaterländischen Heldenthums vermag die Franzosen nicht zu erweichen, und sogar Sully und Napoleon werden vergeblich zu Hülfe gerufen, um diesen undankbaren Galliern etwas klingenden Respect für franco-moraitische Vergangenheit aus der Tasche zu locken. Wird es bei diesem eiteln Volke vielleicht mehr fruchten, wenn Hr. Buchon mit kluger Schmeichelei in den Frankenrittern die indirecten Nachfolger der Centauren der Mythenwelt erkennt, und wenn er in der Feudalordnung des griechischen „Neu-Frankreichs“ geradezu das Zeitalter der homerischen Könige wiederfindet? Princeps Ville-Hardouin ist in diesem Falle natürlich Agamemnon, und die Ritter Thierry von Ostrevant, Eustach von Saarbrück und Berthold von Katzenellenbogen entsprechen in der Parallele dem Protesilas, dem Perithous und dem Philoktet ebenso gründlich, als der Marquis von Budonitza mit Recht die Stelle des Achilles vertritt.

Glaube man indessen ja nicht, Hr. Buchon sei ein Phantast und schwebe wie ein unpraktischer Schulmann mit seinen Theorien in der Luft. Hr. Buchon ist ein ganz nüchterner Mann und weiß sehr gut was er will. „Seht! ihr seid schon einmal Herren im byzantinischen Reich gewesen, und die Länder des Königs Otto hat man einst „Nouvelle-France“ genannt. Warum kann das nicht wieder sein, wenigstens in

Gesinnung, Neigung und Politik?" Diesen Gedanken will Hr. Buchon im französischen Volke wach erhalten, während er den Griechen und den übrigen Mischlingsstämmen Illyricums zu verstehen gibt: wahre Freundschaft mit Freiheit und physischem Wohlergehen könne nur von den alten Bekannten im Abendland zu ihnen hinüberkommen. Alle Studien der französischen Literatur über den byzantinischen Orient sind von einem feststehenden politischen Gedanken durchdrungen, der sich bei Buchon nur milde äußert, desto heftiger und entschiedener aber bei Cyprien Robert zu Tage tritt. Eine Conföderation gräko-slavischer Staaten soll sich in der illyrischen Halbinsel als Gegengewicht der latino-gallischen Civilisation des Occidents und zwar unter ausschließlicher Protection und Oberleitung der französischen Krone bilden, so daß Frankreich — das ist der Hauptgedanke — nicht bloß im Occident die erste Rolle spiele, sondern daß es mit Beseitigung der übrigen Großmächte auch im Morgenlande als „summus arbiter" der neuen Gräko-Slaven-Conföderation das Uebergewicht besitze und somit sich gleichsam zum Vorsitz des ganzen europäischen Festlandes erschwinge. Etwas behutsamer und gemäßigter als der ungestüme Robert nähert sich Hr. Buchon auf weiten Umwegen dem patriotischen Ziel. Um seine Landsleute für die byzantinische Sache gründlich zu erwärmen, muthet er ihnen zu, sie sollen sich vorerst durch seine 800 Pagina in Klein-Quarto mit zahlreichen Noten, Tabellen, Tafeln, Listen und andern Anhängseln durcharbeiten, um durch dieses — wie er selbst meint — etwas „pedantische" Thor in die lieblichen und belebten Scenen seiner griechischen Wandertour hineinzutreten.

Daß dieser umfangreiche und auf Kosten des Verfassers mit großer Eleganz gedruckte Documentenband aus zwei Abtheilungen bestehe und Alles in sich fasse, was im Staube der Archive

Frankreichs und Italiens über die französische Herrschaft im byzantinischen Reiche noch aufzufinden war, haben wir schon oben bemerkt. Zur Beruhigung der Leser wollen wir noch hinzufügen, daß sich der Hauptgedanke des gelehrten Sammlers doch nur auf das „Fürstenthum Achaja" in seiner idealen Ausdehnung concentrire und als Éclaircissemens sur la Morée française fast den ganzen Inhalt (416 Seiten) der ersten Abtheilung bilde. Diese Éclaircissemens sind eigentlich eine aus gedruckten und ungedruckten Quellen mit unendlichem Fleiße zusammengetragene „räsonnirende" Abhandlung, wie man sie in Deutschland als zweiten Band der Geschichte Morea's im Mittelalter bereits früher kannte. Freilich hat Hr. Buchon, was Genauigkeit der Angaben, Vollständigkeit des Materials und archivalische Begründung der Haupt- und Nebensachen betrifft, seinen deutschen Vorgänger weit hinter sich gelassen und vermuthlich das Beste geleistet, was über dieses mittelalterliche, im Occident völlig vergessene Factum fränkischer Herrschaft in Byzanz noch aufzubringen ist. Nur hält es Hr. Buchon nach Art und Vorgang anderer Literaten des Abendlandes für möglich, ohne Zulassung des slavischen Elementes die historische Frage des byzantinischen Orients zu lösen. Aus Patriotismus — denken wir — nicht aus Schwäche des historischen Blickes, ignorirt Hr. Buchon Alles, was auf dem illyrischen Continent während der zwölf ersten Jahrhunderte christlicher Aera geschah, so gänzlich und so vollständig, daß er seine fränkische Ritterschaft über Griechenland unmittelbar an das classische Zeitalter, ja an die homerischen Heldenkönige und selbst an die thessalischen Centauren knüpft. Der gediegenen und umsichtigen Arbeit fehlt im Grunde nichts, als eine gesunde historische Unterlage mit etwas umfassenderen Kenntnissen in der byzantinischen Geographie, ohne die sich weder Leser noch Forscher je zu

erwünschter Klarheit erheben können. Auf Erklärung der barbarischen Topographie Morea's und ihres Ursprunges läßt sich Hr. Buchon ebenfalls nirgend ein, und auch der bekannte Theilungsvertrag der byzantinischen Landschaften durch die Ritter wird hier — weiß Gott zum wievielten Male — mit allen seinen Mängeln und ohne alle Berichtigung der bis zur Unkenntlichkeit entstellten Eigennamen Romaniens wieder abgedruckt. Und doch bedarf es vor allem hier besonders scharfer Medicin!

Wenn wir die erste Abtheilung des Documentenbandes, wenigstens im benannten Puncte der byzantinischen Geschichte und Erdbeschreibung, etwas kräftiger und umfassender wünschten, so hätten wir dagegen den Inhalt der zweiten Abtheilung dem Hrn. Verfasser lieber ganz erlassen. Die altfranzösische Chronik des Jeoffroi de Villehardoin und seines Fortsetzers Henry de Valenciennes, die ohne wesentlichen Zusatz den ganzen Raum der zweiten Abtheilung füllt, gehört ja zu den wiederholten, Jedermann geläufigen und beinahe alltäglichen Erscheinungen der literarischen Sammlungen unserer Zeit,

notior ut non sit canibus jam Delia nostris.

Wer indessen weder Du-Cange noch Michaud noch irgend eine frühere Ausgabe dieser Chroniken besitzt oder wenigstens zu seiner Verfügung hat, wird freilich anderer Meinung und Hrn. Buchon insbesondere noch für manche gute, freilich meistens fremder Mühe entlehnte Note unterhalb des Jeoffroi-Textes dankbar sein. Näheres Eingehen in den Inhalt dieser Documente jedoch wäre ebenso nutzlos, als eine streng kritische Sichtung barbarischer Feudal-Conflicte, deren Andenken selbst in Frankreich nur geringen Anklang findet.

Willkommen dürfte dagegen dem Leser eine kurze Skizze der gelehrten Reise sein, die Hr. Buchon für schärfere Begründung seiner geschichtlichen Thesen in Griechenland selbst unternommen

und in einem Octavband von 567 Seiten zu Belehrung und Ergötzung des geneigten Publicums beschrieben hat. Obgleich man uns Deutschen ohne viel Umstände in Hellas die Thür gewiesen, Hr. Buchon und seine Landsleute aber für die Griechenstudien deutscher Muse auch nicht sonderlich viel Wärme zu Tag legen, ja sie kaum eines mitleidigen Blickes würdigen, sind wir doch neugierig zu erfahren, wie ein geistvoller und alles unpraktischen Nebelhaschens lediger Pariser Literat eine Tour verrichtet und beschreibt, die schon einem Hrn. Greverus diesseits des Rheines bekanntlich so großen Ruhm gebracht. In Frankreich — wie man weiß — haben die Gelehrten, im Gegensatz und zu merklicher Beschämung cisrhenanischer Muse, durchaus nur klare und inhaltsreiche Gedanken und allzeit eleganten Styl. Das Mittelmäßige und das Abgeschmackte findet man in ihren Schriften ebenso wenig als das Verworrene und Ueberschwengliche tüdesker Gemüthlichkeit. Hr. Buchon macht natürlich keine Ausnahme von der Regel, und wir glauben den „geschmacklosen“ Bücherschreibern germanischer Zunge keinen unwesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir zu ihrer Belehrung eine auch nur flüchtige Musterkarte gallischer Kraftgedanken zusammenstellen.

Auf der Insel Syra, wo er von Malta kommend Anfangs December 1840 zuerst den Boden Griechenlands betrat, erkannte Hr. Buchon ohne weiteres gleich die „neugierigen und schwatzhaften Landsleute des Aristophanes mit ihrem rothen Fes, ihrer weißen Albanesen-Fustanelle und ihrer langen Pfeife in der Hand.“ Im hölzernen Theater daselbst gab denselben Abend eine italienische Gesellschaft die Oper Clara von Rosenberg, wo Hr. Buchon natürlich nicht fehlte und eine reiche Ernte griechischer Studien zusammenbrachte. Nur beim herrlichen Duo des zweiten Actes dachte Hr. Buchon „unglücklicher Weise“ zu viel

an Rubini und an die Grisi in Paris, fand es aber im Falle eines Feuerlärmes am gerathensten gleich zum „Fenster hinauszuspringen", was natürlich einem deutschen Metaphysiker nicht eingefallen wäre. Eine wälsche Oper in Syra gab Hrn. Buchon außer Rubini und Grisi über die raschen Fortschritte Griechenlands auf dem Wege der Civilisation viel zu denken, wobei er in „sanften Schlummer versank." — Von Syra ist Hr. Buchon nach Athen gezogen.

Das Dampfboot, welches zwischen Syra und Piräus schiffte, war zwar schlecht, Hr. Buchon nahm es aber doch, weil sich Hr. Buchon „auf der Reise um keinen Zufall kümmert und allzeit vorwärts geht." Dafür kutschirten ihn „die improvisirten Tiphys und Automedon der neuen Piräusstraße" in reißender Geschwindigkeit mitten unter Staubwolken nach Athen hinauf, wo Hr. Buchon im Vorüberfliegen dem Theseustempel die „legitime Bewunderung" zollte und dann „von der Höhe der Vergangenheit plötzlich in das Erdgeschoß der Gegenwart herunterfiel"; denn der erste Anblick von Athen sei eher auffallend als angenehm zu nennen. Doch erholte sich Hr. Buchon gleich beim ersten Gang durch die oft beschriebene und in Deutschland allgemein bekannte Stadt von seinem Fall, „weil schon die bloße Form und die blaßrothe Farbe des Akropolis-Felsens der Einbildungskraft Flügel geben." Auf der Burg selbst lernte Hr. Buchon natürlich den achtbaren und thätigen Hrn. Pittakis, Conservator der Alterthümer, kennen und ward von der Anhänglichkeit dieses redlichen Mannes an die Akropolis so erbaut, daß er die Ueberzeugung ausspricht, „man werde Hrn. Pittakis nach dem Tode gewiß in eine der fehlenden Karyatiden des Erechtheums verwandelt finden."

Eine öffentliche Volksbelustigung, bei welcher Hr. Buchon als strenger Beobachter fremder Sitten und Gebräuche natürlich

auch zugegen war und als „Franzose“ allgemeine Aufmerksamkeit erregte, veranlaßt die höchst anziehende Bemerkung, daß in Athen die Anführerin des Reigentanzes „nach alter Sitte und zum Zeichen persönlicher Würde den Bauch bedeutend vorwärts halten müsse wie die Aldermänner von London.“ Wespenschlankgeschnürte Bursche und albanesische Mädchen mit schöner Stirne und schönen Augen habe er bei diesem Feste zwar viele gesehen, der reine Typus antiker Schönheit dagegen sei in Athen viel seltener, als es Hr. Buchon erwartet hatte.

Hr. Buchon, wie der Leser sieht, ist billig genug in der heutigen Bevölkerung Griechenlands neben dem ursprünglich „hellenischen“ noch ein zweites, wesentlich verschiedenes Element — das albanische — anzuerkennen. Dieses Zugeständniß macht dem Scharfsinn und der Unparteisamkeit des Hrn. Buchon die größte Ehre. Glaube man aber ja nicht, Hr. Buchon sei in seinen Zugeständnissen voreilig, leichtsinnig und unbedacht! Nein! Hr. Buchon geht äußerst behutsam zu Werke und bewilligt nur, was er nicht verbergen kann und was in Deutschland schon seit bald zwanzig Jahren behauptet und verkündet wird. Aus dem Umstande, daß er die Stadt Athen zum Theil, das platte Land umher sammt vielen andern Provinzen des Königreiches aber ganz von albanisch Redenden bevölkert sah, zieht Hr. Buchon vorerst den klugen Schluß, „es müssen doch zu verschiedenen Zeiten albanische Einwanderungen nach Hellas stattgefunden haben;“ weil Platons Dialoge und die Reden des Demosthenes hellenisch, und nicht albanesisch geschrieben sind. Nur fällt Hr. Buchon in den etwas unkritischen Irrthum, das epirotische Urvolk der Albanier für einen Zweig der Slaven zu erklären und statt der großen Katastrophe des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts ohne allen geschichtlichen Grund schon damals ein schwaches Albanesen-Contingent mitten unter die Hellenen hineinzuschieben.

Und eben weil althomerischer Geist auch jetzt in Griechenland noch überall herrsche und bis heute Alles — „selbst die stumpfen Rundköpfe der Albanesen“ — ungeschwächt durchdringe, findet es Hr. Buchon ganz naturgemäß, wenn die Hellenen des neuen Königreichs wie ihre Urahnen vor allen materiellen Dingen zuerst die Cultur der Intelligenz entwickeln, wenn sie gleich vorweg in ihrem Staate „Akademiker, Philosophen und Poeten“ wollen und dann erst später einmal an Stühle, Tische, Schuhe, Hüte und Matratzen denken*).

Hr. Buchon, nicht zufrieden über hellenische Vergangenheit so weise Lehren aufzustellen, läßt es auch an klugen Betrachtungen über die jetztzeitige politische und sociale Ordnung Griechenlands und ihre geheimen Ursachen nicht ermangeln. Natürlich muß hiebei auch von „Protocollen“ die Rede gehen. Ueber „Protocolle“ aber hat Hr. Buchon wieder seine eigene Ansicht und vergleicht sie sinnvoll genug mit Eisschichten, welche der Arzt einem durch hitziges Fieber in Wahnsinn verfallenen Kranken reichlich auf das Gehirn legt. „Wenn die Völker“, sagt Hr. Buchon, „das Fieber haben oder im Helden- und Freiheitsliebesrausch die concentrisch geregelten Kreise der Politik überspringen, schüttet ihnen der weise Diplomat das Duschbad ruhiger Protocolle auf den erhitzten Kopf, was meistens gute Wirkung thut.“

Nachdem Hr. Buchon in einem längern Abschnitt die gesellschaftlichen Verhältnisse Neu-Athens im Allgemeinen und das

*) Zu Homers Zeiten, sagt Hr. Buchon, war sogar das Eisen noch unbekannt, während die Sprache — das Instrument des Geistes — bereits die geheimsten Regungen des Gefühls und der Leidenschaft malen konnte. Wir wollen Hrn. Buchon nicht pedantisch widersprechen, bitten ihn aber neben sieben namentlich anzuführenden Stellen des Homer bloß Odyssee XIX. 494 anzusehen, wo die schweigsame Eurykleia spricht:

ἕξω δ' ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ „σίδηρος“.

Hofleben insbesondere mit französischer Artigkeit und Kennerschaft aufs anziehendste geschildert hat, geht er auf das eigentliche Thema seiner Wanderschaft — auf die socialen Zustände Athens im Mittelalter, d. i. während der französischen Herrschaft, über. Glaube aber ja Niemand, Hr. Buchon sehe Alles rosenroth und male das neue Athener Leben optimistisch blind durchweg im schönsten Farbenspiel. Hr. Buchon ist ein gerechter Mann und sieht nebenher auch die Schattenseite von Athen, gesteht sogar Mängel ein und leugnet nicht, daß es mit deren Besserung äußerst langsam geht. Hr. Buchon tröstet uns aber und mahnt zur Geduld durch die ungemein sinnreiche, feine, neue, pikante und geistvolle Bemerkung, daß „sich nicht Alles an Einem Tage machen lasse."

In Paris bemühten sich zwar Hrn. Buchons Freunde, ihm diese Reise nach Griechenland mit der Versicherung auszureden, es sei doch alle Mühe vergeblich und er werde auch nicht die geringste materielle Spur der Ritterschaft im heutigen Hellas wiederfinden. Hr. Buchon ließ sich aber zum größten Glück des gelehrten Abendlandes in seinem Vorhaben nicht abschrecken und wir sagen es hier im Vorbeigehen, Hr. Buchon hat die ungläubigen Pariser Literaten durch Entdeckung dreier wenigstens denkbarer Franken-Monumente thatsächlich widerlegt, wie er sich selbst mit gerechtem Stolze in seinem Berichte rühmt. Das erste dieser Monumente sei auf der Akropolis selbst, das zweite unten in der Stadt, das dritte jenseits des Olivenwaldes auf dem Wege, der von Athen nach Eleusis führt.

Außer dem hohen viereckigen Burgverlies sind Propyläen, Pinakothek, Tempelchen der unbeflügelten Siegesgöttin und Erechtheum Gegenstände, die in Deutschland Jedermann als Bestandtheile der athenischen Akropolis kennt und wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens im Bilde gesehen hat.

Hr. Buchon weist nach, und zwar, wie es uns scheint, mit nicht unsichern Gründen, daß diese ehrwürdigen Reste des Alterthums insgesammt im dreizehnten Jahrhundert dem Residenzschloß des Frankenherzogs von Athen als Bestandtheil und Unterlage dienten. Zur Hut dieser abendländischen Ritterburg ward etwas später der vorgenannte große viereckige Steinthurm hinzugebaut, der heute noch besteht und Hrn. Buchon als Hauptbeweis seiner Thesis gilt.

Daß aber auch das kleine, unter dem Namen „Katholikon" bekannte Sacellum der untern Stadt ein Frankenbau aus dem dreizehnten Jahrhundert sei, hätte man ohne den Scharfsinn und ohne die Vorliebe und die speciellen heraldischen Studien Hrn. Buchon's freilich nicht leicht errathen können. Sogar das Datum des Baues (1218) dieser Kapelle weiß Hr. Buchon durch weise Conjectur und kluge Deutung der Wappenschilde auf der äußern Tempelwand herauszubringen, freilich nicht ohne Neid und Widerspruch von Seite der eigenen Landsleute, gegen deren Gründe übrigens wir selbst bei der letzten Anwesenheit in Athen zu Ehren unseres gelehrten Feindes zwar mündlich, aber tapfer zu Feld gezogen sind.

Ebenso viel Nachhalt und Geduld war nöthig, um aus Architektur und leerem Sarkophag der Klosterruine von Daphne (zwei gute Stunden von Athen) als drittes Ritter-Monument die Benedictinerstiftung und herzoglich fränkische Begräbnißstätte „Delfine" der abendländischen Diplome zu erkennen. Wir sind dem gallischen Forscher auf allen diesen Puncten selbst nachgegangen und beugen uns gern vor seiner Wissenschaft und Conjectur, so lange sie auch nur eine halbsichere materielle Unterlage hat. Aber zur Divinationsgabe vermochten wir uns bei aller Vorliebe für Hellenisches selbst in Griechenland nirgend zu erheben. Hr. Buchon ist in diesem Puncte wahrhaft wunder-

bar! Daß eine Sammlung alterthümlicher Waffenrüstungen, Helme, Arm- und Beinschienen, die man eben damals (1840) zufällig in einem vermauerten Gewölbe der venetianischen Citadelle zu Negroponte fand, in die Zeiten vor Einführung des neuen Kriegswesens hinaufzurücken sei, hätte allenfalls auch ein Laie der Alterthumswissenschaft noch errathen. Daß aber diese Rüstungen dem Ende des dreizehnten und dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts angehören, ja geradezu dem Datum 1309 entsprechen und nach der Catalanenschlacht am Kephisus in das zu jener Frist noch nicht erbaute Schloß Negroponte gekommen seien, hätte außer Hrn. Buchon nicht leicht Jemand herausgebracht. Weder Jahrzahl noch Wappen noch irgend das leiseste Zeichen oder Sinnbild führen den Forscher auf eine Spur, und doch ward durch Hrn. Buchon's intuitive Schärfe das Geheimniß offenbar. Welche Helme auf den Köpfen der Catalanen saßen, welche den Turkopolen und welche den französischen Rittern angehörten, weiß Hr. Buchon im verworrenen Haufen trefflich auszuscheiden. Sogar Kleinkinder-Schenkelschienen erkannte der penetrante Mann, wo Andere freilich nur eiserne Armbekleidung erwachsener Ritter sahen.

Nach diesen Proben archäologischer Einsichten ergeht sich Hr. Buchon in allgemeinen Betrachtungen über die Constituirung des königlichen Griechenlands, dessen Lage nach der Revolution sinnreich mit den Zuständen der helvetischen Republiken im Jahre 1803 verglichen wird. Wie die Schweiz, hat auch Griechenland Berge und Thäler, alte Erinnerungen und neue Gewohnheiten; und gleichwie einst Napoleon die helvetische Republik in ein erbliches „Landammanat“ zu verwandeln gedachte und später doch auf andere Ideen kam, so beriethen auch die Staatsmänner dieser Epoche, was etwa mit dem befreiten Hellas zu beginnen sei! „Soll es Gott, Tisch oder Waschtrog werden? Sera-t-il Dieu, table

ou cuvette?“ fragt Hr. Buchon ziemlich witzig mit Boileau und Horaz. Hr. Buchon schwankt nicht lange und findet, daß Hellas ein Gott, das ist Königreich oder Staat ersten Ranges zu sein das Recht besitze, obgleich es vorerst kaum 800,000 Bewohner zählt. Eine flüchtige, mit gallischer Redseligkeit gezierte Skizze der byzantinischen, von Franken, Türken und Venetianern gleichmäßig belassenen Municipalverwaltung, sowie aller Regierungsversuche, die vom Jahre 1821 bis zur gegenwärtigen festen Ordnung der Reihe nach in Hellas unternommen wurden, fehlt neben mancherlei Tabellen und statistischen Notizen in diesem Abschnitt des Buches natürlich nicht.

Die „régence bavaroise“ wird in herkömmlicher Weise auch durch Hrn. Buchon der größten Unkunde des griechischen Charakters sowie der muthwilligen Verschleuderung der Finanzen angeklagt und nebenher die unbarmherzige Thesis aufgestellt, daß erst seit Austreibung der deutschen Minister ein wahrer Nationalkönig in Griechenland bestehe.

Doch ist Hr. Buchon billig genug zu bekennen, daß Attika ein äußerst dürres Ländchen und in Athen selbst zur Sommerzeit die Hitze unerträglich sei. Deshalb müsse einer, will er im Sommer kühle Lüfte athmen, eilend die Stadt verlassen und wenn nicht nach Kephisia, doch wenigstens nach Piräus ziehen. Dieser diätetische Gedanke veranlaßt Hrn. Buchon von den leider wenig reizenden Umgebungen der Stadt Athen und besonders von den Landstraßen zu reden, auf welchen man „die Räder irgend eines Wagens hinauslenken könne.“ Die Bemerkungen, welche Hr. Buchon bei dieser Veranlassung niederschreibt, gehören ohne Zweifel zu den gehaltvollsten, belehrendsten und zugleich pikantesten des ganzen Werkes. Auf der Straße nach Eleusis, sagt Hr. Buchon, sei der Galopp leicht und komme man in wenig Minuten nach Kloster Daphne, im Falle Einem keine

Kamel-Karawane begegne, die die Pferde erschrecke. Am Kloster Daphne selbst gebe es hohe und dichtgedrängte Brennnesseln, die einen durchbohren „wie die Zagaie der Malgaschen.“ Dafür sah Hr. Buchon auf dem Felsenberge Lykabettus, wo er Abends zwischen vier und fünf Uhr saß und das wundervolle Panorama betrachtete, deutlich zwei Sonnen nahe beisammen, und erkannte bei Gelegenheit einer falschen Anzeige über angebliche Frankenruinen in seinen athenischen Freunden wahre Landsleute der Pariser. Mit vieler Bescheidenheit gibt Hr. Buchon zu verstehen, was Maßen er durch sein viermonatliches Gelehrtenleben in Athen eine bedeutende Revolution in der öffentlichen Denkweise daselbst veranlaßt habe. Auf einmal ersahen die Athenäer aller Orten Ueberbleibsel aus der Frankenzeit, von denen Anfangs in Athen Niemand etwas wissen wollte. Hr. Buchon verdiente aber auch diesen Triumph durch die gewissenhafte Strenge und die wahrhaft erschöpfende deutsch-philologische Gründlichkeit seiner Frankenforschung in Griechenland. Besonders accurat erscheint Hr. Buchon in der Chronologie seiner Reisebegebenheiten. So lesen wir, daß die griechischen Vögel am 19. Januar schon um 6½ Uhr Morgens ihr Concert begannen und rosige Tinten bei Sonnenaufgang auf dem Hymettus lagen. Auf der Berghöhe selbst habe Hr. Buchon die schöne Aussicht eine halbe Stunde lang bewundert, und nachdem dies geschehen, sei ihm nichts mehr übrig gewesen als herabzusteigen, was auch sofort unternommen wurde und ohne Gefahr zu Stande kam. Am Fuße des Hymettus setzte sich Hr. Buchon bei der Brunnquelle des schattenreichen Klosters Cäsariani auf das Gras und verzehrte in freudigem Gefühle, unter Lorbeerbusch und Rosmarin, das ersehnte Mahl. Die Hymettusquelle, in deren Baumkühle Hr. Buchon das Abendbrod verzehrte, war übrigens schon im grauen Alterthum als eine der lieblichsten Stellen der Umgebung von

Athen berühmt, und es wundert uns nur, wie Hr. Buchon, der so gerne classische Stellen citirt, hier nicht der lieblichen Cephalus-Mythe und der farbigen Schilderung der Oertlichkeit bei Ovid (Art. amat. lib. III. v. 687 ff.) gedenkt, wie es doch Andern auf derselben Stelle begegnet ist:

Est prope purpureos colles florentis Hymetti
Fons sacer et viridi cespite mollis humus.
Silva nemus non alta facit, tegit arbutus herbam,
Ros maris et lauri nigraque myrtus olent.
Nec densum foliis buxum fragilesque myricae,
Nec tenues cytisi cultaque pinus abest.
Lenibus impulsae zephyris auraque salubri,
Tot generum frondes herbaque summa tremit.
Grata quies Cephalo. famulis canibusque relictis
Lassus in hac juvenis saepe resedit humo.

Bekanntlich liest man bei dem Athenäer Chalkokondylas (fünfzehntes Jahrh.) wie in gleichzeitigen Schriften des Abendlandes öfters von einem fränkischen Grafen Louis de Soula (Souli) in Griechenland. Dieses „Soula" ward von den Auslegern bisher einstimmig auf Stadt und Festung Salona hinter Delphi gedeutet. Hr. Buchon weist unwiderleglich nach, daß dieses Sula nicht in Phocis, sondern auf der Ebene Marathon, und zwar in den beiden Ortschaften „Epano" und „Kato-Suli" zu suchen sei. Diese Entdeckung sammt Nachweis über wahre Gestalt und Deutung einer corrupten Stelle des besagten Chalkokondylas scheint uns viel nützlicher und viel lehrreicher, als die zum hundertsten Mal wiederholte Beschreibung der Schlacht bei Marathon, die auch Hr. Buchon nicht unterlassen kann. Auch darf man es Hrn. Buchon durchaus nicht übel nehmen, wenn er Schreibart und Uebersetzung der hieher bezüglichen Stelle des genannten Byzantiners in der Bonner Ausgabe für völlig unkritisch und fehlerhaft erklärt. Statt *δὲ Λουῆ ἡγεμόνος τοῦ*

ντὶ Σουλᾶ schreibt und übersetzt benannte Ausgabe ohne Sinn und Tact „Delvis, Delphorum ducis, Trudeloudae (Τουντεδουλᾶ)."

Nach viermonatlichen Alterthumsforschungen in Attika wollte Hr. Buchon den Kreis seiner gelehrten Untersuchungen auch über die entlegeneren Provinzen des Königreichs ausdehnen und kam sofort über Oropo und „Ungria" nach Theben, wo er die drei lateinischen Basreliefbuchstaben H. H. P. unterhalb eines segnenden Christusbildes durch Hiesus Hominum Pater erklärt und auf seinem Ritt nach Karditza das Gequake der Kopaisfrösche mehr als dritthalb Stunden weit vernahm. Livadia, Chäronea, Kloster St. Lucas und Delphi wurden der Reihe nach, aber ohne wesentliche Ausbeute besucht. Auch das reiche und lieblich bestellte Kloster St. Elias (zwei Stunden von Salona) gab nicht den erwarteten Gewinn, weil sich die gastlichen Mönche, wie überall im byzantinischen Lande, so auch um Salona, viel eifriger auf Landbau und zeitlichen Gewinn, als auf Gelehrsamkeit und Sammlung alter Manuscripte verlegen, was aber wiederholter Täuschungen ungeachtet die Europäer noch immer nicht glauben wollen.

Von Salona führt ein viel betretener Engweg über das Waldgebirge in das Kephisusthal der alten Landschaft Doris hinüber direct nach Thermopylä und Zitun. Die Ortschaften dieser rauhen Alpengegend — Hr. Buchon merkt es freilich nicht — haben durchweg rein slavische Benennung *), und Budonitza, auf lustiger Laubholzhöhe der wasserreichen Landschaft Lokris, war im Mittelalter sogar Hauptsitz und Waffenplatz einer fränkischen Markgrafschaft zu Schirm und Hut des feudalisirten Griechenlands. Auf dem Zug durch dieses Bergrevier ward unser Tourist in plötzlichem Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt und trocknete seine Wäsche am Feuerherde des Ein-

*) Z. B. Topulia, Kolo, Petinitza, Dernitza, Budonitza, Glunista, Damasta, Gravia, Selo, Gardinitza, Subala.

kehrstalles in Gravia. Man müßte ungemein bedauern, wenn Hr. Buchon ein so wesentliches, für die Kunde Griechenlands so wichtiges und für die künftige Gestaltung des hellenischen Staates so einflußreiches und entscheidendes Intermezzo seiner Fahrt nicht sorgfältig aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert hätte,

. . . . . . καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι.

Als ein höchst wohlwollender und aufs Allgemeine bedachter Mann versäumt Hr. Buchon keineswegs, diese Begebenheit zum Vortheil und Nutzen seiner Mitmenschen fruchtbar auszubeuten. Mit vollkommener Menschenfreundlichkeit und gewiß nicht ohne vieles und strenges Nachdenken bringt Hr. Buchon seine bei diesem Ereigniß gesammelten Erfahrungen in ein System und stellt gewissermaßen eine Platzregen-Abtrocknungstheorie in drei Artikeln auf, nach welchen künftige Touristen im wirthshauslosen Hellas bei ähnlichen Fällen ihr Verhalten regeln können:

Ist einer in Griechenland wohl durchnäßt, sagt Hr. Buchon, so warte er bis der Regen vorüber ist, um dann im Freien ein großes Feuer anzumachen und sich zu trocknen und die Kleider zu wechseln, im Falle sie die Feuchtigkeit nicht durchdrungen hat.

Ist aber einer übermäßig müde und erschöpft, so lege er sich unter einem Baume nieder;

findet man aber einen Einkehrstall in der Nähe, so flüchte man sich eilig in seinen Schutz, — wie es Hr. Buchon selbst Andern zum Exempel in Gravia gethan.

In einem deutschen Reisebuch würden diese theoretischen Vorschriften ohne Zweifel als ziemlich alltäglich und als wenig sagend gelten; in einem französischen Werke aber hat nach deutscher Denkweise Jegliches, selbst das anscheinend Geringe, hohe Bedeutung und Wichtigkeit, weil bekanntlich ein Franzose im Concepte allzeit geistreich und in Gedankenfülle überwiegend ist. Diese Selbstdemüthigung und geistige Unterordnung des Ein-

heimischen unter das Fremde ist von unserer Seite kein Scherz, am wenigsten könnte sie in der Vorstellung des Hrn. Buchon als solcher gelten, da Hr. Buchon nicht zufrieden mit dem Lob der Sterblichen seiner Größe und seinem Genie sogar durch die todte Natur schmeichelnde Anerkennung zollen läßt. Mitten im lieblichen Thale Budonitza, sagt Hr. Buchon, erhebt sich „gleichsam absichtlich mir zu gefallen" eine Hochebene mit dem weitläufigen, jetzo freilich zerstörten altgothischen Frankenschloß der Markgrafen weiland desselben Namens. Wundert es den Leser noch, wenn Hr. Buchon sich auf dem Wege von der Burgruine Budonitza zur französischen Runkelrübenzuckerfabrik Känurio gar modest mit Achilles vergleicht? Wie einst der Skamandros dem griechischen Heros seine schäumende, mit Blut und Leichen geschwellte Fluth entgegenstemmte, aber doch sein Ungestüm nicht hemmen konnte, ebenso ritt auch unser Tourist standhaft und unbesiegt über einen reißenden Wildbach, der abgeschwemmtes Buschwerk von Asphodill und Lorbeerrosen führte, zu seinen zuckersiedenden Landsleuten in Känurio. Die Landschaft um Känurio (weiland das epiknemidische Lokris) ist zwar großentheils unbewohnt, gehört aber zu den üppigsten und fruchtbarsten Gegenden des Königreichs, voll dunkelgrüner Laubwälder, voll Wassersprudel, voll Fettgründe und malerischer Fernblicke über den Golf von Negroponte und Zitun. Hr. Buchon machte in Begleitung der Fabrikleute lustige Waldpartien zu den Ruinen von Thronium, zu den romantisch belegenen Klostertrümmern „Metamorphosis", zum mittelalterlichen Felsenpaß „Sideroporta", und gab beim fetten Mahl, die volle Flasche in der Hand, den griechischen, albanischen und bulgarischen Arbeitern Unterricht über die Heerzüge des gallischen Brennus und Ville-Hardouin. Hr. Buchon ist in diesem Theile des Buches besonders gefühlvoll und zeichnet Landschaftsbilder voll Anmuth und Lieblichkeit, hat aber als ent-

schiedener Lobredner der Hellenen nicht erfahren, daß es die christlichen Albanier der Umgegend (Martini und Mali-Sina) im Freiheitskriege, wie ihre Landsleute zu Menidi in Attika, mit den Türken hielten und als Kundschafter und Führer gegen die griechisch Redenden sich bräuchen ließen. Auch die Ehre, das „Sidero-porta“ der griechischen Frankenchronik entdeckt zu haben, möchten wir ihm in weitläufiger Erörterung gerne streitig machen, wenn nicht auch hier der unbesiegbare Widerwille europäischer Leser gegen byzantinische Einzelheiten dieser Art zu fürchten wäre.

„Sidero-Porta“ (Eisenthor) ist ein höchst allgemeiner und vager Ausdruck der spätern Byzantiner für Engpässe jeder Art, und bezeichnet folglich dieselbe Terraingestaltung, die anderswo Derbend, Derbeni, Clisura, Defilé und Klause heißt. Von einer solchen „Sideroporta“ redet auch die oft genannte Frankenchronik von Morea (13. sec.) und bezeichnet sie als das gemeinsame Thor, durch welches die Feudalcontingente der Burgritter von Athen, Theben, Salona, Euböa und der Eilande Skiathos und Skopelos auf die große Ebene Thessaliens hervorgebrochen sind, um sich dort mit den Streitkräften des westlichen Griechenlands zu vereinigen, die über Lepanto, Akarnanien und Janina zum gemeinschaftlichen Kampf gegen das Heer des Michael Paläologus herangezogen waren. Vom östlichen Griechenland nach Thessalien gibt es aber, wie Jedermann weiß, nur einen Weg, nur ein Thor, nur einen Paß, und zwar die Thermopylen, welche Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert neu befestigen und durch eisenbeschlagene Thore schließen ließ. Demnach wäre der Thermopylen-Paß vorzugsweise die „Sidero-Porta“ der griechischen Frankenchronik.

Es mag sein, daß der wenig besuchte und schwer zugängliche Engweg im lokrischen Gebirge seitwärts von Känurio bei den Eingebornen ebenfalls die allgemeine barbarische Benennung

„Sidero-Porta“ trage und zur Ritterzeit durch ein Castell den Durchgang gehütet habe. Dieser lokrische Paß liegt aber völlig abseits vom Heerwege, auf welchem man von Theben und Euböa kommend nach Thessalien zieht. Hr. Buchon, mit byzantinischem Sprachgebrauch offenbar zu wenig vertraut, nimmt hier ein gewisse Terrainbildungen bezeichnendes gemeines Nennwort irrthümlich für das Nomen proprium eines bestimmten Ortes. Um den Namen zu erfahren, fragte Hr. Buchon einen Ziegenhirten, ob diese Felsenenge nicht Sidero-Porta heiße? Natürlich bejahte der Ziegenhirt die Frage und Hr. Buchon glaubte einen großen Fund gemacht zu haben. Hr. Buchon beweist aber durch dieses einzige Wort, daß er die Natur des byzantinischen Orients ebenso wenig als seine Sprache kennt. Hätte Hr. Buchon den Ziegenhirten gefragt, ob der Paß nicht „Löwenzahn“, „Ziegenmilch“ oder „Rehfuß“ heiße, hätte der Hirte ebenfalls „ja“ gesagt, und wäre ihm auch hundertmal das Gegentheil bekannt gewesen. Im Byzantinischen sowie überhaupt im Morgenland ist der Gefragte — sei es Höflichkeit, Disciplin oder Redescheu — immer der Meinung des Fragenden und bedarf es, um die Wahrheit zu erfahren, eigenthümlicher Wendungen, die — mit Verlaub zu sagen — unserm Touristen noch nicht ganz geläufig sind. Vielleicht verdrießt es Hrn. Buchon, daß ihm ein Fremder, den er seiner Unbedeutenheit wegen mit Recht ignorirt, solche Spitzfindigkeiten entgegenstellt und ihm beim Publicum das wohlverdiente Lob verkümmern will. Herr Buchon ist gewiß ein sehr gelehrter Mann; Hr. Buchon citirt Sophokles und Homer; auch an alt- und neugriechischen Phrasen fehlt es seinem Buche nicht; Hr. Buchon hält aber bei all seinem Wissen das slavische Arachova für ein hellenisches Wort und übersetzt das alte Nomen *αὐλών* (Thalenge, Hohlweg) mit „Ellenbogen“, was auch seine Bedenklichkeiten hat, da *αὐλών* und *ἀγκών* im Grunde doch verschiedene Worte sind.

Auf diese und ähnliche Bemerkungen hin könnte der Leser am Ende glauben, Hr. Buchon sei bei aller Gelehrsamkeit am Ende doch kein sonderlich scharfer Grammatikus oder nehme es wenigstens in solchen Dingen leichter, als es in Deutschland üblich ist. Freilich wollen die Gelehrten zuweilen auch bei uns Dinge und Sprachen wissen, die sie nicht gelernt haben. Um solche Auswüchse eitler Schwäche und täuschungsvoller Usurpation zu zügeln und in das gehörige Maß zurückzutreiben, hat man in Europa die Kritik ausgedacht — eine Macht, deren Gewicht Jedermann anerkennt, aber von sich und seinen Werken gerne fern hält. Ist aber auch Hr. Buchon in der byzantinischen Philologie bei weitem nicht so gewaltig, als er uns glauben machen will, so besitzt er doch um so größere Reichthümer an „Esprit", an schwungvollem Gedankenspiel und an praktischer Lebensweisheit, wie seine oben bezeichnete höchst menschenfreundlich und klug ausgedachte Platzregenabtrocknungstheorie beweist.

Inzwischen hat der Leser auch nicht vergessen, weswegen Hr. Buchon eigentlich nach Griechenland gegangen sei. Architektonische und wo möglich auch schriftliche Denkmäler der französischen Feudalherrschaft in Griechenland aufzusuchen, sagten wir oben, sei Hauptzweck der Wanderschaft gewesen. Besonders hatte es Hr. Buchon auf ein Buch abgesehen, auf welches sich die oft genannte Frankenchronik unter dem barbarischen Titel „*βιβλίον τῆς κουγγίστας*" (libro della conquista) wiederholt bezieht. Dieses Buch enthielt ein genaues und vollständiges Wortverzeichniß sämmtlicher Ritterlehen, in welche die abendländischen Feudalbarone das eroberte Griechenland zerschlugen. Sogar die Häuserzahl der einzelnen Orte ist im Register eingetragen, wie es ungefähr in gleichem Maßstabe auch nach der türkischen Eroberung zum Behelf der Kopfsteuerumlage durch die neuen Gebieter geschehen ist. Hrn. Buchon's erste Frage in Griechenland,

besonders in den Klöstern, war überall nach diesem βιβλίον τῆς κουγκίστας, das sich aber unglücklicher Weise nirgend fand. Zu Theben, wo er auch fragte, nannte man ihm das Kloster Pursos im obersten und wildesten Theile des akarnanischen Gebirges mit leiser Hindeutung auf alte Documente, die sich in jenem entlegensten und unzugänglichsten Winkel des Königreichs erhalten haben sollen. Insbesondere versicherte ein Palikaren-Officier daselbst wirklich eine Handschrift gesehen zu haben, worin „seiner Vermuthung nach" von vertheilten Ländereien geschrieben stehe. Diese Vermuthungen und unbestimmten Sagen höflicher Ignoranten nahm Hr. Buchon sogleich als sichere Unterpfänder seiner Wünsche hin und „bildete sich ein", es müsse hier durch den Palikaren-Officier ganz gewiß das berühmte libro della conquista gesehen worden sein. Der Entschluß diese kostbare Reliquie aufzusuchen ward schnell gefaßt und sofort nach flüchtigem Ritt durch die Thermopylen und nach Zitun die Pursosfahrt herzhaft angetreten.

In den nur wenige Stunden von Kânurio entfernten Thermopylen fand Hr. Buchon natürlich, was so viele andere auch gefunden haben, auf der einen Seite die steile Felsenwand, auf der andern aber den jetzt eingetrockneten und mit steifer Salzkruste überzogenen Meersumpf, und nebenbei die Trümmer der von Justinian erbauten Paß-Clause wider die Einbrüche der nordischen Völker. Den vierstündigen Weg von den heißen Quellen des Passes bis zur Grenzstadt Zitun (Lamia) fand auch Hr. Buchon schlecht gebahnt und ungemein „monoton", aber die Freude über zwei Pariser Zeitschriften, Corsaire und Charivari, die er nebst Billard und Speisezettel im Kaffeehaus des Städtchens fand, erstickten schnell die üble Laune und das tadelnde Wort.

Von Zitun zum romantisch wilden Pursos hinauf mögen es

einige und zwanzig Stunden sein, die Hr. Buchon in weiser Oekonomie auf vier Nachtlager vertheilte. Am ersten Tag ritt er nur vier Stunden weit nach Neu-Patras (Padradschik, d. i. Klein-Patras) auf die andere Seite des großen, schönen, tief-eingeschnittenen Längenthales hinüber, welches bekanntlich von West nach Ost laufend das Königreich Griechenland vom türkischen Paschalik Thessalien trennt. Beide Thalränder sind „hellenisch“ und der wasserreiche Fluß, der in der Mitte rinnt, wird von den Europäern „Sperchios“, von den Eingebornen aber nach einem ärmlichen Dorf der untern Thalebene „Bach von Alamani“ genannt. Weiter oben dagegen trägt ein mächtiger, brückenloser, wildreißender Beistrom den slavischen Namen Vistritza (Feistritz der Deutschen), den Hr. Buchon auf der zweiten Tagreise nur mit Noth durchwaten konnte. Die prachtvolle Platane vor der Dorfkirche des obst- und schattenreichen Alt-Vracha, kaum fünf Wegstunden von Neu-Patras, lud den Pursospilger schon um drei Uhr Nachmittags zum Nachtlager ein. Dagegen war Herr Buchon des andern Morgens um vier Uhr schon auf den Beinen, verglich den Hirten seiner Hütte, weil auch er die Ziegen nach einander aus der Hürde nahm und molk, mit dem melkenden Riesen Polyphem und ritt eilend seines Weges im Thal hinauf. Die Entfernung von Vracha nach Karpenisi, wo er am dritten Tage schlief, beträgt eilf volle Stunden — großentheils fette, triftige, aber unheimlich menschenleere Waldöde, die dem Ritter vielerlei zu bedenken gab. Karpenisi, an der Quelle eines Nebenbaches des Achelous belegen, ist ein trauriger Ort, hoch, rauh, baumlos, mitten im schneeigen Gebirgsknoten, wo sich der Epirus von Thessalien trennende Pindus mit dem querlaufenden Berggürtel Akarnaniens schürzt und seine perennen Wasser (Sperchios und Achelous oder Aspropotamos) in entgegengesetzter Richtung sendet. Drei Stunden weiter ändert sich die Scene und

liegt in quellenreichem, schluchtig durchrissenem Revier zwischen duftenden Rosen-, Lilien- und Geisblatthecken und von blühenden Quitten- und Apfelbäumen lieblich eingeschlossen das Dorf Mikro-Chorio, der letzte bewohnte Ort vor der Alpenwildniß, in deren unzugänglichstem Felsengewirre, acht Wegstunden von Karpenisi, das Kloster Pursos liegt.

Aus der Beschreibung der Oertlichkeit, wie sie Hr. Buchon gibt, kann sich der Leser zwar kein klares Bild von der Klosterlage machen; im Allgemeinen weiß aber Jedermann, daß berühmte Wallfahrtsorte und Mirakelbilder meistens in abgelegenen, steinig-dürren und unheimlichen Gegenden entstanden sind. Und wie an so vielen andern Orten griechischer und lateinischer Christenheit, hat auch in der akarnanischen Alpenregion um die Quellen des weißschäumenden Achelous ein wunderthätiges Marienbild, ἡ Προυσιώτισσα (Madonna von Prusa) zubenannt, Felsen gesprengt, Wege gebahnt und schauerliche Steinöden in Sitze stiller Ruhe und beseligenden Trostes für bedrängte Gemüther umgewandelt. Solche Wunder hat überall nur die Religion gethan. Pursos liegt so wild und die Zugänge sind so beschwerlich und so leicht zu verwahren, daß während des griechischen Freiheitskampfes selbst die beutelüsternen Arnautenschaaren von jedem Versuche in Pursos einzudringen ferne blieben. Freiheit und Friede sind aber ein so großes Gut, daß man den Mönchen selbst ihre harmlosen Schwänke und ihren Legendenkram um diesen Preis gern verzeihen möchte. Zur Zeit des Bildersturms, d. i. der vom byzantinischen Hofe ausgehenden, vom Volke aber zurückgewiesenen Kirchenverbesserung, habe man das Madonnenbild aus Prusa in Bithynien über den Hellespont gegen das von nordischen Ueberzüglern bewohnte Hellas geflüchtet. Zu Gallipolis sei aber das Bild dem frommen Träger davon geflogen und nachher miraculös auf der gegenwärtigen Stelle wieder-

gefunden worden, wo es bald Kirche und Kloster mit reichem Besitz und weitverbreitetem Credit begründet habe. Ein Gendarme in der Begleitung unseres Touristen war ein besonders eifriger und warmer Client der „Prusiotissa“ und zeigte Hrn. Buchon auf dem Weg vom letzten Dorf zum Wallfahrtsort einen riesigen Felsenspalt, den das fliegende Madonnenbild durchgebrochen habe. Selbst ein durch Flügelschlag auf platter hoher Steinwand eingedrücktes Conterfei der Panagia mit dem Christuskind auf den Knieen und von lächelnden Engelsköpfen umgeben, sah und wies mit dem Finger der gläubig erhitzte Mann. Wie aber der freundliche und humane Abendländer durchaus nichts der Art am Felsen entdecken konnte und sich höflich mit Augenschwäche entschuldigte, forderte der andächtige Gendarme die übrigen Gefährten und besonders die Pferdeführer als Zeugen auf, von denen aber auch nur Einer die Umrisse zu entdecken vermochte; alle übrigen, sagt Hr. Buchon, blieben dans un doute respectueux. Im Kloster selbst ward Hr. Buchon als „Franzose“ mit der größten Zuvorkommenheit bewirthet und aufgenommen; von den vermeintlichen Manuscripten aber und besonders vom *βιβλίον τῆς κουγγίστας* fand sich leider nicht die geringste Spur. Hr. Buchon klagt mit keinem Worte über getäuschte Hoffnung, über verlorne Zeit und Mühe. Die Freundlichkeit der Pursos-Mönche, ihr guter Wein, ihr weiches Fremden-Sopha und ihre nahrungsreiche Kost wirkten so vortheilhaft und die hohe Achtung, mit der man in Hellas den französischen Namen nennt, übte über Hrn. Buchon solchen Zauber, daß er über den süßen Klang mönchischer Schmeichelreden den verfehlten Hauptzweck seiner Pursosfahrt schnell und leicht vergaß. Dafür schildert Hr. Buchon mit lebhafter Farbe den Widerwillen und den Mißcredit, den sich ein gewisser deutscher Volksstamm in Pursos wie in ganz Griechenland aufgeladen habe. Allerlei Verfängliches wird uns Bayern von Hrn. Buchon

nachgesagt und nebenher erzählt, wie kurz vor seiner Ankunft ein bayerischer Beamter unter dem Vorwande, er sei ein Franzose, die Gastlichkeit der Mönche erschlichen und sich in ihrem besten Weine weidlich vollgetrunken habe.

Nicht ohne Gemüthsbewegung der freundlichsten Art trennte sich der empfindsame Tourist von den gastlichen Mönchen und ritt wohlgenährt, aber mit leeren Mappen denselben Weg, auf dem er gekommen war, über Karpenisi und Neu-Patras wieder nach Zitun, und von dort über Euböa nach Athen zurück.

Im Grunde genommen war dieser erste große Ausflug Mr. Buchon's in das Continental-Griechenland an historischer und antiquarischer Ausbeute ziemlich unergiebig. Es erging ihm eben wie es Andern vor ihm ergangen ist und Vielen auch künftig noch ergehen wird: er fand überall nichts, wenigstens dasjenige nicht, was er suchte und erwartet hatte. Der Anblick alten Grundgemäuers, das Niemand verbrennen oder forttragen konnte, war außer der Befriedigung natürlicher Wanderlust fast der einzige Gewinn mehrwöchentlicher Mühseligkeit und Entbehrung aller Art. Was von seiner Sidero-Porta-Entdeckung zu halten sei, ward oben schon bemerkt. Ueber Euböa und andere Inseln verspricht Hr. Buchon in einem besonderen Werke zu verhandeln, hat aber sein Versprechen bis heute nicht erfüllt*). Natürlich fällt die Zögerung auch in diesem Falle nicht ihm, sondern dem verzweifelten Frost des Publicums zur Last, das einem weitern Bande Buchon'scher Hellas-Abenteuer nicht so heißbegierig entgegensah, wie der Kritikus in den Wiener Jahrbüchern dem zweiten Theil von Tischendorfs Reise in den Orient.

Kluge Leser fragen vielleicht, ob Hr. Buchon seine gelehrte

*) Nach neuesten Berichten ist Herr J. A. Buchon zu großem Leidwesen seiner gelehrten Freunde Anfangs Mai d. J. (1846) in Paris mit Tod abgegangen. Nachträgl. Bemerkung.

Frankenruinen-Tour etwa in Zitun schon geschlossen habe, und warum er nicht auch nach Morea gegangen sei, wo sich die Feudalbarone viel länger behaupteten und viel deutlichere Spuren ihrer Macht zurückgelassen haben, als jenseits des Isthmus von Korinth? Die Richtigkeit dieser Bemerkung konnte einem Manne vom Scharfsinne und von der stricten Gelehrsamkeit des Hrn. Buchon unmöglich verborgen bleiben. Kaum hatte Hr. Buchon sich durch mehrwöchentliche Rast und „causerie“ in Athen wieder gekräftiget und erfrischt, als er mitten in der Sommerglut des griechischen Himmels (2. Juli 1840) seine Morea-Tour begann. Eine Morea-Tour beschreiben ist aber unserer Vorstellung nach ein höchst mißliches Unternehmen, und nebenher vielleicht eine der bedenklichsten Proben, die ein abendländischer Literat vor dem Publicum bestehen kann. Der Contrast zwischen der classischen Größe des Alterthums und der jämmerlichen Nichtigkeit der Gegenwart ist so erdrückend, daß selbst die Macht des geübtesten Federkünstlers am Thema zu Schanden wird. Was ein deutscher Gelehrter in diesem Puncte überhaupt zu leisten vermöge und wieviel Angenehmes und Witziges er dem Leser über Morea zu sagen wisse, hat uns Meister Greverus am besten dargethan. Und gewiß sieht mancher Leser neugierig auf die Grazie hin, mit der sich ohne Zweifel der feine und tactvolle Franzose auf der schlüpfrigen Arena fortbewegt. Denn daß er uns Deutschen in der Kunst allzeit nur Schickliches zu reden überlegen sei, bezweifelt Hr. Buchon selbst am wenigsten; und sicherlich hat er auch des Dichters goldene Vorschrift, das Geheimniß jeder guten Composition, „Unbedeutendes zu übergehen und alles Glanz- und Farblose aus der Erzählung wegzulassen“

et quae
desperat tractata nitescere posse, relinquit

in seiner Morea-Odyssee kundiger und praktischer durchgeführt, als weiland die moraitische „Wein- und Wanzenchronik“ aus Oldenburg.

Gleich zu Epidaurus, wo Hr. Buchon auf einer Barke aus dem Piräus kommend in herkömmlicher Weise Morea zuerst betrat, wird der schlechte Einkehrstall und die bedeutende Peripherie des kleinstimmigen Wirths beschrieben, wie er heimlich Oel aus der Lampe nahm und für den fremden Gast Eier schmorte. Milch brachte Hr. Buchon selber auf, aß und legte sich auf der Erde zum Schlafen nieder, schaute aber um vier Uhr Morgens schon wieder zum Fenster hinaus. Um sechs Uhr ritt Hr. Buchon fort zu einer Tagpartie, um zuerst das citronenreiche Gartenthal von Piada mit zwei halbfränkischen Schloßruinen und nachher, drei Stunden weiter fort, Dorf und Burgverlies in Angelo-Castro anzusehen, wo er die Gegend steinig, dürr und ausgebrannt, die Rede der Bewohner aber zu nicht geringer Bestürzung „albanesisch“ fand. Doch tröstete ihn über diese gräßliche Entdeckung das Streben der jungen Angelo-Castro-Generation, die griechische Sprache durch Schulunterricht zu erlernen. Auf dem späten Heimritt nach Epidaurus schien der Mond hinter dem Berg hervor zauberisch und warm wie bei uns die Sonne, und blitzte der helle Meeresspiegel geheimnißvoll und stille das Mondlicht auf die dunkeln Pomeranzenhaine wieder.

Von Epidaurus ritt Hr. Buchon auf wohlbekanntem, von Jedermann betretenem und schon oft beschriebenem Wege nach Nauplia, machte von dort Ausflüge nach Tirynth, nach Argos, nach Mycene und Tolon, sah überall dieselben Ruinen, dieselben ausgedorrten Steppen und dieselbe Langeweile und dieselbe Noth, die auch Andere gesehen und empfunden haben; Hr. Buchon macht über alles dieses auch ungefähr dieselben Bemer-

kungen, die man auch schon anderswo gelesen hat und hier nicht wiederholen will. Nur die kurzen unzusammenhängenden Notizen, die Hr. Buchon über die Feudalbarone und ihre zerstörten Felsennester in sein Reisebuch verwebt, die aber Niemand beachten will, gehören ihm zugleich mit der „Baronie des Diomedes" eigenthümlich an.

Von Nauplia schiffte Hr. Buchon nach Astros hinüber in „deliciöser Fahrt" und ritt noch fünf Stunden weiter ins Gebirg hinauf gegen die Marken der Zakonen, um das in einheimischen Balladen jetzt noch besungene „Castell der Schönen" aufzusuchen. Die Mauerreste auf steilem Felsen, ein Thor, ein Fenster und auf der höchsten Spitze das Verlies, dann die Bäume und das Gesträuch malerisch aus den Trümmern brechend; die schöne Fernsicht auf den Taygetus und auf Hydra, die Erinnerung an die Vergangenheit und an die alte Frankenpracht im verlassenen Castell und dazu das Lied des singenden Ziegenhirten erweichten das Gefühl, und melancholisch-träumend saß der Pilger auf den umrankten Trümmern, wo ihn „balsamisch und lieblich" die Sommernacht überfiel. Erst des andern Morgens früh ritt der Träumer wieder zu seiner Segelbarke nach Astros hinab und lenkte den Kiel in schwärmerischer Vollmondnacht südwärts gegen die Felsenfestung Monembasia auf baumlosem, ausgedorrtem, fast menschenleerem Eilande dicht an der Küste von Lakonien. Zu finden und zu sehen war auf Monembasia freilich wieder nichts als unfruchtbares Gestein, leere Trümmer, Verlassenheit und jammervolle Oede soweit das Auge reichte. Hr. Buchon kam aber doch zufrieden, trotz vieler Plage durch Gegenwind und Wellen, nach Nauplia zurück.

Erst nach diesen Präludien unternahm Hr. Buchon eine größere Wanderschaft durch das Innere von Morea und kam, von Nauplia zu Lande über Myli und Tripolitza reitend, in

raschem Zuge bei den Ruinen von Sparta an. Amtliche Berichte, sagt Hr. Buchon, reden wiederholt von einer neu angelegten Fahrstraße zwischen Nauplia und Tripolitza. Glaubt es ja doch nicht! es besteht auf besagter Strecke nicht bloß keine route carrossable, sondern überhaupt gar keine Route und bis Myli muß man häufig durch Sand, Sumpf und Brandung reiten. In unserer Vorstellung gäbe es kein peinlicheres Geschäft, als über eine Tour von Nauplia nach Lacedämon ohne tödtliche Langeweile für den Leser Bericht zu thun. Was sah und bemerkt aber auch Hr. Buchon auf seiner Sparta-Fahrt? Zu Myli etwas Ruinen, zu Alt-Muchli kaum Ruinen, zu Tripolitza wenig Häuser und viel Ruinen, zu Nikli wieder Ruinen, in Sparta abermals Ruinen und selbst im nahen Mistra zwei Drittheile in Ruinen, und vorher im Einkehrstall zu Burlia als einzige Labung rohe Garten-Zwiebel. Das Eurotasthal hat freilich Reichthum an fettem Grunde, an Feigen-, Maulbeer-, Limonien- und Orangenbäumen, an Hecken von Lorbeerrosen, blauen Lilien und Narcissen; an dichtem Graswuchs, an Strauchwerk und Blumenflor; auch an hellem Wasser fehlt es in Sparta nicht und besonders hoch, üppig, dunkel und warmgrün ist der Oelbaum dieses Landes. Nur der Mensch fehlt hier, die gute Ordnung und der nachhaltige Trieb den Naturreichthum ergiebig und gerecht zu beschicken und auszubeuten. Das officielle Sparta will indessen auch nicht wachsen, und unserem Wanderer fehlt entweder der unparteiische kräftige Wille oder vielleicht gar die nöthige Wissenschaft, sein Thema auch für uns fruchtbar und erquickend zu behandeln. Nirgend will Hr. Buchon über die Epoche seiner Feudalbarone hinaus, die doch im Eurotasthal keine andere Spur zurückgelassen haben, als die halbzerstörte Citadelle auf dem konischen Mistra-Hügel. Nirgend fällt ihm der Gedanke ein, was und wieviel ge-

schehen mußte, bis um Sparta und in seiner Nachbarschaft Ortschaften mit Namen Opschina, Mistra, Sagan, Lukow, Magula, Lewetzow und Warschau entstehen konnten? Daß die Regierung von Byzanz nach Unterwerfung der Landschaft „Morea" dicht an den Trümmern des alten durch Alarich verwüsteten und in den langwierigen Slavenkriegen völlig demolirten Sparta eine barbarische Ortschaft zur Stadt erweitert, befestigt und Lacedämon genannt, der Franke Ville-Hardouin aber im dreizehnten Jahrhundert dieses byzantinische Lacedämon wieder abgebrochen und die Bevölkerung in das eine Wegstunde entfernte und von ihm befestigte Mistra übersiedelt habe, ist für uns Deutschen ebenso wenig eine Neuigkeit als der Beisatz des gelehrten Hrn. Buchon, daß der Name „Sparta" in den byzantinischen Schriften nach Umständen von jeder der drei genannten Localitäten zu verstehen und folglich ein dreifaches Sparta zu unterscheiden sei. Mistra ist aber kein französisches, sondern ein russisches Wort und bedeutet nicht, wie Hr. Buchon meint, „Maîtresse ville", sondern eine in das Flachland hineinragende „Berghöhe", was die Lage der Stadt auch wirklich ist und unser gelehrter Gegner Dr. Zinkeisen am besten nachgewiesen hat.

Der kürzeste Weg von Mistra nach Calamata in der fruchtbaren und baumreichen Landschaft Messenien beträgt nur eine Tagereise, führt aber durch einen rauhen Bergspalt des Taygetus und wird nicht ohne Mühe zurückgelegt. Hr. Buchon, der sich bekanntlich aus Schwierigkeiten nicht viel macht und allzeit vorwärts geht, kam in bester Laune und ohne alle Gefährde „um sieben Abends" in Calamata an, was ihn um so mehr freute, als sein vielgepriesener Wilhelm Ville-Hardouin, Fürst von Morea, hier geboren ward und das Städtchen selbst in der Phantasie des Wanderers mehr einen französisch-berry'schen als griechisch-messenischen Zuschnitt hatte. Hr. Buchon glaubte „ohne

gerade zu wissen warum", Moulins en Bourbonnais zu sehen. Zu Calamata aß und trank Hr. Buchon sehr gut in den Häusern vornehmer reicher Leute, wo es schöne, französisch gekleidete Frauenzimmer und meistens auch französische Möbeln gab. Der Abend hingegen ward in „aimables causeries" hingebracht, an deren Schlusse „Jedermann, wie zu Moulins en Bourbonnais, seinen Diener rufen und sich nach Hause leuchten ließ, indem vermuthlich Jeder seine spitzigen Bemerkungen über die Bekanntschaften des Tages machte, wie es ebenfalls en Bourbonnais, en Berry und en Champagne üblich ist." — Durch die weise Fürsorge der Frau Nicolaïdi konnte sich zwar der müde Hr. Buchon zwischen zwei frischen Betttüchern ausstrecken, wachte aber dennoch am frühesten Morgen schon wieder auf, weil die Hitze zu Calamata erschrecklich ist. Eben dieser Hitze wegen verließ Hr. Buchon Calamata bei Nacht und war mit Sonnenaufgang bei der berühmten Ruine von Messene, in deren Bereich das gastliche Kloster Volcano liegt, wo einst der deutsche Hr. Greverus, nachdem sämmtliche Weinkrüge ausgetrocknet waren, für Linderung des Durstes noch „griechische Abendluft getrunken hat." Ueber die oft beschriebenen Messene-Mauern gar nichts sagen durfte Hr. Buchon freilich nicht. Hr. Buchon macht es aber gnädig und reitet ohne langes Präambulum und Wortgepränge friedlich weiter über Nisi und Petalidi nach Coron, Modon und Navarin, wo er überall und zwar mit Recht das Lob der Franzosen singen hörte. Dagegen stellt Hr. Buchon auch seinerseits Tugenden und Vorzüge der Griechen, ihre Höflichkeit, ihre Dienstwilligkeit und ihren natürlich ehrenhaften Sinn gewaltig hoch; desto tiefer aber und parteiischer werden bei jeder Gelegenheit „les Bavarois" und ihre Staatscapacität herabgesetzt.

Zu Navarino wird Hr. Buchon freilich wieder etwas ge-

schwätzig und redebreit, was man einem Franzosen wahrlich nicht verübeln darf — denn was immer an jenem trübseligen Strande und im fruchtbaren Messenien, ja vielleicht in Hellas überhaupt Gutes, Kräftiges und Geordnetes besteht, wem verdankt man es im Grunde, wenn nicht dem hochherzigen und freigebigen Zuthun der französischen Regierung unter dem unglücklichen Charles X.? Nicht etwa bloß die Arbeiten und Bauten am Strande zu Navarin sah Hr. Buchon kundig an, er suchte auch den französischen Garkoch Kleber auf und ritt nachher in das Dorf Meso-Chori hinaus, wo die Bauern Getreide droschen und erzählten, daß sie häufig leichte Münzen im Acker finden, die natürlich wieder nichts anderes als „deniers tournois“ der Feudalbarone waren. Von zwei Kirchen des Ortes, sagt Hr. Buchon, sei die eine byzantinisch und alt, die andere ebenfalls byzantinisch und ebenfalls auf altem Grund erbaut. Abends war Hr. Buchon wieder in der Stadt und schlief im Hause des Gouverneurs auf einem langen Canape.

Nach diesen wichtigen Nachrichten verließ Hr. Buchon schon um vier Uhr Morgens Navarin und ritt an demselben Tage über Gargaliano und Philiatra eilf Stunden weit in das neuerbaute Städtchen Arcadia, wo er eine von den Türken halbverbrannte Kirche mitten im Orte und einen alten viereckigen Frankenthurm oben im Schlosse fand. Schon um Gargaliano ist die Landschaft wundervoll und von einem Baumreichthum, von einer Ueppigkeit und Schattenfülle, deren Labsal man Sommers in Morea doppelt fühlt. Vor Philiatra schenkte ein Grieche dem nüchtern und matt vorüberreitenden Hrn. Buchon, „bloß weil er ein Franzose war“, eine große süße Korinthentraube, und im Orte selbst bot ihm aus demselben Grunde ein Steinguthändler sein Haus zum Ruhen an und sorgte mit der größten Freundlichkeit und zu den billigsten Preisen für die

Mittagskost. Wenn Hr. Buchon bei dieser Veranlassung neuerdings Politur und Dienstlichkeit der Griechen für ihren Nächsten rühmt, wird man es natürlich finden und lobenswerth, wären nur nicht unter allen Völkern — seiner Angabe nach — „les Bavarois“ allein von dieser Praxis griechischer Menschlichkeit ausgeschlossen! Einem „Bavarois“, meint Hr. Buchon, hätte man in Philiatra weder Trauben noch Ruheplatz angeboten. Hr. Buchon benützt sein Glück und seinen Credit aufs unbarmherzigste, um den armen Bayern im Allgemeinen, der „régence“ aber insbesondere grausam und schonungslos den Text zu lesen. Unkunde der Sprache und Säumniß, die Localgewohnheiten in Beziehung auf Bewässerung, Forstcultur und Weideland, auf Ackerbestellung und Municipalverfassung zu sammeln und weise zu benützen, rechnet Hr. Buchon unter die größten Sünden der „régents Bavarois“, die sich um Alles in der Welt, aber nur um Griechen und Griechenland nicht im geringsten bekümmert haben. Diese Anschuldigungen wären gar zu leer und unerträglich, würden sie nicht einigermaßen durch das Lob gesühnt, das Hr. Buchon dem König Otto I. spendet. Alle Vorzüge besitze der König, aber geschehen sei zum wahren Wohl des Landes und zu seiner Beruhigung doch noch immer nichts. Am meisten verübelt Hr. Buchon der griechischen Regierung, daß sie fette Staatsländereien lieber verwildern als um billigen Preis verpachten oder verkaufen läßt.

Nach dieser scharfen Strafpredigt auf die armen Bavarois und ihr Griechenregiment ritt Hr. Buchon über Sidero-Castro und die wilde Neda-Schlucht zu den großartigen Ruinen von Phigalia ins Gebirg hinauf, besah die riesigen Mauertrümmer Nachts im Vollmondlicht und stand des andern Tags in noch rauherer und noch wilderer Höhe, herkömmlich erstaunend, drei Stunden lang am Apollo-Säulentempel zu Bassä bei Dragoï, und kam

endlich über Andritsena und Lauda, zum Theil durch dürr und schluchtig ausgebrochenes Terrain, glücklich nach Caritena im Alpheus-Thal herab.

Hr. Buchon gesteht zwar redlich ein, daß die Bewohner des Gebirgstockes zwischen Sidero-Castro und Andritsena in mehr als zwanzig namentlich aufgeführten barbarischen Ortschaften nur albanesisch sprechen, vergißt aber nicht beizufügen, daß die slavische Bevölkerung Morea's viel weniger intelligent als die griechische ist. Hr. Buchon hat bekanntlich das Unglück die Albanesen überall für Slaven zu halten und vom Griechenland des byzantinischen Zeitalters nichts weiter zu kennen, als die Namen der fränkischen Feudalbarone und ihrer öden Burgverliese. Unter diesen spielte Schloß und Baronie „Caritena" in den Geschichten Morea's im Mittelalter freilich eine besonders wichtige Rolle, und Hr. Buchon war über den Anblick der Burg um so mehr entzückt, als sie in der Hauptsache noch ganz wohl erhalten, weitläufig, bewohnbar und Eigenthum der Familie Colocotroni ist und selbst von Ibrahim Pascha ihrer Festigkeit wegen nicht angegriffen wurde. Hr. Buchon begnügt sich aber nicht, dem Leser diesen gallischen Ritterbau bündig und anschaulich vorzumalen; Hr. Buchon hält sich auch verpflichtet, über persönlich Erlebtes Bericht zu thun und in Sonderheit ein kleines, aber doch ungemein merkwürdiges Abenteuer zu beschreiben, das er unten im Städtchen Caritena mit den Hennen zu bestehen hatte. „Endlich", sagt Hr. Buchon, „brachte ich es dahin, Hausfrau und Hennen aus dem Zimmer hinaus zu schaffen, wo sie gemeinschaftlich ihre Wohnung hatten. Ich öffnete meinen Koffer", fährt Hr. Buchon in der Erzählung fort, „und breitete, nachdem ich umgekleidet war, das Necessär auseinander, um zu schreiben und Notizen einzutragen; aber kaum hatte ich mich gesetzt, als eine der ausgetriebenen Hennen zuerst ihren Kopf unterhalb der

Thür hereinsteckte, dann zwischen Thür und Schwelle gepreßt sich leise hereindrückte und vollends in das Zimmer drang; eine zweite folgte bald, dann eine dritte und am Ende waren sie alle da, trieben sich um, flatterten, pickten überall, schlüpften mir zwischen den Beinen durch und stiegen sogar auf den Tisch hinauf." Hr. Buchon begann eine neue Jagd und brachte nicht ohne Mühe und Erhitzung, wie er sagt, die ungebetenen Gäste endlich zur Thür hinaus, ging dann heftig aufgeregt wieder herein und setzte sich zu seinen Papieren hin. Aber sieh da! die Noth war noch nicht zu Ende: im Zimmer war auch eine kleine Fensteröffnung und die Hennen in ihrer Bosheit zogen um das Haus herum und flatterten eine nach der andern durch dieses einzige Fenster wieder zu Hrn. Buchon in das Zimmer herein. Neue Jagd, neue Noth und Hitze, und Hr. Buchon fand keine Rettung vor den Hennen zu Caritena, bis er endlich den Fensterladen schloß und seine Notizen im Dunkeln schrieb.

Daß dieses Hennen-Intermezzo an und für sich ein nachhaltiges und tiefgreifendes Ereigniß sei, könnte eigentlich doch Niemand behaupten, wenigstens diesseits des Rheinstroms. Jedenfalls aber stellt es die Natur des arkadischen Hausgeflügels und den unbezwingbaren Muth unseres Wanderhelden neben überreicher Fülle an zweckmäßigen und schnellwirkenden Auskunftmitteln in kritischen Augenblicken in ein schönes neues Licht. Unwillkürlich denkt man hier an ein wohlbekanntes, das Wesen der politischen Geschäftsleute plastisch malendes Dictum des Ministerpräsidenten vom ersten März: „Jaget ihr mich bei der Thür hinaus, komme ich beim Fenster wieder herein", ganz wie die Hennen von Caritena.

Unmittelbar nach dieser denkwürdigen Begebenheit machte Hr. Buchon einen Ausflug oder eigentlich eine historisch-geographische Entdeckungsfahrt, die ihm allein angehört und die

ihm des sichern Tactes und des vollständigen Erfolges wegen die größte Ehre macht. Hr. Buchon ritt über den Platz, wo einst das große Megalopolis stand, gen Lundari hinauf und ruhte nicht, bis er die Stelle der beiden Slavenstädte Weligosti und Gardichi aufgefunden hatte, die in der moraitischen Frankenzeit eine große Rolle spielen und heute fast bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Weligosti (zu deutsch Wolgast) war eine große Stadt, zugleich Hauptort einer der wichtigsten Zupanien im slavinischen Morea und lag auf der Feldebene unweit des heutigen Lundari am Xerillopotamo. Stadt und Schloß sind zwar völlig demolirt, und bis auf Weniges selbst die Trümmer fortgetragen, aber die Gegend selbst mit den spärlichen Ruinen, eine halbe französische Meile in der Ausdehnung, heißt bei den umwohnenden Landleuten noch immer „Weligosti". Noch sinnreicher und schlagender weist Hr. Buchon die Lage von Macri-Plagi und Gardichi nach, wo die Feudalritter einst große Thaten verrichtet und später die Türken (1460) schaudervolle Denkmale ihrer Barbarei und Eroberungskunst zurückgelassen haben. Was in solchen Fällen die Kenntniß der Landessprache und der unmittelbare Verkehr mit den Eingebornen der untern Volksclassen nütze, kann der sorgliche Leser aus diesem Theil des Buchon'schen Reiseberichts am besten lernen. Leider ist, wie man wiederholt bemerkt, die Theilnahme der Abendländer an Dingen des byzantinischen Griechenlands so kalt und unbedeutend, daß man ohne Verdruß und Langeweile zu erregen die Sache hier nicht umständlicher besprechen könnte. Wer von uns verlangt auch zu wissen, was und wo Weligosti und Gardichi in Morea sind? Die Stätten von Megalopolis und Weligosti indessen sind nur zwei Wegstunden von einander entfernt und die Ueberbleibsel beider ungefähr von gleichem Belang, und doch ist der Name „Megalopolis" zu merklicher Betroffenheit des Hrn.

Buchon im Gedächtniß der Umwohner völlig erloschen, während Jedermann wußte, wo einst Weligosti stand. Nichts Zäheres gibt es in der Welt als Namen und Redeweise. Zerstöre man immerhin die Städte und breche man auch noch den Grund heraus, der Name lebt dennoch fort, so lange dieselbe Menschenrace im Lande bleibt, die den Ort noch gesehen hat. Was muß erst vorgegangen sein, bis sich das Bleibende, das Unzerstörbare, das alle politischen Umwälzungen Ueberlebende einer Landschaft, bis sich der Hügel, der Bach, das Gesträuch, die Haide und der Gebirgsknoten so vollständig etymologisch verwandeln konnten, wie man es z. B. im heutigen Elis, Lacedämon und Arkadien, ja in der ganzen Morea findet, sobald man nur die Landkarte von heute mit der Beschreibung des Pausanias zusammenhält?

Bei der politischen Engherzigkeit und beim kurzen Blick des Hrn. Buchon ist es ein Glück, daß er die Bedeutung der Namen nicht versteht, die er mit ebenso viel Eifer als Geschick geographisch zu bestimmen weiß. Ein einziges Beispiel zeigt dem Leser aufs anschaulichste, wie weit die Einsicht des Hrn. Buchon in dieser Sache reicht. „Vostitza“, sagt er, „ist das alte Aegium des Agamemnon“, was auch sicher Niemand bestreiten wird. Auf das alte Aegium des Agamemnon, fährt Hr. Buchon im Argumente fort, folgte die Baronie Vostitza der (französischen) Familie Charpigny. Auf die Franzosen folgten die Türken, und heute endlich sind die Griechen in ihr altes Besitzthum wieder eingetreten. Die Spuren dieser vier Occupationen, bemerkt Hr. Buchon zum Schluß, sehe man deutlich in den vier verschiedenen Lagen, die Vostitza nach einander eingenommen hat. Alles zugegeben was der weise Politicus hier besagt, scheint uns der Sprung von Agamemnon auf den Freiherrn von Charpigny herab doch etwas bedenklich, und Hr. Buchon hätte auch sagen

sollen, wie gerade in dieser Zwischenzeit aus dem Aegium Agamemnons ein fränkisches Vostitza wurde und dieses Vostitza sich in allen nachfolgenden Verwandlungen gleich geblieben ist!*) Wir wollen Hrn. Buchon und seine politischen Glaubensbrüder durch derlei Verfänglichkeiten nicht weiter ärgern und es dem Leser selbst zu bedenken überlassen, wie Hr. Buchon auf seinem Ritt von Caritena das Alpheusthal hinab gegen Olympia und über Patras durchs Gebirge längs dem Golf nach Korinth Namen wie Zatuna, Isova, Prinitz, Achova, Arachova, Chlomutz, Klarenz, Kamenz, Chulm, Glogova und noch einmal Warsava treffen konnte, ohne daß ihn diese Klänge weder durch ihre Zahl, noch durch ihre Form, noch durch ihre Bedeutung ins Gedränge bringen? Und doch bemerkt Hr. Buchon sinnig und richtig, daß sich die Sprache der barbarisch-griechischen Frankenchronik von Morea (1307) mit allen ihren Gallicismen im heutigen Volksdialekt der Provinz Elis noch vollständig erhalten habe, weil die Herrschaft der französischen Barone in Elis am längsten und am kräftigsten gewesen sei. Hr. Buchon ist aber doch nicht ganz auf der Höhe der Wissenschaft, ohne die man die gegenwärtigen Zustände Griechenlands weder vollständig erkennen, noch gehörig deuten kann. Voll Kümmerniß und Niedergeschlagenheit, daß ihm selbst griechische Ortsobrigkeiten die Trümmer des alten Aegira als Reste einer Frankenburg bezeichneten, legt Hr. Buchon das Bekenntniß ab: es sei doch ein betrübender Gedanke, mitten unter großartigen Ruinen einer Stadt herumzuwandeln, von der die Nachkommen der einstigen Bewohner nicht einmal den Namen wissen. Der gute Hr. Buchon meint noch immer, zwischen Agamemnon und Plaputas haben sich nur Baron Charpigny und Churschid-Pascha vorübergehend eingeschlichen!

*) Vostitza ist ebenso rein slavisch wie die gegenüberliegenden Bergnamen Varsava, Glogova und Veternitza.

In der Doppelabsicht, etwa noch altes Hellenengemäuer zu sehen und zugleich die Stelle aufzusuchen, wo sich die französischen Barone um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gegenseitig eine Schlacht geliefert haben, ging Hr. Buchon, der in Griechenland nur Hellenisches und Französisches kennt, von Korinth nicht auf dem nächsten Weg über Megara und Eleusis nach Athen zurück, sondern streifte seitwärts über das isthmische Gebirge gegen Vilia und Gyphtocastro (Zigeunerburg) bis an die böotische Grenze hin. Daß er im starkbevölkerten Vilia nur Albanesen gefunden habe und den Einkehrstall zu Chora unweit Kundura auch ein Albanese halte, der die fremden Wanderer tapfer schröpfe, sagt Hr. Buchon allerdings. Hr. Buchon hat aber nicht bemerkt oder sagt es vielleicht nicht gern, daß die ganze Landschaft um den Isthmus nur von Albanesen bevölkert sei und in mancher großen Ortschaft sogar Niemand ein Wort griechisch rede, wie in Perachora und Nachbarschaft. Ueber das Einzelne thut Hr. Buchon überall guten und gewissenhaften Bericht; zum allgemeinen Begriff und zum übersichtlichen Bilde aber erhebt er sich selten oder nie. Sonst hätte uns Hr. Buchon gestehen müssen, daß vom griechischen Königreich wie es heute ist, die eine gute Hälfte albanesisch spricht und das Neugriechische erst noch lernen muß, von der andern Hälfte aber ein bedeutender District sogar die slavische Zunge noch bewahrt.

Von diesen griechischen Albanesen, die Hrn. Buchon auf seinen Wanderungen allenthalben begegneten und die ihm auch überall starke Zechen schrieben, wird eben deswegen keine besonders günstige Schilderung gemacht. „Heißhunger nach Talari" sei zwar gemeinsamer Fehler der ganzen Albanesenrace, der Stall-Albanese von Chora aber habe es hierin zur Virtuosität gebracht und könne selbst seinen Genossen in Phigalia, Korinth und Vilia noch als Muster dienen. Damit reiseliebende Abendländer vor-

aus wissen, was ihnen das Uebernachten in einem hellenischen Roßstall koste und wie billig man vergleichungsweise in Gasthäusern lateinischen Bekenntnisses behandelt werde, soll zum Schlusse noch der Conto figuriren, den Hr. Buchon für ein Nachtlager im Stall von Chora oberhalb Eleusis zu bezahlen hatte. Zu essen hatte Hr. Buchon ein zähes Huhn, alten Käse und frische Trauben; zum Schlafen aber ward eine Thür ausgehoben und der herbstlichen Lüfte wegen ein Feuer neben dem Lager unterhalten. In der Frühe kam der Albanese mit der Rechnung, auf welcher jegliches gewissenhaft und mit einer strengen, selbst für abendländische Contoschreiber exemplarischen Analysis verzeichnet war.*).

In gleicher Weise wurden auch die übrigen Reichnisse in schönster Gliederung zu Papier gebracht, so daß am Ende bei aller Ermäßigung der einzelnen Posten durch Hrn. Buchon im Ganzen doch eine Rechnung von nahe an fünfzehn Franken zu Stande kam, was für eine zähe Henne und eine attische Roßstallnacht allerdings nicht wenig ist. Statt dieses albanesische Wirthshausmanuscript zuerst in seiner Form philologisch-grammaticalisch zu prüfen und durch berichtigende Zusätze zu einer zweiten verbesserten Auflage vorzubereiten, statt sodann die einzelnen Ansätze

*) Für ein lebendiges Huhn . . . . . soviel;
um es zu tödten . . . . soviel;
um es zu rupfen . . . . soviel;
um es zu putzen . . . . soviel;
um es an den Spieß zu stecken und eine halbe Stunde lang zu wenden . . soviel;
um Feuer anzuzünden . . . . soviel;
um das Feuer zu unterhalten . . . soviel;
für einen Platz im Roßstalle . . . . soviel;
um die Thür auszuheben . . . . . soviel;
um sie wieder einzuhängen . . . . soviel;
um sie die ganze Nacht liegen zu lassen soviel;
für die Rohrdecke als Unterlage . . . soviel ꝛc.

nach den Principien der Moralphilosophie und des Naturrechts sorglich abzuwägen, was in dieser Lage sicherlich unter Zank, Gemarke und Ermahnungen jeder Art ein sparsamer Deutscher thäte, bezahlte Hr. Buchon, wie er sagt, mit der seiner Nation angebornen „Generosität“ die verlangte Summe und ritt denselben Tag — an Erfahrung schwer, an Talari aber ziemlich leicht — über Eleusis nach Athen zurück, das er vor bald drei Monaten verlassen hatte.

Dr. Joseph Wolff: Sendung nach Bochara im Jahre 1843—1844.

(1846.)

Im ganzen Gebiete des Islam, sagt El-Istachri im „Buch der Länder", habe ich weder einen schöneren Ort gesehen noch von einem schöneren gehört, als Bochara im Thale Sogd. Selbst die Waldoase Damaskus stehe an Schönheit und anmuthsvollem Reize noch hinter diesem Zauberlande, seinem Wiesengrün, seinen Gärten, seinen Rosenbüschen und seinen dazwischenfließenden im Laubgehege versteckten Wasserbächen zurück, die von Bochara an über Samarkand hinaus längs dem Thalbett des Sogdstromes rechts und links auf einer Strecke von acht Tagreisen ein zusammenhängendes Paradies irdischer Glückseligkeit — eines der fruchtbarsten, angenehmsten und reichsten Länder des Islam bilden. Wenn das Auge von der Citadelle über den unabsehbaren Grünteppich der Umgebung schweift, muß der Eindruck um so wonnevoller sein, da sich das Bocharagrün, nach der ausdrücklichen Bemerkung der Morgenländer, verschieden vom Grün anderer Gefilde, in seinem Schmelz der Himmelsfarbe nähert und überdies noch außerhalb der Ränder dieses beglückten Thales von drei Seiten die wasserlose Wüste liegt. Diesen natürlichen Herrlichkeiten kommt auch noch Thätigkeit und Kunst zu Hülfe; der Boden ist trefflich angebaut und überdies von einem schönen Menschenschlag bewohnt.

Das alles, denkt der europäische Leser, mag richtig sein und Bochara soll unsertwegen für ein wahres Eden gelten; möchte

nur auch das Regiment in diesem schönen Lande besser sein! Was nützt der Bach? was nützt das Grün mit der Himmelsfarbe, wenn der Mensch in Bochara keine Rechte hat? wenn Leben und Eigenthum ein Spiel dynastischer Launen sind und der Fürst, ohne die öffentliche Meinung gegen sich aufzulehnen, wider alles Völkerrecht sogar fremde Gäste tödten kann? Das Bedürfniß nach Gesetz und Gerechtigkeit regiert zu werden und die öffentlichen Angelegenheiten bei allen Völkern des Erdbodens streng sittlich und nur im Interesse des Gesammtwohles geführt zu sehen, ist für den Abendländer überall eine Quelle von Sorgen, von Entbehrung, von Genußstörung, von unruhvoller Beweglichkeit und Gemüthsbeängstigung, die uns die schönsten Scenen verleiden und die reinsten Empfindungen vergiften, während sie der Asiate überhaupt und der Bocharese insbesondere gar nicht kennt oder doch viel oberflächlicher fühlt, als man im gereizten Europa glaubt. Wie ängstlich man im Occident die Gewalt controlirt und wie unerbittlich man ihre geringsten Fehler rügt, ja selbst das leiseste Schwanken auf der Linie des Rechten schon prophylaktisch lästert und beschreit, sehen wir in den Organen deutscher Oeffentlichkeit, besonders in der Localpresse von München kräftig, herzhaft und männiglich erquickend beinahe jeden Tag. Ist z. B. am Sonntag der Krug nicht voll oder das Brod zu dünn, empört sich deutsches Rechtsgefühl viel rascher und gebärdet sich die öffentliche Meinung weit ungestümer, als wenn sich der strenge Torykral in Hannover Eingriffe in die bestehende Ordnung erlaubt und sich allerlei Peccadillen dieser Art zu Schulden kommen läßt. In Bochara sind sie schon besser disciplinirt und stärkeres zu erdulden eingeübt.

„In Kiari Padschah est“ *) („das ist wieder einmal ein

*) In dieser Weise soll Dr. Wolfs Bochara-Phrase „Een Kary Padsha hast“ (I, 325) nach deutscher Sprechart geschrieben werden. Das zu Stam-

Königsact"), ist alles was die Leute sagen, wenn „der Fürst der Rechtgläubigen" seine Unterthanen nach Belieben plündert, wenn er ihnen sogar die Weiber nimmt und den Verweigernden augenblicklich tödten läßt. Und doch kennt man den Preis der Gerechtigkeit und würdigt man die Vorzüge gesetzlicher Ordnung in Bochara ebenso richtig als im Abendland. Warum aber besitzen wir allein dieses köstliche Gut und bleibt es den Völkern des Orients noch immer vorenthalten? Liegt der Grund im Charakter der Nationen? liegt er in der Religion? in der Sitte, im bloßen Zufall oder im Fatum dieser Länder selbst? Die alte Frage der Philosophen: „warum so viel Schlechtes in der Welt und warum das Gute an Zahl, Kraft und Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag überall in der Minderheit geblieben sei," ist noch immer ungelöst. Und ein Werk, besonders eine Reise in das Morgenland, wenn es als geistige Schöpfung, als künstlerisches Product an und für sich auch keinen Werth besitzt, aber doch frisches Material und neue Argumente für das melancholische Ueberwiegen der Nachtseite unseres Geschlechtes liefert, ist nach unserm Dafürhalten nicht umsonst geschrieben. In diese Kategorie stellen wir namentlich Dr. Ehren Joseph Wolfs vorgenannte beide Bände seiner Bocharasendung. Kunstgerechtes Ineinandergreifen des Stoffes, kluge Ordnung, folgerechten Gedankengang suche man hier ebenso wenig als Anmuth, Geschliffenheit und Schwung des Redesatzes. Für solche Dinge hat der hochwürdige Herr Doctor keinen Sinn. Den Grazien huldigen wäre ihm sündhaft, und Gedanken in schöne Form bringen die verwerflichste und nutzloseste aller Bestrebungen; ja wir zweifeln sogar, ob Ehren Wolf je orthographisch schreiben gelernt und aus

---

bul deutlich ausgesprochene „Padischah" wird im tatarisch redenden Nordpersien und, wie man sieht, auch jenseits des Oxus gemeiniglich in „Padscha" abgekürzt.

eignem Vermögen ein Reiseconcept auch nur halb erträglich formuliren und in Worte bringen kann. Dr. Wolf macht kein Geheimniß aus seiner stylistischen Nullität, und gesteht offenherzig, sein gelehrter Freund Dr. Worthington habe ihm die ganze Erzählung der Bocharafahrt nach Thunlichkeit geordnet und grammatikalisch durchcorrigirt. Aber alles Leere und Matte im Concept zu beleben, alle Widersprüche auszugleichen, alle Wiederholungen zu verhüten und alles Nutzlose aus dem Texte wegzustreichen, vermochte selbst die Sorgfalt eines Freundes nicht.

Ob ein Land bergig oder flach, ob es warm oder kalt, baumreich oder kahl sei, wußte Dr. Wolf seiner perennirenden Exaltation und ecclesiastischen Athemlosigkeit ungeachtet vielleicht überall richtig anzugeben; auch der Unterschied zwischen der schneereichen Hochebene Armeniens und den brennend heißen Salzsteppen Chorasans ist ihm nicht entgangen. Aber für großartige Naturscenen, für Waldstille, für Blumenflor und milden Hauch der Iranlüfte hat er kein Gefühl. Zum Glück sind die Umrisse des Bocharaparadieses mit den wundervollen Oasen am Oxusstrom in Europa ohnehin bekannt. Dr. Wolfs dreimonatlicher Aufenthalt hätte das Verständniß dieses schönen Himmelsstriches auch nicht um einen Schritt gefördert. Und doch liegt in diesem kunst- und schmucklos zusammengewürfelten Wanderbericht für die Bekenner gewisser Weltansichten ein Reiz, der bis ans Ende fesselt, der aber selbst in sorglicher geschliffenen, lauwarmen und und optimistischen Concepten nicht immer empfunden wird. Man ist kein Enthusiast für das Böse, kann sich aber auch von der Ueberzeugung, „daß das Gute zwar nicht völlig unterliege, aber doch selbst nach kurzem Siege im Ganzen immer wieder dem Schlechten die Herrschaft überlassen müsse,“ nicht mehr trennen. Je gedrängter und kräftiger ein Buch dieser Lebensansicht Nahrung gibt, desto willkommener wird bei allen Formmängeln dem

Pessimisten sein Inhalt sein. Dr. Wolf, der unklar-kirchliche Phantast, gewährt nicht bloß diese Nahrung im reichen Maße, er thut noch mehr und bringt durch die einfache Chronik seiner Tagsgeschichte eine solche Masse moralischer Schlechtigkeit zur Schau und stellt, ohne es selbst zu wollen, die Menschen im Allgemeinen, die Spitzen der (asiatischen) Regierungswelt aber insbesondere, in ein so nachtheiliges, corruptes und verdammenswerthes Licht, daß selbst ein mit der Armseligkeit der menschlichen Natur vertrautes Gemüth über die nachhaltige Tiefe des Uebels niedergeschlagen und bedächtig wird. Eine Art historisches Drama haben wir vor uns, in welchem der Fürst der Gläubigen zu Bochara, Abdul Samet Chan, sein Wesir, die Schatten der beiden gemordeten Britten und Dr. Wolf, der Judenapostel, mit Volk und Clerus von Bochara die vornehmsten Rollen spielen.

Das tragische Schicksal, das unbestimmten Gerüchten zufolge die beiden geheimen Agenten Englands und der ostindischen Compagnie, Oberst Stoddart und Capitän Conolly, in Bochara traf, ist keinem Leser unbekannt. Auch haben wir zur Zeit alle gehört, wie der englische Geistliche Dr. Wolf, durch ein Comité ehrenwerther Privatmänner unterstützt, sich in christlicher Liebe der Verlorenen angenommen, und käme Rettung zu spät, doch Gewißheit über die Katastrophe und ihre näheren Umstände zu erholen, mitten in der ungünstigsten Jahreszeit und mit großen Beschwerden die Reise von England nach Bochara unternommen habe und nur durch Zufall dem eigenen Verderben entkommen sei.

Dr. Joseph Wolf, der Held dieses gefahrvollen Philanthropenactes, ist bekanntlich jüdischer Abkunft und ein Deutscher von Geburt. Sein Leben, wie er es in den ersten beiden Capiteln des Werkes in Kürze selbst beschreibt, gehört sicherlich zu den unruhvollsten, bewegtesten und abenteuerlichsten Existenzen unserer Zeit. Durch Stolberg und Sailer frühzeitig in die Geheimnisse

des Christenthums eingeweiht, kam Joseph Wolf, der Schützling Pius' VII. und des Cardinals Litta, zuerst als Zögling in das Collegium Romanum und trat dort förmlich als Apostelcandidat in die Propaganda über. Ueberzeugt daß der Triumph des Evangeliums und zugleich die zweite Ankunft Christi auf Erden nahe sei, hielt sich der Neubekehrte für das auserwählte Gefäß, seine alten Glaubensgenossen auf das große Ereigniß vorzubereiten und in dieser Absicht die verlorenen zehn Stämme Israels aufzusuchen. Aber schon auf der Schwelle des Berufs und noch im Collegium der Propaganda traten nicht näher bezeichnete Hindernisse ein, und der junge Apostel will in Rom Gesinnungen bemerkt und Praktiken gesehen haben, die sein Gewissen empörten und zu offenem Proteste zwangen. Aus Rom verbannt ging Joseph Wolf in das Ligorianerkloster Val-Saint im Schweizerlande, wo aber der Zwiespalt und das Abweichende seiner Denkart in Beziehung auf römisches Kirchenthum erst mit der ganzen Kraft zu Tage kam. Sofort wird die Ligorianerkutte abgestreift und (1819) zu Cambridge in England unter Lee arabisch und persisch begonnen, Theologie studirt und im Scheine dieses neuen Lichtes der Katholicismus völlig ausgefegt und vorerst der englische Kirchenglaube angethan.

Um 1821 begann Joseph Wolf sein wirkliches Apostelamt und durchstreifte während der nächsten fünf Jahre in raschem Zuge Palästina und Aegypten, Mesopotamien, Persien, Krim, Georgien und das osmanische Reich von einem Ende zum andern, um den Juden das Evangelium zu verkünden und besonders die zehn verlorenen Stämme aufzusuchen und zum Einzug in Jerusalem vorzubereiten. Ueber den Erfolg dieser ersten Wanderung wird in der kurzen Selbstbiographie nichts angedeutet. Jedoch soll der Gedanke ein anglicanisches Bisthum in Jerusalem zu gründen aus jenen Zeiten stammen.

Von 1826—1830 besuchte Joseph Wolf predigend und ermahnend die Juden in England, Schottland, Irland, Holland und am Mittelmeere, wo freilich auch nach seinen schwärmerischen Katechesen die Dinge überall blieben wie sie vorher waren. Doch Hr. Wolf verzagte nicht und wandte sich (1831) zum zweitenmale gegen den Orient, empfahl, durch Asia minor streifend, Armeniern und Moslimen „mehr Achtung vor Christus", verglich allenthalben Bibelhandschriften, verkehrte in Kurdistan mit den Teufelsanbetern, redete daselbst hebräisch und chaldäisch mit den Juden, drang in Persien ein, legte zu Teheran wiederum zuerst den Juden das Evangelium aus und hielt „bändefüllende" endlose Unterredungen mit Guebern und Schiiten zu Isfahan, Schiras und Kaschan. Hr. Wolf will hier im Verkehr mit Islamphilosophen Dinge sonderbarer Art vernommen haben, und meint daß es mit unserer Vorstellung vom mohammedanischen Fatumsglauben doch nicht so ganz richtig sei. Ein alter Scheich z. B. sagte ihm, daß man in Mekka und auch in andern Gegenden des Islam rücksichtslos über die Freiheit des menschlichen Willens disputire und ungescheut die Thesis verfechte: „Gottes Vorauswissen beschränke die Willensfreiheit des Menschen nicht." Allein die zehn Stämme, nach denen er überall fragte, hat er auch auf dieser Fahrt nicht entdecken können. Zum Glück rühmten sich Afghanen, die er in persischen Städten traf, ihrerseits Nachkommen Israels zu sein und entzündeten die Leidenschaft des pilgernden Doctors mit neuer Glut. Die Hoffnung den Gegenstand seiner Sehnsucht endlich im fernsten Osten, in Bochara, Balch oder Afghanistan zu finden, trieb ihn aus Persien fort auf der Karawanenstraße nach Chorasan. Aber die Karawane ward von Räubern überwältigt, geplündert und gen Torbad fortgeschleppt, wo ein persischer Unterstatthalter residirte und zugleich das Räuberhandwerk trieb. Nicht nur das Geld — ach!

das wäre noch erträglich — auch die Kleider sammt dem Hemde wurden dem armen Doctor abgenommen, und an den Pferdeschweif gebunden mußte der Judenapostel im Galopp der Bande folgen bis in ein Gehölz, wo ihm nur die Furcht vor dem Vicekönig Abbas Mirsa, wie er glaubte, und das Versprechen eines guten Lösegeldes das Leben erhielt. Nackt in Torbad eingeführt, rief Hr. Wolf in den Straßen der Stadt laut das in aller Welt bekannte Losungswort seiner Blutsverwandten: „Schemâ Israël“ (Höre, Israel) und ward sogleich von Juden umgeben, die ihn gegen Bürgschaft in ihre Wohnung nehmen und pflegen durften. Dafür verkündete ihnen Dr. Wolf sogleich das Evangelium Christi, von dessen Geschichte, Leiden und Tod die Juden in Chorasan noch niemals Kunde erhalten hatten. Diese Nichtkunde galt Hrn. Wolf — o des Glückes! — als sicheres Zeichen, daß die Juden von Chorasan und Bochara wirklich die zehn Stämme seien, die nach der Gefangenschaft in Babel nie mehr nach Palästina zurückgekommen waren.

Aber die Freude über Labsal und Stämmefund dauerte nur kurze Zeit. Des andern Tags mußte sich Dr. Wolf wieder bei den Räubern stellen, ward gefesselt, mißhandelt und selbst von den Mitgefangenen mit Verwünschungen überhäuft, bis endlich mitten im Jammer plötzlich ein Mann erschien und laut fragte „ob kein Engländer unter den Gefangenen sei?“ „Yes, Yes!“ rief Dr. Wolf und ward sogleich der Fesseln entledigt. Ein Soldat des Vicekönigs, zu dem die Kunde gedrungen war, hatte dem wilden Häuptling Mohammed Isak-Chan den Befehl zu augenblicklicher Freilassung des gefangenen Englishman gebracht. Die Räuber erhielten auf Befehl des Häuptlings augenblicklich die Bastonnade, um glauben zu machen, sie hätten ohne Willen und Vorwissen der Ortsobrigkeit den Fremdling mißhandelt und ausgeplündert. Sogar das geraubte Geld mußten sie erstatten, und

auf die Frage: „wie viel sie ihm abgenommen?“ sagte Hr. Wolf: „Achtzig Ducaten.“ Jsak-Chan nahm die Summe von den Räubern zurück, behielt sie aber für sich selbst und ertheilte dem Doctor die einfache Erlaubniß mit leerer Tasche seinen Weg fortzusetzen.

In Mesched angekommen verwies er den Juden sogleich ihre Lasterhaftigkeit und liederliche Conduite — wie es schien — mit gutem Erfolg. „Sie erkannten ihr Unrecht,“ sagt Dr. Wolf, „und fühlten sogleich die Nothwendigkeit an Christus zu glauben wegen des Seelenheiles.“ Auch zum Vicekönig Abbas Mirsa ward er gerufen, freundlich getröstet und nebst Paß und Certificat sogar mit mündlichen Aufträgen an den Fürsten von Bochara ausgestattet. „Mesched, die berühmte schiitische Wallfahrtsstätte,“ sagt Dr. Wolf, „ist ein gröblich unsittlicher Ort trotz seines Charakters von Heiligkeit.“

Bei den Juden der turkomanischen Wüste, durch welche der Weg nach Bochara führt, fand Dr. Wolf wiederum geneigtes Gehör für seine „tief ernsthafte Sittenkatechese“, bei den räuberischen Turkomanen selbst aber so unbedingte Achtung, daß er in öffentlichen Proclamationen, die er an die Zelte heftete, die zweite Ankunft Christi in Glorie und Majestät verkündete und den wilden Söhnen der Wüste Reue und Besserung predigte — natürlich wieder mit dem besten Erfolg, wie man sich bei Turkomanen wohl denken kann. Bochara selbst, jetzt ein Schreckensort für wandernde Europäer, ward damals ohne Schwierigkeit erreicht und nach strengem Examen von dem Wesir auch unbelästigter Aufenthalt gegönnt. Der gegenwärtig noch regierende und in Europa so arg verrufene Fürst hatte (1831) erst achtundzwanzig Jahre und ward ob seiner Strenge zwar allgemein gefürchtet, ob seiner theologischen Gelehrsamkeit aber und seiner prompten Gerechtigkeit laut gepriesen.

Erster und vorzüglichster Gegenstand apostolischer Zärtlichkeit

waren natürlich auch diesesmal die Juden, deren Hr. Wolf in Bochara bei zehntausend fand. Hr. Wolf erklärte ihnen seine Sendung, las in der Synagoge das Gesetz Moses, verzichtete aber gleich nach dem ersten Versuch auf diese Art öffentlicher Mittheilung, weil ein Jude, den Hr. Wolf früher in Bagdad gesehen hatte, seinem Apostelamte gleich nach der ersten Homilie aufs feindseligste entgegentrat und ihn selbst als russischen Spion beim Wesir zu verdächtigen suchte. Im Einzelnen jedoch wirkte Hr. Wolf mit Disput und Ermahnung auch nachher fort, bekehrte sogar den Schwiegersohn eines Rabbiners mit vielen andern Juden glücklich zum Christenthum. Jüdische Besuche aus Samarkand, Kokand und den übrigen Städten Turkestans kamen ebenfalls, wobei über das Wort „Jungfrau" bei Jesaia VII, 14 besonders scharfes Verhör vorgenommen ward. Allein mit dem Auffinden der zehn Stämme wollte es auch hier nicht glücken; sie wichen gleichsam vor dem Suchenden zurück, und ein großer Theil derselben, hieß es in Bochara, habe sich in China niedergelassen.

Was soll nun Dr. Wolf in dieser Lage thun? Soll er wie ein zweiter Marco Polo der zehn Stämme wegen durch die Gobi-Wüste pilgern und nach Nanking ziehen? Das schien doch zu viel! Dr. Wolf nahm einen Paß vom Bocharafürsten, ging über den Oxus, kam nach Balch und erreichte flüchtig durch das Land der Afghanen streifend Peschawer nahe am Indusstrom. Ueberall ward mit Sehnsucht nach den zehn Stämmen gefragt, aber leider nur an den Bewohnern der Chaiberpässe und an den Afghanen Jusuf-saije eine „frappante" Aehnlichkeit mit jüdischer Physiognomie entdeckt. Am ehesten, meint Dr. Wolf, könnten noch die heidnischen Siah-Pusch im Gebirge oberhalb Kabul Nachkommen der Juden sein.

Von Peschawer ging die Reise (Mai 1832) durch das Pendschab nach Lahore zum Maharadscha Randschit-Singh, wo es

„artige" Geschenke gab. Einem frommen Sikhbefehlshaber an der Grenze hatte Dr. Wolf salbungsvoll die Bergpredigt Christi vorgelesen, besuchte dann die Engländer im nahen Ludiana, drang in Kaschmir ein, bewies indischen Fakiren unterwegs die Wahrheit unserer Offenbarung, disputirte in Kaschmir selbst mit freundlichen Brahminen über die Gottheit Christi, und fand am Ende daß die Hindu noch zu bekehren, die Mohammedaner aber wegen hartnäckiger Verstocktheit ohne weiteres Bemühen auszurotten seien.

Der Weg nach Tübet war durch Schnee verlegt, und Dr. Wolf kam von Kaschmir (Dezember 1832) nach Delhi und von dort über Agra nach Leknau im Lande Audh, wo ihm der englische Subsidienkönig tausend Pfd. Sterl. schenkte. Zum Dank disputirte Dr. Wolf über die Trinität, über die zweite Ankunft des Herrn und über Kap. 35 des Jesaia mit den Mollah in feierlichem Colloquium, welches neben dem englischen Residenten auch der Monarch von Audh in Purpur und Diadem mit seiner Gegenwart beehrte.

Von Leknau kam Hr. Wolf über Benares pilgernd nach Calcutta herab (März 1863) und von dort über Heider Abad im August desselben Jahres nach Madras, wo der Sage nach St. Thomas begraben liegt. Unterwegs von der Cholera angefallen schien er rettungslos verloren, ward aber durch Weiberrath mit Hülfe einer Bouteille Branntwein und zweihundert Tropfen Laudanum wieder glücklich hergestellt, hielt den Madraschristen einen Vortrag über St. Thomas und zog, durch Tritschinapali und Cotschin streifend, quer durch die Halbinsel in langer Wanderung nach Goa, Punah und Bombay hinauf, wo er (Ende Novembers 1833), bei Lord Clare freundlich aufgenommen, wieder zuerst die Kinder Israel katechisirte und für einen Zauberer galt, der Todte erwecken könne. Aber auch die Hinduphilosophen blieben in Bombay nicht ungestört, und auf die fromme Heischung:

„wie man Gott zu erkennen vermöge,“ sagte in der Sonne liegend ein Fakir: „Frag nicht lange und schau' mich an, denn ich bin ein Gott.“ Mit diesem Bescheid des indischen Weisen nur halb zufrieden ging Hr. Wolf zu Schiffe und segelte von Bombay nach Mokka im Rothen Meer hinüber, machte von dort einen Abstecher nach Massauah auf der abyssinischen Küste, bestand Abenteuer zu Loheja, traf in Dschidda, wie er sagt, „verrückte“ St. Simonisten an, landete in Suez, besuchte Kairo und kam endlich im März 1834 von Alexandria nach Malta zurück, wo er dasselbe Jahr und einen Theil des folgenden Jahres blieb, um das Ergebniß seines dreijährigen Feldzuges auf der Fährte der zehn verlornen Stämme Israel in Druck zu geben.

Nach einem kurzen Besuch in England schiffte sich Dr. Wolf für eine neue Judenbekehrungstour in Malta ein und kam gerade rechtzeitig in Alexandrien an, um seinem alten Freunde Boghosbeg vom Pascha Mehemed Ali das Leben zu erbitten. Christi Messiasthum und persönliches Weltregiment den zehn Stämmen zu verkünden, und zwar in Abyssinien, war das vorgesteckte Ziel dieser neuen Wanderschaft. In Kairo sagte ihm aber der Oberrabbi mit höflicher Entschiedenheit: „sein Volk werde nur dann glauben, wenn es Christum in voller Herrlichkeit leibhaftig vor Augen sieht.“

Im Februar 1836 verließ Hr. Wolf endlich Kairo, pilgerte zuerst an den Sinai, kam über Tor wieder nach Suez zurück und erreichte endlich Ende Mai desselben Jahres die abyssinische Grenzküstenstadt Massauah, wo man reines Aethiopisch spricht. Auf dem Wege nach Aduah, wo er Ende Junius eintraf, ward Dr. Wolf von dem bethörten Volke für den verkleideten Abuna (Bischof) gehalten und konnte sich nur mit Mühe der abgöttischen Verehrung und, wie er versichert, der reichen Gaben erwehren, die ihm überall entgegenströmten. Axum und andere

Heiligthümer der umliegenden Provinz besuchte Dr. Wolf in Gesellschaft deutscher Methodistenprediger mit großem Eifer; nach Gondar kam er aber nicht, viel weniger in das entlegene, mosaisch glaubende Falaschaland oder gar nach dem fernen und geheimnißvollen Timbuktu, wie er es im Sinne hatte. Drei Monate später (October 1836) war er ohne einigen Erfolg schon wieder in Dschidda zurück, jedoch fest entschlossen sein Glück in Habesch noch einmal zu versuchen. Vorher wollte er aber die Rechabiten um Sanah in Jemen besuchen, wohin er sofort längs der Küste zog. Zu Confuda ward mit der ägyptischen Besatzung „interessant verkehrt“ und die Unterredung mit dem Befehlshaber Ahmed Beg über den Propheten Elias als Vorläufer Christi nur durch Trommelschlag verkürzt, der den frommen Weg zum Exerciren rief. Zu Hodeida im ägyptischen Hauptquartier gab dem wandernden Doctor in gläubigem Disput Mehemed Ali's Neffe den Rath, statt die armen Juden um Sanah zu Christo zu bekehren, sich lieber an den Rothschild zu versuchen. Zu Sanah, der schönen wasserreichen Gartenstadt mit vierstockwerkhohen Steingebäuden, ward Dr. Wolf mit Hülfe des judaisirenden Beduinenstammes der Beni-Rechab glücklich eingeführt, vom freundlichen, aber Tag und Nacht betrunkenen Landesfürsten mit Shawl, Ehrenkleid und Gold beschenkt und nachher vom Fieber peinlich heimgesucht. Auf der Rückreise nach Mokka aber ward Hr. Wolf durch eine Bande Wahabiten, denen er am Hinwege Bibeln vertheilte, die nichts von Mohammed erzählten, mit Roßpeitschen „fürchterlich“ durchgegerbt und nachher von streifenden Gebirgskriegern auch noch bis auf den letzten Pfennig gebrandschatzt, so daß er Ende December (1836) mit völlig leeren Taschen und aller Dinge bar nach Mokka kam und sogleich gen Abyssinien weiter schiffte. Zu Hodeida jedoch vom heftigen Typhus angefallen verlor er endlich Kraft und Muth, entsagte der mühe-

vollen Habeschtour und wandte sich nothdürftig hergestellt neuerdings nach Bombay in Indien, wo er endlich wieder zu Kräften kam. Den Sanahjuden hatte Dr. Wolf zwar Cap. 53 Jesaiah ausgelegt, auch sechzehn aus der fünfzehntausend Köpfe starke Zahl wirklich getauft und mit dem neuen Testamente beschenkt, alle aber auf die nahe Ankunft des Messias vorbereitet. Allein zu den zehn Stämmen gehörten leider auch die Sanahjuden nicht! Die zehn Stämme lassen unserm Doctor keine Ruhe. Und weil sie in der alten Welt nicht zu finden sind, beschloß sie der Unermüdliche jenseits des Oceans in der neuen aufzusuchen. Ein schwedisches Schiff brachte ihn wirklich von Bombay über St. Helena nach New-York in Nordamerika (August 1837), bloß um daselbst nachzufragen „ob vielleicht die wilden Urbewohner des Landes Kinder der verlorenen zehn Stämme seien!“ Sogleich ward im Kreise zahlreicher Freunde aus allen Religionsgenossen der schon diesseits des Oceans so oft gehaltene Vortrag über das weltliche Reich Christi und über die Wiederherstellung der Juden abermals feierlich abgelesen und dann bei den benachbarten Mohikanern, die freilich weder in den Gesichtszügen, noch in der Sprache, noch in den Gewohnheiten Spuren des Judenthums verriethen, die Frage gestellt: „Wessen Nachkommen seid ihr?“ Die Antwort lautete: „Wir stammen von Israel.“ Schon wähnte sich Hr. Wolf am Ziele seiner Sehnsucht und fragte die Wilden woher sie es wüßten? Statt uralter Traditionen, die Hr. Wolf zu vernehmen hoffte, erwiederten die Wilden zu nicht geringer Ueberraschung des Fragenden ganz trocken: „Herr und Frau Simons aus Schottland“ hätten es ihnen gesagt. Sie selbst hatten keinen Begriff von der Sache und glaubten im eigenen Lande aus dem Erdboden hervorgekommen zu sein.

Von nun an fragte Hr. Wolf nirgend weiter nach den zehn Stämmen und ließ sich, um doch einem bestimmten Stande an-

zugehören, durch den anglicanischen Bischof von New-Jersey zum Diakon weihen, nachdem er vorher über alle Disciplinen der Episkopalkirche ein strenges Examen überstanden hatte. So ward Hr. Wolf auf dem Höhepunct eines wechselvollen Lebens, nachdem er es, wie er selbst gesteht, in der Reihe mit allen Zweigen des Katholicismus und mit allen möglichen Christensecten auf Erden versucht hatte, plötzlich in einen Geistlichen der englischen Hochkirche umgewandelt. Der Schritt war jedoch nicht leichtsinnig und ohne triftigen Grund gethan. In Folge strenger Prüfung und aller möglichen Glaubensproben hatte nämlich Diakon Wolf gefunden: die Englische Kirche sei die Preisperle und das Erdjuwel und das gewaltigste Meisterstück der Bibelerleuchtung, so die Welt je gesehen hat seit dem Sündenfall. Solchen Gründen konnte ein gläubiges Gemüth natürlich in die Länge nicht widerstehen. Bis Januar des folgenden Jahres (1838) blieb Diakon Wolf in Amerika, predigte in den vornehmsten Städten der Union, las und katechisirte auf Antrag des John Quincy Adams vor beiden Häusern zu Washington und hielt am Ende sogar noch beim Lever des Vereinigten-Staaten-Präsidenten Martin van Buren seine kurze Exhortation. Daß Hr. Wolf, wie die italienischen Fastenprediger und die Virtuosen, bei allen diesen Gelegenheiten in Europa, Asien und Amerika überall ungefähr dasselbe sagte, versteht sich ohnehin.

Wieder nach England zurückgekommen (Ende Januars 1838) aß Diakon Wolf bei Marquis of Anglesea zu Mittag, hielt nach Tische wieder geistliche Lesung, ward dem Lordlieutenant von Irland empfohlen, in Dublin zum Doctor ernannt und durch den Lordbischof von Dromore endlich zum Priester ordinirt, während zu gleicher Zeit drei neue Doctorhüte von jenseits des Weltmeeres auf das neugeweihte Haupt herüberkamen. Aber trotz der vier Doctorhüte und achtzehnjähriger Wanderung durch die

Welt trug die erste Anstellung Ehren Joseph Wolfs bei einer Dorfkirche in Yorkshire nur die ärmliche Summe von jährlich hundert Pfund. Zum Glück hatte Lady Georgiana, Doctor Wolfs geistliche Ehehälfte, zugleich mit dem Stiefsohn einiges Vermögen ins Haus gebracht. Dessenungeachtet wollte es nirgend flecken; die Ausgaben überstiegen die Einnahmen und am Ende waren Schulden da, weil die geistliche Familie neben schmaler Rente auch noch gegen hartnäckige Bräune (quinsy) zu ringen hatte. Bis Sommer 1843 schleppte sich jedoch Ehren Dr. Joseph Wolf von Ort zu Ort, von Project zu Project in Noth und Frömmigkeit ärmlich fort, als im Augenblick nahestehender Familienkrisis die schon oben angedeuteten höchst bedenklichen Gerüchte über Stoddarts und Conolly's Schicksal in Turkestan nach Britannien kamen. Dr. Wolf erkannte sogleich die Möglichkeit, aus diesem Ereigniß für seine Lage Gewinn zu ziehen, und erbot sich, obgleich auf der ersten Bochavareise zweimal ausgeraubt, zum Sclaven gemacht und mit Roßpeitschen greulich salutirt, gegen Zusicherung von fünf- bis sechshundert Pfund noch einmal nach Turkestan zu gehen, um, wo nicht die Gefährten zu retten, doch die Ungewißheit über ihr Loos zu heben. Alles warnte gegen das Wagstück. Noth und Freundschaft aber trieben an, und am 14. October 1843 war Dr. Wolf mit Geld und Empfehlungen wohlversehen schon wieder auf dem Dampfboot nach Gibraltar. Die Fahrt bis Konstantinopel war gratis, die Aufnahme in Malta, Athen und der Sultansstadt von der besten Art; allenthalben Freitisch, Ehren und Höflichkeiten die Fülle, wogegen geistliche Lesung und Homilie über die Nothwendigkeit des Gehorsams und des Glaubens, sowie über die „zweite Ankunft Christi, über die erste Auferstehung, über die Erneuerung der ganzen Erde und über die Restauration der Juden“ natürlich nicht fehlen durften. Sultan und Großmufti (letzterer bot sogar eine

Prise Schnupftabak) waren gnädig und gaben Briefe nach Bochara; der edle Stratford Canning sorgte sogar für ein eigenes Dampfboot mit freier Zehrung bis Trapezunt und Erserum. Mahlzeit, Gruß und Collecte von vierundvierzig Pfund durch die menschenfreundlichen Consulate in Trapezunt gaben mit volleren Taschen neuen Trost und frischen Muth. In Erserum angekommen (9. December) hatte Hr. Wolf vom Reisegeld des Conollycomite's noch keinen Pfennig ausgegeben. Ein dreiwöchentlicher durch Schnee und Kälte erzwungener Aufenthalt in der Hauptstadt Armeniens brachte außer Mahlzeiten und freundlicher Winterpflege im englischen Consulat neue Vortheile und vermehrten Gewinn. Von Trapezunt ward ein weiteres Christgeschenk von fünfhundert Piastern (fünf Pfund) nachgesandt; Oberst Williams gab nebst allerlei Bedarf einen vollkommenen Reiseanzug, wie ihn Land und Jahreszeit forderte, und der Wesir übernahm sämmtliche Kosten der Wanderung von Erserum bis an die persische Grenze. Daß Ehren Dr. Wolf in der Zwischenzeit Consulatsgottesdienst hielt und seine Predigt über das „persönliche Regiment Christi" und die „Restauration der Juden" recitirte, denkt der Leser ohnehin. Zugleich hatte Hr. Wolf den klugen Gedanken, von Erserum aus eine Adresse an alle Bekenner des Islam zu erlassen, ihnen Ziel und Absicht seiner Sendung kund zu geben und sich in dieser Weise gleichsam unter den Schutz der öffentlichen Meinung des Orients zu stellen. Die Adresse ward vorausgesandt, in den vornehmsten Einkehrhäusern Persiens und Chorasans angeschlagen und durch mohammedanische Karawanen sogar nach Afghanistan, Kaschmir und Turkestan (Bochara, Chiwa, Kokand) gebracht, so daß der Rettungsdoctor nirgends unerwartet und unbekannt erschien. Freilich erzählten in Erserum eintreffende Bocharesen, daß die beiden Officiere hingerichtet und der Hülfszug zu spät und vergeblich sei. Zum Glück für den Unternehmer versicherten

andere Bocharesen das Gegentheil, und am 13. Januar (1844) war Hr. Wolf bereits in Tebris und am 3. Februar in der persischen Residenz Teheran, wo er in Gegenwart der englischen und russischen Gesandtschaft mehrmal auf englisch, deutsch und italienisch Gottesdienst und Predigt hielt, nachher im Kanonikalanzug und mit dem Doctorhut auf dem Kopfe vor dem Schahin Schah erschien und Reisepaß mit freier Zehrung und eigenhändig geschriebenen Empfehlungen an den Fürsten von Bochara erhielt. Dagegen redete Hadschi Mirsa-Agasi, der Großwesir, der den Schah beherrscht und durch unstillbaren, selbst im Orient fabelhaften Goldhunger das Reich verödet, dem schüchternen Doctor freundlich zu, er möge sich vor ihm ja nicht scheuen, er (der Hadschi Mirsa) sei kein Wesir, er sei nur ein Mollah wie der Doctor selbst, ja ein armer Derwisch, der sich um die Welt nicht kümmert und nur an das Jenseits denkt.

Dieser „arme betende Derwisch" ist aber, wie man weiß, die Pest seines Landes und gilt nur beim blödsinnigen Schahin Schah für einen Heiligen, während ihn das ausgeplünderte Publicum laut einen Heuchler und Schelm nennt. Auch wußte der hochwürdige Doctor recht gut, wie es im Grunde mit der Heiligkeit des Ministers und mit der Wohlfahrt Persiens stehe und daß folglich für Katechese und Sittenpredigt eigentlich hier die rechten Leute wären. Hr. Wolf hütete sich aber wohl an so ungeeigneter Stelle seinen geistlichen Kram auszulegen, weil der kluge Doctor weiß, daß Censur und strafende Homilie nur für Gemeine und Arme gehören, bei Reichen und Gewaltigen aber als Gegenstände des Ekels und der Langeweile sorgfältig zu vermeiden sind, besonders wenn man als Supplicant erscheint und ihre Gunst und ihren Beistand nöthig hat.

An widersprechenden Gerüchten über das Loos der beiden Britten fehlte es in der Hauptstadt Persiens natürlich nicht, und

wie überall hatten auch hier wieder die Russen die genaueste Kunde. Dem Grafen Medem hatte ein eben anwesender Gesandter des Bocharafürsten die Hinrichtung eingestanden, dem englischen Residenten aber das Gegentheil erzählt. „Mälum nist" (gewiß weiß man es nicht), sagten Andere, und Dr. Wolf hatte seine Gründe, letzteres für wahr zu halten und die Reise fortzusetzen. Am 12. März (1844) ritt Hr. Wolf im Kirchenkleide zu Mesched, der Hauptstadt von Chorasan, ein, ward vom Prinzen Vicekönig von wegen früherer Bekanntschaft und neuester Empfehlung aufs freundlichste aufgenommen und in seinen Vorkehrungen aufs wohlwollendste, zweckmäßigste und freigebigste unterstützt. Der Prinz sorgte für Begleitschaft, für Bedienung, für neue Empfehlung und sogar für Präsente an den Bocharafürsten, dessen Händen der wandernde Doctor sich zu überliefern im Begriff stand. Vom brittischen Strande bis Mesched in Chorasan, fünftausendeinhundert englische Meilen, war es gleichsam an Freundeshand unter Ehren und „Comfort" aller Art sorglos und leichtfertig fortgegangen. Hier gewann plötzlich alles eine andere Gestalt. Fest und Predigt hatten ein Ende. Auch Schutz und Gewalt des befreundeten Perserkönigs gingen allmählich auf die Reige, und das Bedenkliche des Unternehmens trat von allen Seiten heran. Jetzt erst erwachte die Ueberlegung und erschien das Unternehmen im wahren Licht. Die Luft von Bochara fing bereits zu wehen an, und Hadschi Ibrahim, Bruder des Wesirs Abdul Samed Chan, fragte mit Bedeutung, ob Hr. Wolf ein Schreiben der Königin von England für den „König von Bochara" habe? Nein, sagte Dr. Wolf, aber Briefe vom Sultan, vom Schah und vom russischen Gesandten bringe ich ihm. Alle diese Briefe, erwiederte der Hadschi, sind „Putsch", d. i. gut für nichts, und du

wirst das Schicksal Stoddarts und Conolly's theilen, die man trotz aller Empfehlungen des Sultans hingerichtet hat.

Zugleich erzählte Hadschi Ibrahim die ganze Procedur und das melancholische Ende der unglücklichen Hingeopferten, wie es ihm sein Bruder, der Wesir Abdul Samed Chan von Bochara, selbst geschrieben habe. Die Gewißheit mit allen ihren Schrecken stand nun dem kühnen Wanderer gegenüber und erprobte seinen Muth. Hr. Wolf ließ sich aber, wie der höllenfahrende Dionysos beim Aristophanes, selbst durch Vormalen dieser Schreckbilder nicht einschüchtern, ja er entsagte selbst für die bereits Verlornen der Hoffnung nicht und machte sich (27. März 1844) mit seiner turkomanischen Bedeckung in hartnäckiger Selbsttäuschung und löblicher Unerschrockenheit auf den Weg. Bis Bochara waren es nur noch fünfhundertundfünfzig englische Meilen (neunzig deutsche Meilen), großentheils Sandwüste mit lieblichen Wasser- und Baumoasen in weiten Zwischenräumen. Wenn Dr. Wolf, nach der Meinung manches Lesers, hie und da vielleicht mit zu großer Selbstgefälligkeit seine ewigen Kanzelreden vom persönlichen Reich Christi und von der bevorstehenden Restauration der Juden in Erinnerung bringt, wenn er alle Ehren, alle Besuche, alle Blicke, Anreden, Frühstücke, Geschenke und Soupers, die ihm je zu Theil geworden, gewissenhaft ins Register bringt, so hat er diese kleine Sünde hart und reichlich abgebüßt durch vier angst- und sorgenvolle Monate, die vom Eintritt in die Turkomanenwüste bis zu seiner Rückkunft aus Bochara nach Chorasan verflossen sind.

Bis zur Oase Merv, wo Chalifah Abder-Rahman, das geistliche Oberhaupt der räuberischen Turkomanen, residirt, ging es leidlich gut und hatte Hr. Wolf außer der unerträglichen Zudringlichkeit seines schlecht gewählten, verrätherischen und blutdürstigen Bedeckungsführers keine Noth. Der Chalifah, der

ihn von der ersten Reise her noch kannte, bestätigte leider ebenfalls die Katastrophe der beiden Britten und mahnte wohlwollend vom Weiterreisen ab. Auf alle Einwendungen, Vorschläge, Flucht- und Rettungsversuche dieses menschenfreundlichen Turkomanen hatte Dr. Wolf nur eine Antwort: „Nach Bochara muß ich gehen.“ Man wird beinahe ungehalten über die tolle Zuversicht des Mannes! Zu Merv zog Hr. Wolf vollends und für beständig die Kirchenkleider an, setzte den Doctorhut auf das Haupt und ritt in diesem Aufzuge, mit seinen Leuten sich an eine große Karawane anschließend, ruhig in der Wüste fort, bis er die Bocharagrenze überschritten und sich (16. April) auf dreißig deutsche Meilen dem Sitze des gefürchteten Naser Ullah genähert hatte. Wiederholte Nachfragen bei Entgegenkommenden überzeugten ihn endlich, daß Stoddart und Conolly in Bochara nicht mehr gesehen werden. Jetzt sank zum erstenmal auch ihm die Hoffnung und Hr. Wolf fing schon für sein eigenes Leben zu fürchten an; zugleich fielen ihm alle Sünden der englischen Regierung aufs Gewissen, und erst jetzt fühlte er die tödtliche Beleidigung des Königs von Bochara, dessen eigenhändig gesiegeltes Schreiben Victoria regina bloß durch den Generalgouverneur von Indien beantworten ließ. Nur ein Brief mit dem Handzeichen der Königin — das sah er wohl — konnte ihn aus der Gewalt des gereizten Despoten befreien, dem er sich zu überliefern blindlings im Begriffe stand. Von Angst getrieben schrieb Hr. Wolf mitten in der Wüste Bittgesuche über MeschED und Teheran nach England um den ersehnten Talisman. In Tschehartschu, der ersten großen Stadt des Landes, besuchten ihn früher gekannte Juden und baten aufs eindringlichste, ungesäumt und zwar noch diese Nacht mit ihrer Hülfe den Weg nach dem freundlich gesinnten Chiwa einzuschlagen, noch sei es Zeit zur Flucht; in Bochara, wo man

während etlicher Jahre bereits zehn Engländer hingerichtet, erwarte ihn der gewisse Untergang. Dagegen sagte ein Derwisch, der unmittelbar mit Gott verkehrte: „Ziehe hin und sei glücklich!“ Hr. Wolf horchte mehr auf den heiligen Derwisch, als auf die fluchtpredigenden Kinder Israel, und kündigte zugleich dem Emir Naser Ullah Behader durch ein besonderes Schreiben seinen bevorstehenden Einzug in Bochara an. Die Ueberzeugung, daß Hrn. Wolf das Schicksal seiner Vorgänger erwarte, war so allgemein und der Schrecken so groß, daß zu Karakol die eigene Dienerschaft zu fliehen begann und der turkomanische Bedeckungshäuptling ungescheut schon auf den Nachlaß des seiner Obhut empfohlenen Gastes speculirte. Er selbst aber ritt, gegen den Rath des tückischen Begleitungschefs in anglikanischem Kanonikalgewande, auf dem Kopf den Doctorhut und die aufgeschlagene Bibel in der Hand unter lautem Zuruf des Volkes getrost in Scheher Islam ein, wo ihm ein Kämmerer des Fürsten zur Begrüßung entgegenkam. Der Einzug in die Hauptstadt selbst — wenigstens schreibt es Dr. Wolf — geschah mit großem Pomp. Tausende riefen ihr „Selam aleikum“ (Friede sei mit euch) freundlich lächelnd dem von den Großen des Hofes und von dichtem Volksgedränge umgebenen Doctor zu. Die flachen Dächer waren mit Menschen, besonders mit verhüllten Frauen angefüllt, und Russen, Kirgisen, chinesische Tataren, Indier, Afghanen, Leute aus Kaschmir und Yarkand sahen neben den Eingebornen aller Classen das ungewohnte Schauspiel an.

Aengstlich spähte Hr. Wolf, ob er nicht etwa Stoddart und Conolly irgend im dichtgedrängten Haufen sähe. Er sah sie aber nicht! Beim Schloß angekommen ward Hr. Wolf vorher gefragt, ob er sich dem in Bochara üblichen Selam unterwerfen wolle? Hr. Wolf erklärte seine volle Bereitwilligkeit, wollte aber doch wissen, worin dieser Selam bestehe. „Wie ihr in

Gegenwart des auf dem Throne sitzenden Gebieters erscheinet," hieß es, „und der Minister des Aeußern euch bei der Schulter faßt, müßt ihr dreimal den Bart streichen, euch dreimal neigen und bei jedem Bückling dreimal „Allah ekber" „Selāmet Padishah!" (Gott ist der Größte, Heil dem König!) rufen." Nicht bloß dreimal, sagte Dr. Wolf, wolle er dieses thun, sondern dreißigmal, wenn es nöthig sei. Die Ceremonie selbst fand im Hofraum statt, der König saß auf dem Balcon, der Platz war mit Zuschauern angefüllt und Aller Augen wandten sich auf den Fremdling mit dem Doctorhut, neugierig, ob er sich dem von den Engländern jederzeit verweigerten „Selam" fügen werde Hr. Wolf that aber noch mehr als man verlangte und beugte sich, nachdem er den vorgeschriebenen dreifachen Gruß verrichtet, mit seiner Bibel in der Hand, wiederholt und rief ohne aufzuhören und in einem fort: „Heil dem König! Heil dem König!", bis endlich der Monarch mit allem Volke rund herum in lautschallendes Gelächter ausbrach und die Audienz ein Ende hatte.

Dieser erste Schritt war gethan und zwar, wie der Minister nachher versicherte, zu gnädigstem Wohlgefallen Seiner Majestät. „Was für ein sonderbarer Mann", rief der König aus, „ist doch dieser Engländer mit seinem Aussehen, seinem Anzug und seinem Buch in der Hand!" Das Haus, welches früher Oberst Stoddart inne hatte, war auch Hrn. Wolf als Wohnung angewiesen und die Unterhandlungen begannen noch am nämlichen Tage (27. April 1844).

Mit Ende des Monats April ungefähr hoffte Hr. Wolf Bochara zu verlassen und mit authentischem Ausweise über den Untergang der oft benannten Britten versehen die Heimfahrt anzutreten. Die Sache nahm aber theils durch die Schuld der Umstände, theils in Folge despotischer Fürstenlaunen und bodenloser Schlechtigkeit der Rathgeber und der Hofleute eine so un-

günstige Wendung, daß der ersehnte Augenblick bis zum 3. August desselben Jahres hinausgeschoben wurde und Hr. Wolf selbst wiederholt die Hoffnung des Heiles aufgegeben hatte. Bald frei und geehrt, bald als Staatsgefangener mißhandelt, durch Schergen scharf bewacht und mit dem Tode bedroht, heute durch die Erlaubniß abzureisen entzückt, morgen durch den eisig abgewandten Blick des Gebieters erschreckt und durch den Besuch des Henkers zur Execution vorbereitet, bald im betäubenden Opium, bald im Neuen Testament Hülfe suchend, allzeit aber von Spähern und fürstlichen Gewissensbissen belauscht, verfolgt und eingeengt, hatte er Seelenzustände, die nur asiatischer Stumpfsinn oder deutsche Geduld und Zähigkeit oder vollendete Weltweisheit überwinden lehrt. Drei Monate lang ward in Bochara berathen und schwankte der Beschluß: „ob man den englischen Mollah Jusuf Wolf als Spion erwürgen oder als Friedensmittler entlassen soll?“ „Warum ist er aber auch nach Bochara gekommen und tolldreist dem Verderben zugelaufen?!“ Die wechselnden Sinnesphasen des launigen Despoten waren jedesmal in Miene, Rederon und Behandlung durch die Untergebenen treulich abgedruckt.

Die Sitten- und Charakterzüge, welche Dr. Wolf seiner peinlichen Lage ungeachtet niederzuschreiben oder dem Gedächtniß einzuprägen Kraft und Muth besaß, sind zwar ohne Kunst und Ordnung hingeworfen, für ernsthafte Leser aber eine reiche Fundgrube praktischer Weisheit, Menschenkenntniß und melancholisch-nützlicher Routine. Was ist Bochara? Was ist dort Sitte und Regiment?

Bochara, der Schauplatz dieser Verwicklungen, ist keine gewöhnliche Islamsstadt, wo der Muesin fünfmal des Tages sein Gebet vom Thurme ruft und das Volk in Frieden Handel treibt. Für Hochasien ist Bochara vorzugsweise die „Heilige Stadt“,

wie Theben einst für Aegypten und für die abendländischen Christen heute noch Rom, ** und Jerusalem. Bochara mit seinen einhundertachtzigtausend Seelen, seinem Lasurgrün und seinen Schätzen, ist Centralstätte strengen Kirchenglaubens, vorwiegender geistlicher Gewalt, polizeilicher Andacht, liederlicher Sitten, theologischer Gelahrsamkeit und strenger Inquisition. Bochara ist das Toledo der Oxusländer, wo die Ostkaukasier, die Tschetschen und Daghestanier ihren Schul- und Glaubensfanatismus schöpfen, der Großmollah aber durch Gefängniß, Bastonnade und Todesstrafe den Geboten äußerlicher Kirchlichkeit Gehorsam zu erzwingen die Macht besitzt. Und doch sind die Leute dieser Stadt allzeit fröhlich und heiter im Gemüth, wie es schon der Apostel seinen Gläubigen zu Korinth empfiehlt. Wenn einer nur die orthodoxe Außenseite zu erhalten versteht, wird er in Bochara nicht weiter incommodirt, und nach einstimmiger Angabe aller Oxuswanderer hat nicht etwa bloß die leichte Sitte überhaupt, sondern das Laster in seiner verpöntesten Gestalt gerade in dieser kirchlich-frommen Stadt sein Hauptquartier. Daß es aber mit der Bocharasittlichkeit besser stünde, wenn der Großmollah weniger Gewalt besäße, hat man deswegen nicht gesagt. Hr. Wolf und sein Vorgänger A. Burnes haben nur angedeutet, was und wieviel geistliches Oxusregiment in Praxi zum Seelenheil für nöthig hält und um welchen Preis man in Turkestan zu Titel und Credit eines Gerechten kommen kann. Solche Bemerkungen sind nie ohne Nutzen und scheinen besonders in unsern Zeiten empfehlenswerth, weil das laue Europa hieraus am besten lernen kann, wie unendlich hoch christliches Kirchenwesen über islamitischem steht und welchen Segen Steigerung und übermächtiges Gewicht geistlicher Censuren dem Lande bringt. Denn wie tugendhaft und sittlich strenge man in unsern heiligen Städten lebt, ist bei der Leichtigkeit des Verkehres zum Glück

der guten Sache kein Geheimniß mehr. Ein Kirchenstaat jedoch, wie Rom und Tübet, ist Bochara nicht. Die beiden Gewalten sind getrennt und das Spiel, welches so tief und leidenschaftlich den Occident bewegt, wird in seinen gröbern Umrissen auch zu Bochara durchgelebt. Was überall ist und allzeit war, wird nach Sprüchen der Scholastik auch künftig sein, und nur ein Schwärmer oder ...r Philosoph wird an Versöhnung solcher Nebenbuhler glauben.

Gewiß möchte mancher Leser zu eigener Belehrung über Stellung, Haltung und Benehmen des turkestanischen Clerus der weltlichen Macht gegenüber einiges vernehmen, wenn anders Hr. Wolf vielfacher Bedrängnisse ungeachtet diesen wichtigen Punct in seinem Notizenbuche nicht übersehen hat. Zum Glück für die neugierige Christenheit hat Hr. Wolf als Geistlicher seine Amtsbrüder redlich controlirt. Unter schwachen Fürsten, scheint Hr. Wolf zu sagen, sind die Bocharaderwische auch weltlich mächtig und im Benehmen frech und petulant; unter kraftvollen Gebietern aber werden sie innerhalb gesetzlicher Schranken eingeengt und in strenger Zucht gehalten. „Die Derwische von Bochara", sagt Hr. Wolf, „werden zwar auf Kosten des Staates gefüttert; der gegenwärtige Monarch gestattet ihnen aber keine „impertinenten Handlungen" oder ungeeigneten Uebergriffe in das weltliche Regiment; und wenn sie sich dergleichen erlauben, was beim turbulenten Sinn und beim geistlichen Hochmuth der Kirchenleute in Bochara oft geschieht, werden sie ohne Rücksicht auf Heiligkeit und Ansehen ihres Ranges mit der Bastonnade bestraft und häufig sogar hingerichtet wie andere Verbrecher auch. Zum Trost über beschränkte Wirksamkeit mönchischer „Impertinenz" besitzen sie prachtvolle Collegien und reich dotirte Schulen, wo man außer dem Koran noch Redekunst, mündlichen Vortrag, Poesie und Logik lehrt und auch scholastische Klopffechtereien oder

sogenannte öffentliche Disputationen hält. Sunni und Schiah, d. i. Orthodoxe und Häretiker genießen gleiche Begünstigungen, gleiche Rechte und gleiche Freiheit ihre Lehren öffentlich vorzutragen, und es ist zu Bochara nicht wie weiland in dem christlichen Byzanz, wo Hoflaunen neben dem Steuerregister auch das Dogma regulirten.

Ein fürstlicher Kämmerer zeigte Hrn. Wolf gleich in den ersten Tagen alle diese Herrlichkeiten und führte ihn auch zu einer öffentlichen Lection, die Hr. Wolf genau beschreibt. Sind Lehrer und Schüler versammelt, drehen sie vorerst alle zu gleicher Zeit die Augen gen Himmel, halten die Handflächen vor das Antlitz und recitiren die erste Sure des Koran; dann streichen sie ihren Bart, kauern nieder und beginnen das Tagewerk. In gleicher Weise werde es auch bei gerichtlichen Verhandlungen aller Art gehalten.

Wenn in Bochara der Derwisch den Laien prügelt, er selbst aber vor Stock und Beil des Fürsten nicht sicher ist, wird er doch sicherlich seine geistliche Macht wohlthätig und weise benützen, um beim Volke die Sittlichkeit zu heben, dem Fürsten aber Mäßigung und Gerechtigkeit einzuschärfen, wäre es auch nur aus Liebe für eigene und der anvertrauten Heerde Sicherheit. Daß es mit der Sittlichkeit des Volkes eben nicht am besten stehe, ward schon früher angedeutet. Von der Moral aber, die man zum Schutz der Unterthanen dem Fürsten Naser Ullah von Bochara predigt, hat uns Hr. Wolf eine Nachricht aufbewahrt, die nur er allein mit Hülfe geistlicher Neugierde, deutscher Schmiegsamkeit und angeborner Verschlagenheit erfahren konnte. Wenn er nebenher bemerkt, Naser Ullah habe zuerst seinen älteren Bruder mit Gewalt vom Throne gestoßen und umgebracht, dann um die Herrschaft zu sichern, auch einen zweiten und dritten weggeräumt, einen vierten im Gefecht erschlagen, so wird es der

Leser zwar nicht loben, wird es aber doch an einem asiatischen Fürsten begreiflich finden. Der junge Naser Ullah litt offenbar an einer Krankheit, die man in Italien die „rabbia papale“ nennt und nur durch eine Krone für heilbar hält. Um jeden Preis wollte und mußte Naser Ullah König sein, und er soll deswegen auch schon den Vater, weil er gar zu lange leben wollte, durch Gift getödtet haben. Russisches Sitten- und Schicklichkeitsgefühl hätte seinen diplomatischen Agenten vielleicht frostigere Haltung empfohlen, hätte man in St. Petersburg gewußt, wasmaßen Naser Ullah auf den Leichen des regierenden Vaters und Bruders den Thron bestieg.

Dieser zweideutigen Vorgänge ungeachtet war die öffentliche Meinung dem neuen Gebieter doch im hohen Grade günstig und Naser Ullah war, so lange er dem Rathe seines weisen Wesirs Hakim-Beg folgte, der von den Unterthanen geliebte, von den Königen der nahen Länder aber gefürchtete Padischah, mit dem selbst der Czar freundliches Verständniß unterhielt. Hakim-Beg hatte schon dem Vater gedient, war gelehrt, reich, unbescholten, vorurtheilslos, allen Fremden, besonders den Engländern günstig und überhaupt den neuen politischen Ideen hold. Seinem Zuthun hatte Naser Ullah hauptsächlich Thron und Volksgunst zu verdanken, und es zeugt von nicht geringen Eigenschaften, daß der König die Last einer solchen Schuld so lange mit Geduld ertragen konnte. Wem Könige alles schuldig sind, der ist meistens auch ihr größter Feind und der natürliche Gegenstand ihrer Undankbarkeit. Trajan kennt man nur Einen, Lafitte aber, Lafayette und Hakim-Beg eine große Zahl. Und doch werden die Leute nicht müde „Hakim-Beg“ zu sein! Durch Aufnahme und Beförderung des aus Cabul entlaufenen Persers Abdul Sameb Chan hatte sich der Wesir seinen gefährlichen Nebenbuhler selbst herangezogen. Der Einfluß Hakim-Begs nahm

sichtlich ab. Dem milden Wesir zum Trotz ward ein englischer Lieutenant eingekerkert und manches Prachtgebäude bloß um den lästigen Mahner zu ärgern vom König muthwillig abgebrochen. Vielleicht wäre es aber dem fremden Abenteurer aus Cabul doch nicht so schnell gelungen, seinen mächtigen Wohlthäter beim Gebieter anzuschwärzen, ihn zuerst als staatsgefährlichen Begünstiger der Engländer zu verdächtigen und endlich aus der fürstlichen Gunst auf immer zu treiben, hätte nicht eine Freitagspredigt des Groß-Mollah die geheimen Triebe des zur Tyrannei von Natur geneigten, nur durch Scheu bisher gedämmten, der ewigen Sittenlehren Hakim-Begs müden, auf den Ruhm des Wesirs schon lange eifersüchtigen und durch Samed Chans Umtriebe bereits erschütterten Königs in Gährung versetzt und vollends über die Schranken hinausgerissen. „Der König" — so predigte der Groß-Mollah vor allem Volke — „der König ist ein Schafhirt, die Unterthanen sind die Schafe; der Schafhirt mag mit den Schafen thun, was ihm gutdünkt; er darf das Weib von ihrem Manne nehmen, weil das Weib sowohl als der Mann des Königs Schafe sind; und er darf mit jedes andern Mannes Weib treiben was ihm beliebt." Von diesem Augenblicke, sagt Dr. Wolf, war Naser Ullah das größte Wollustscheusal in Bochara. Seine Pagen und Kämmerer mußten als Ruffiane dienen und wer immer das Weib verweigerte oder nicht selbst zu Diensten stehen wollte, ward augenblicklich hingerichtet. Man seufzte im Stillen, ertrug aber und erträgt es noch heute zu Bochara mit Geduld. Der redliche Wesir allein widerstand und wagte sogar dem Gebieter das Verderbliche seines Benehmens achtungsvoll und gewissenhaft vorzuwerfen. Das war zu viel. Verweisung aus der Residenz, Gefängniß und Execution des alten treuen Dieners folgten hintereinander als königliche Antwort auf unerbetenen kühnen Rath. Königliche Väter und Brüder

mordet man nicht, um nachher vor den Strafreden des Wesirs einzuhalten!

Mit Unrecht reden sie in Europa immer von „Milchphlegma und Fischgeduld" der deutschen Stämme. In Bochara gibt es andere Exempel, wie viel man wagen und wie weit ein Herrscher, ohne die Langmuth seiner Unterthanen zu erschöpfen, in der Tyrannei gehen kann. Jeder Brief der aus Bochara versendet wird oder dahin gelangt, sei es an Handelsleute, an Würdenträger oder gemeines Volk, ja die geheimste schriftliche Mittheilung des Weibes an den Mann und umgekehrt, muß zuerst vom König geöffnet und gelesen werden. Buben sind besonders aufgestellt um zu hinterbringen, was die andern Buben auf der Gasse reden; Bruder muß den Bruder belauschen und sämmtliche Domestiken sind verpflichtet für den König niederzuschreiben, was sie im Innern der Familie bei Tag und bei Nacht reden hören. Eigene Wächter waren beauftragt zu melden, was etwa Dr. Wolf Nachts im Traume spricht. Unter solchen Umständen wird in Bochara natürlich so wenig als möglich durch Schrift und Brief verkehrt und Zungenbeherrschung die nothwendigste aller Tugenden dieser Stadt. Freilich ist neben diesem fürstlichen Spionirungssystem über die Unterthanen ein ähnliches und ebenso compactes durch einige Große über den Gebieter selbst verhängt. Samed Chan rühmte sich und bewies es auch, daß man ihm alles was der König im Geheimen sage und thue, ja selbst seine halbhingeworfenen Gedanken hinterbringe.

Man plagt und scheut sich gegenseitig ohne Unterlaß, und der König wittert überall, selbst bei den Vertrautesten nur Verschwörung und Verrath. So oft Samed Chan die Artilleristen im Feuer exercirt, schickt Naser Ullah jedesmal, oft drei- und viermal hintereinander seinen Kämmerer mit der Frage, „warum man mit Kanonen feuere?" Die Kanonen könnten sich ja zu-

letzt gegen ihn selber wenden! Denn auch ein Naser Ullah scheint zu fühlen, daß man sich nicht aus persönlicher Anhänglichkeit, sondern des eigenen Nutzens wegen als williges Instrument corrupter Fürsten brauchen läßt. Und doch hat dieser tyrannische Mann auch seine gute Seite und besitzt namentlich jene Eigenschaften, die man an Königen besonders gerne sieht. Naser Ullah, der wollüstige und launenvolle Despot, ist nicht geldgierig und verabscheut am meisten die Bestechlichkeit. Auch trifft seine Härte nur die Großen; die Geringen schirmt er mit Macht gegen den Druck und harten Sinn der Reichen und Gewaltigen. Deswegen ist er auch bei den untern Volksclassen ebenso beliebt als verabscheut von den Edelleuten denen er das Handwerk legt. Naser Ullah möchte die Armen alle glücklich machen, und er ist in diesem Sinne wirklich viel besser als Mehemed Ali, dem — wie Hr. Wolf sagt — so etwas niemals eingefallen ist. Tyrann soll nur Einer sein, bei allen übrigen aber mag Ordnung herrschen und gegenseitige Billigkeit. Dies ist offenbar Naser Ullahs Grundgedanke und deswegen setzte er auch „Hakken Adalet“ d. i. „Wahrheit und Gerechtigkeit“ auf den königlichen Siegelring. Auch die Persönlichkeit des Mannes, sein dunkles Colorit, sein krampfhaftes Muskelspiel, sein erzwungenes Lächeln und jähzorniges Aufbrausen beschreibt Hr. Wolf mit großer Genauigkeit. Die Kleidung ist höchst einfach und seine Wißbegierde ebenso heiß als sein Durst nach unbeschränkter Macht. Mit solchen Eigenschaften, meint Hr. Wolf, hätte Naser Ullah sein Land mit Ruhm und Segen verwalten können, wenn er in bessere Hände gefallen wäre. Es mag sein! aber er war ja in guten Händen. Warum ist er nicht geblieben? Warum hat er den weisen und treuen Wesir, seinen Wohlthäter und Freund, getödtet und die hinterlistigen Reden des tückischen Samed Chan lieber angehört und für nützlicher gehalten, als

weiland die Mahnungen zur Selbstbeherrschung und zur Gerechtigkeit? Warum, fragen wir, ist das Gute überall und besonders in der Großen Brust so schwach, das Schlechte aber stets in Gunst und Uebermaß? Häufig wollen freilich auch die Gewaltigen selber das Rechte nicht; und wenn es einer will, dulden es die Andern nicht, weil die Tugend den meisten Menschen Langeweile macht. Im Occident sucht man den Glauben zu verbreiten, „die Kirche allein vermöge wider das große Uebel Medicin zu schaffen.“ Aber seht ihr denn nicht, in Bochara ist gerade das Gegentheil geschehen und ist das weltliche Regiment eben durch die kirchlichen Summitäten vollends verpestet worden! Oder hat dort nicht der Groß-Mollah selbst die schöne Thesis „vom Schafhirten und vom Schafe“ aufgestellt und das corrupteste Willkürregiment in eigennütziger Absicht zum Glaubenssatz erhoben?

Nicht bloß die weltliche Constitution, auch das Dogma ist überall im Interesse der Herrschaft und des Privatgewinnes festgestellt. Dieser Gedanke hat sich in Europa bereits allgemein festgesetzt, und mit Ertödtung fast alles Glaubens an Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit der Gewalt auch den Frieden getödtet, und die Ruhe so lange unmöglich gemacht, bis man sich entschließt, die Führung der öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr als Privilegium für selbstsüchtige Zwecke zu betrachten, sondern als Last für möglichste Wohlfahrt aller christlich aufzuladen. Ob dieses Ideal christlicher Staatsvollkommenheit je in das Leben trete oder ewig unerreichbar bleibe, weiß man nicht. Daß man sich aber so lange als nur möglich dagegen sträubt, und z. B. sogenannte „Roßcuren“ wohlmeinender Hülfsgenossen überall für bequemer hält, als die Reform seiner selbst, liegt in der Natur der Sache und soll Niemand wundernehmen. In Bochara freilich ist man vom rechten Ziele beinahe noch weiter entfernt, als in dem von

Guizot so warm belobten Narvaez- und Cabralregiment zu Madrid und Lissabon. Jedoch ist Naser Ullah verständig genug, es nicht, wie ein anderer Nero, im Vertrauen auf die Metaphysik seiner Macht mit Jedermann im Lande zu verderben, indem er, wie der Berichtgeber deutlich sagt, wenigstens eine Classe der Bevölkerung, wenn auch nicht die respectabelste, doch die zahlreichste und entschiedenste, durch Wohlthaten an seine Sache zu fesseln weiß. Denn daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge zu Bochara ihren Stützpunct im großen Haufen, im sogenannten Proletariate habe, ist dem klugen Leser nicht entgangen. Auszuforschen und anzusehen, wie ein Tyrann und schlechter Fürst sein Geschäft betreibt, und wie er sich gegen den Zorn der Menschen und gegen die Bisse des eigenen Gewissens zu waffnen sucht, hat uns allzeit Vergnügen gemacht und ist für Manchen ein besserer Tugendspiegel und Sittenprediger, als ***'s matte Sonntagshomilien. Obgleich Naser Ullah seinen Kirchenleuten die weltliche Macht genommen und ihnen dafür die Bastonnade gibt, schildern sie ihn beim Volke doch als einen König von exemplarischer Gottesfurcht, weil er alle Morgen zuerst die Mollah kommen läßt und mit ihnen geistliche Schriften liest und gottselige Gespräche führt. In einem dieser frommen Augenblicke, wo das Böse in unserer Brust wirklich unterliegen will, sagte der Emir zum Groß-Kadi wiederholt und im schmerzlichsten Tone: „Die Wunden meines Herzens über die Hinrichtung dieser beiden Engländer (Stoddart und Conolly) werden nimmer heilen.“ Gewissen und Geschichte sind die beiden fürchterlichen Instanzen, vor welchen selbst der Tyrann zuweilen zittert.*) Natürlich hat es der Kadi an salbungsvollem Trost für die fürst-

*) I cieli han messo sulla terra due giudici delle umane azioni, la coscienza e la storia. Colletta.

liche Gemüthsunruhe nicht fehlen lassen. Und auch Sameb Chan, der Hoffatan von Bochara, wußte so warm vom Staatswohl und von seiner eigenen Liebe und Anhänglichkeit für die Person des Fürsten zu reden, daß die reuig eingestandene Sünde am armen Dr. Wolf neuerdings begangen werden sollte, hätte nicht ein eigenhändiges, noch rechtzeitig eingetroffenes sehr ernsthaftes Schreiben des Schahs von Persien den menschenfreundlichen und selbst in Bochara allgemein geachteten Kirchenmann vom Schicksale errettet, welches derselbe Bösewicht Abdul Samed Chan den beiden vorgenannten Britten bereitet hatte.

Um Stoddarts Katastrophe zu erklären, hat man in Büchern und Journalen Europa's die sinnreichsten Varianten aufgestellt. Ein so großes und anscheinend so nutzloses Unrecht, meinte man, könne selbst ein Tyrann wie Naser Ullah nicht ohne tiefern und geheimnißvollern Grund begehen. Daß Hr. Wolf diesen tiefern und geheimnißvollern Grund der Bocharastaatsaction entdeckt und zugleich einen uralten, nur von optimistischen und verzagten Gemüthern noch bestrittenen Erfahrungssatz bestätigt hat, ist für sein in der Hauptsache leider verfehltes Unternehmen doch Gewinn genug. Aber wie lautet der uralte Erfahrungssatz, dessen Wahrheit die Optimisten noch bestreiten, Hr. Wolf aber mit Gefahr seines eigenen Lebens bewiesen haben soll? „Je niedriger, je gemeiner und je alltäglicher die Gründe sind, die wir im Allgemeinen den wichtigsten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, desto näher sind wir der Wahrheit und desto seltener täuschen wir uns." Oder sollte man es glauben, daß Abdul Samed Chan, der gewaltige und unermeßlich reiche Naib (Generalstellvertreter) des Königs von Bochara, seinen Gebieter aus gemeiner Geld- und Habgierde zu Thaten verleitet habe, deren Schmach keine Reue löschen kann? Staatsleute mit entschiedenem Appetit für

Geld und Gewinn sind auch diesseits des Hellesponts nicht unbekannt. Nur treibt man es in Europa noch etwas ehrlicher und umhüllter als in Turkestan, wo Abdul Sameb, der Wesir und feine Speculant, seine Künste gemeiner Diebesart vorzugsweise an brittischen Agenten übt. Denn daß zufällig auch die Löhnung der Soldaten zuweilen in seiner Tasche stecken bleibt, wollen wir als etwas Herkömmliches gar nicht in Rechnung bringen. Vielleicht entschuldiget aber bei der großen Missethat der Zweck die Mittel, und hat der patriotische Mann bloß in der Absicht, seinen Gebieter aus den Schlingen Stoddart'scher Diplomatenkunst zu ziehen oder gar Bochara vor dem Doctorhut des Meisters Wolf zu schirmen, die Britten ins Verderben gebracht? Von solchen Gefühlen hingebungsvoller Gewissenlosigkeit weiß Abdul Sameb nichts. Der Gedanke, wie er das Gold und die feinen Stoffe, die Wechsel und Credite der reichlich ausgestatteten Agenten so vollständig als möglich in seine Truhen leiten möge, lag ihm allein im Sinn. Durch erheuchelte Theilnahme und verstellte Freundschaft machte er zuerst seine Opfer sicher, verwickelte sie durch verschmitzte Intriguen unvermuthet in gefahrvolle Lagen, nöthigte ihnen um sich zu retten große Summen gegen sichere Wechsel auf, sorgte dann für rechtzeitige Ermordung auf amtlichem Wege oder durch vertraute Genossen, und hatte am Ende als Ergebniß kluger Speculation Vorschuß und Wechselsumme sammt Zinsen und anderm Nachlaß zugleich in Handen. Aber nicht bloß fremdes Leben opferte er seinem Geiz, Naser Ullah der König selbst war ihm feil. „Wenn ihm die englische Regierung zwanzig tausend Ducaten gebe, wolle er den königlichen Mörder ihrer Agenten aus dem Wege räumen.“ Natürlich ward der schandvolle Antrag mit Unwillen abgelehnt, und der Verräther zugleich bedeutet, daß die Könige bei den Christen als

„Schatten Gottes" gelten. Zur Charakteristik der Hauptrollenträger in Dr. Wolfs Bocharaspiel mögen diese Schattenzüge genügend sein.

Die umständliche Erzählung, wie fein es Abdul Samed anlegte, um den armen Englishman mit seinen Ränken zu bestricken und nach Kräften auszubeuten, welche Künste er brauchte, um die ohnehin verrätherischen Begleiter desselben auf seine Seite zu ziehen und ihn selbst, wo nicht in Bochara durch den König, doch auf der Heimreise in der turkomanischen Wüste durch gedungene Mörder umzubringen und das aufgedrungene Darlehen wieder schnell zu erhaschen, wie Dr. Wolf aber durch Geschicklichkeit und Zufall allen diesen Nachstellungen glücklich entronnen, und wider Jedermanns Vermuthen heil zu seinem Beschützer, dem persischen Vicekönig nach Mesched in Chorasan zurückgekommen ist, muß des anziehenden und belehrenden Inhalts ungeachtet übergangen werden. In Bochara selbst äußerte das Volk seine Theilnahme an der unverhofften Freilassung des „guten Englishman" ungescheut, und sein Entkommen aus der Gewalt des Hofes ward laut „eine zweite Geburt" genannt. Wie wird sich dein Weib freuen daß du wiederkommst, rief mit Gefühl eine alte Bocharesin dem abreisenden Doctor zu. Nicht bloß gemeines Volk, auch Mollah und Derwische waren dem ungläubigen Fremdling hold, und neben den Schändlichkeiten Abdul Samed Chans und seiner Gleichgesinnten tauchten Worte und Empfindungen auf, die der menschlichen Natur wahrhaft Ehre machen und selbst Misanthropensinn erheitern könnten. Wir sagen dieses absichtlich, damit der Leser nicht etwa meine, wir sähen überall nur Verderbliches, hätten allen Glauben an das Bessere im Menschen aufgegeben, und besonders die Gewaltübung im ganzen Belang für corrupt und unverbesserlich schlecht

erklärt. Doch wie leicht macht man den Mächtigen Tugend und Gerechtigkeit! Die Menschen verwundern sich schon und rühmen es mit lauter Anerkennung als das größte Verdienst, wenn die Gewalt nicht alles Böse thut, wozu sie die Kraft besitzt. Das eben ist die Ironie unseres Geschicks, daß selbst der Schlechte seine guten Augenblicke hat und umgekehrt, damit wir ja weder die Tugend noch das Laster in der Vollendung sehen und im Urtheile ewig schwanken sollen.

Dr. Henne: Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage.

(1847.)

In der Schweiz ist es nicht überall räthlich Chronolog zu sein, und selbst in der Arithmetik eigenen Gedanken folgend den helvetischen Schlendrian zu verlassen, wage keiner, wenn er nicht eine Existenz daran zu setzen hat. In der undankbaren Arbeit, die Zeitrechnung der alten Welt, die ägyptische, die biblische, die babylonisch-assyrische und die atlantisch-europäische in Harmonie zu bringen und als identisch darzustellen, und auf diesem Wege für die „Origines“ der menschlichen Dinge einen bisher nicht gekannten Grad von Licht und Sicherheit zu gewinnen, hat Hr. Dr. Henne mehr als zwanzig Jahre seines Lebens aufgezehrt. Und wie er vor etwa sieben Jahren mit den ersten Proben seiner Forschung vor dem Publicum erschien, erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er verdient und erwartet hatte. Zum Lohn für sein Bestreben ward der Verfasser durch unwissende Kritiker, die seine Arbeit nicht verstanden, im Auslande geschmäht, zu Hause aber von der regierenden Partei aus Andacht abgesetzt und ausgetrieben. Unter dem Vorwand, seine Chronologie widerspreche der Bibel, „während sie umgekehrt die biblische in ihr Licht stellt,“ hat man einem Mann von ehrenfestem Charakter und von unbestreitbarer Gelehrsamkeit in einer Schweizerrepublik Brod und Vaterland, und mit einem unvergeßlichen Wirkungskreis

gleichsam die Wurzel seines Lebens zugleich entzogen und abgeschnitten. Wo soll der freie Gedanke eine Zuflucht finden, wenn er selbst in Republiken verfolgt und mit Acht und Bann geschlagen wird? Sollen Schmeichler und Sykophanten überall Recht behalten, und hätte am Ende Claudian, der Hofpoet, allein den wahren Sitz der Freiheit angedeutet:

> fallitur egregio quisquis sub principe credit
> servitium; nunquam libertas gratior exstat
> quam sub rege pio . . . ?

Glaube ja Niemand, die auswärtige Kritik habe in Henne's Lehre Irrthümer aufgedeckt, oder wirkliche Gefahr für Orthodoxie habe daheim den Arm des populären Regiments mit dem Interdict bewaffnet! Nicht dem Gefährlichen und dem Irrenden hat es gegolten — Druck und Gewalt ist ja kein Argument; man hat im Verfasser den selbständigen Mann geschlagen und den freien wissenschaftlich schöpferischen Gedanken unterdrückt. Wann hätten etwa freie Bewegung und schöpferisches Vorwärtsgehen auf dem Gebiete des Könnens und der Wissenschaft nicht den Zorn geistiger Ohnmacht, schaler Mittelmäßigkeit und eifersüchtiger Gewalt entflammt? Neid und Mißgunst der Gelehrten, die selber nichts vermögen und aus der Wissenschaft eine Hetäre machen, sind ja weltbekannt. Und wenn sich Hr. Henne, „Christ und Republikaner," wie er selber sagt, und auch kein Stubengelehrter, sondern ein in und mit dem Volke erzogener Mann, Seitens der gottesfürchtigen Parteimänner seiner Republik eines Bessern versah, als ihm begegnet ist, so hätte ihm seine Menschenkenntniß einen bösen Streich gespielt. Alle irdische Gewalt hat den Instinct angenehm und populär zu sein, was man ihr nicht übel nehmen kann. Am meisten aber drängt es die herrschende Partei in demokratischen Staaten, wo das Volk Gebieter ist, für Sicherstellung ihrer Herrschaft, ihrer Vortheile und ihrer

Macht Beifall und Gunst des großen Haufens zu erbuhlen. Des Beifalls aber und der Gunst des großen Haufens ist jede Regierung gewiß, wenn sie das Hervorragende im Volke knickt, das Bessere verfolgt, das Mittelmäßige emporhebt und das Kräftigere unten stellt. Oder soll man erst lange im Thukydides herumblättern, um das „Volk" zu kennen und um zu lernen, daß die Menge von den Bestrebungen und Thaten der Menschen gemeiniglich nur dasjenige glaubt, bewundert und respectirt, was sie selber fassen und allenfalls auch leisten kann, das Ueberwiegende und Ungewöhnliche aber gern verwirft, verachtet und niederdrückt?

Wer immer unter den Gelehrten eitlen Dingen fröhnt, nach Geltung und äußeren Würden strebt und fette Bissen liebt — wie es bei Leuten dieser Ordnung häufig ist — der sehe wohl zu und bedenke fleißig, bevor ihm noch das Wort aus der freien Brust entquillt. Eben weil wir die Menschen mit Nachsicht beurtheilen, weil wir nicht ein und dasselbe Maß stoischer Enthaltsamkeit für alle geben, und überhaupt Jedermann gern mit Rath nützlich sind, wollen wir angehenden Literaten in ihrer Bewerbung freundlich beistehen und den Unerfahrenen verständlich auslegen, was sie thun und lassen sollen, um ihren weltlichen Appetit zu stillen. Zum Glück ist die Lehre kurz und die Praxis leicht.

Was die Dinge an und für sich sind, brauchst du nicht zu wissen; spare deine Mühe und forsche nur gewandt und klug, was die Gewalt über den Gegenstand selber denkt und von andern gerne hört. Irrthum oder Wahrheit ist gleich, wenn du nur das „Rechte" triffst. Hast du das „Rechte" gründlich erfaßt und dazu die Mimik eingelernt, recitire es mit Geräusch, wie die Hetäre in den Sprüchen Salomons, an gutem Ort, oder schreie, wenn du es gar kräftig machen willst, wie der unverschämte Gerber des

Aristophanes, im „rechten" Augenblick, d. i. wenn die Gewalt unten vorübergeht, mit rasender Gebärde dein Thema vom Dach herab, und man gibt dir, was du willst. Wer diese Kunstgriffe nicht versteht oder ihre Praktik nicht für nöthig hält und überhaupt die Dinge gern beim Namen nennt, der klage nicht, wenn das launige Glück vorübetzieht und er unbemerkt im Hintergrunde bleibt. Freie Rede und dennoch Gunst wird nicht oft gewährt.

Welcher Dämon treibt euch aber auch in die noch unbekannten, rauhen, undurchforschten Labyrinthe der Wissenschaft? Man will keine Eroberung im Gebiete des Unerforschten, und neue Gedanken vermehren nur die Last. Statt Manethons Pharaonenreiche chronologisch zu berechnen, statt den verborgenen Sinn der Denkmäler in Memphis und Luxor fürwitzig auszulegen und die Ursprünge humaner Bildung um Jahrtausende über die vulgäre Vorstellung hinaufzurücken, bleibt lieber auf alltäglichem, von Jedermann gekanntem, breitgetretenem Pfade, und lasset, wenn ihr wollt, hundertmal Gesagtes zum hunderteintenmale in die Presse gehen. Ihr werdet sehen, eigene Gedankenleerheit und fremder Fleiß als „Besonderes eurer Wanderungen und Ansichten" dem Publicum mitgetheilt, fördert euch weiter in Ehre, Preis und Profit, als wenn ihr mit dem wackern Henne, festem Argumente folgend, antediluvianische Welten entdeckt und das „Bewußtsein nordischer Nationalität" als fruchtbaren Keim des Wissens in die geschichtlichen Studien legt. Wie in Amerika ein unwiderstehlicher Hang, Wildes zu zähmen und rauhen Boden aufzubrechen, die „Pioniere" und „Hinterwäldler" aus heimisch urbarem Lande, aus Blumenteppich und wallendem Kornfeld, ruhelos ins Unbebaute westwärts treibt, so gibt es in Europa eine Gattung Gelehrte, welche Leichtes, Gemeines und Bequemes in der Wissenschaft verachten und sich in lästiger Rührigkeit das

rauhe Gebiet des Unerforschten, die Dunkelheit der ersten Anfänge und der Ignoranz zum Tummelplatz erkiesen.

Der Mensch hat keine Ruhe, bis er den „Anfang" kennt. Wissen, nicht Glauben will der Sterbliche, und triebe es ihn wie den Sohn der Clymene bis zum Goldpalast der Sonne empor. Wie um Platons „Tugend", ist es gewiß auch um Wahrheit und Wissenschaft ein schönes Ding, da sie des herben Beigeschmackes ungeachtet dennoch Verehrer finden. Diesen uneigennützigen und festen Charakteren, nicht der hohlen Selbstsucht und den nervenlosen Schmeichlern hat man es zu verdanken, wenn Ernst und mannhafter Sinn in der Literatur des Occidents noch nicht überall erloschen sind. In die Zahl dieser achtbaren Männer von „uneigennützigem und festem Charakter" rechnen wir den Verfasser der Eingangs genannten Schrift, und bringen seinen Versuch, in den Ursprüngen menschlicher Dinge einen Schritt vorwärts zu thun, um so lieber und mit um so freundlicherem Vorwort zur Kenntniß des deutschen Publicums, als wir uns nicht entsinnen, daß über dieses umfangreiche und gewissenhafte Unternehmen irgendwo in einem deutschen Blatt eine kritische Anzeige, ein Lob oder ein Tadel zu lesen wäre.

Von dem ganzen Werke liegt bis jetzt nur der erste Band in zwei Abtheilungen vor uns; aber schon die Hälfte dieser Gabe genügt den Geist der folgenden zu errathen, und vorerst ein kurzes Wort, wo nicht der Anpreisung, so doch der Analyse hervorzurufen. Wenn das erste Buch die Vorgeschichte bis zum Perserzug des Darius wider Europa (513 v. Chr.) gibt, und das zweite die beglaubigte Hellenengeschichte bis zur letzten gemeinsamen Tagsatzung des achäischen Bundes (217 v. Chr.), d. i. bis zum Auftauchen der römischen Weltmacht führt, so erregte diese Oekonomie und verhältnißmäßige Kürze schon ein günstiges

Vorurtheil für den Verfasser, weil er Käufer und Leser nicht durch massenhafte Compilation erdrücken will.

Aber sehen Sie nur wie methodisch, wie behutsam und klug wir sind. Die ganze zweite Abtheilung, das Buch mit der Hellenengeschichte und mit dem Congreß zu Naupaktos lassen wir unberührt. Ueber die Hellenen hat man ja schon andern Ortes so viel, so lange und so „profitabel" gekramt und verhandelt, daß man diesen Artikel füglich einmal schweigend übergehen kann. Selbst in der ersten Abtheilung können wir uns allbekannter und so oft besprochener Dinge, z. B. der Perser und der zwischen Hellespont und Indus von diesem Volk aufgezehrten Staaten und Nationalitäten, noch einmal kritisch zu gedenken, nicht entschließen. Iran wäre freilich ein schönes Thema für lange Reden über Kambyses und die Aethiopen, über Pehlvi und die Keilschriften und ihre geniale Auslegung, über Rawlinson und Müller; aber es sei auf andere Zeiten aufgespart, damit wir auch hier vorerst für das Publicum nur dasjenige bezeichnen und hervorheben, was dem Verfasser eigenthümlich anzugehören scheint. Von Eigenthümlichkeit der Forschung und von etwas „Besonderm der Ansicht" redet zwar mancher Gelehrte, wie man weiß, wenige aber können sich dessen mit so viel Wahrheit rühmen, wie Hr. Dr. Henne in seiner Vorgeschichte oder Mythenzeit. Das Ungefügige und Helvetische, wie es sich im Styl des gelehrten Verfassers stellenweise zeigt, hat uns nicht abgehalten, die fünf Zeiträume der „Vorgeschichte" d. i. das erste Buch mit den angehängten höchst wichtigen Sprach-, Schrift- und Zeittabellen gewissenhaft durchzusehen, das Bedeutendste anzustreichen und auszuziehen, wie es bei jeder Kritik üblich ist, wenn sie ein wissenschaftliches Product mit Ernst und Gerechtigkeit besprechen will. Eine Arbeit von solchem Belang — die Frucht zwanzigjährigen Denkens und Forschens — gestern in die Hand zu nehmen und

heute zu beurtheilen, hätten wir aus Achtung für den Verfasser wie für das Publicum nicht gewagt.

Um aber den Leser durch Sachfülle nicht vorweg zu ermüden und von weiterm Einsehen abzuschrecken, wollen wir diesmal nur die Hauptthesen der Henne'schen „Ursprünge" in einfachem Bericht ohne viel Lob und Tadel zum Vorschein bringen, um vielleicht in einem spätern Artikel eines und das andere kritischer auszutragen. Ein Mittel gegen die Kartoffelfäule und gegen die wöchentlich gesteigerten Schrannenpreise wäre für den Augenblick den Deutschen vermuthlich angenehmer und wichtiger, als die Kunde: Pharao Suphis I. habe die große Pyramide schon um 5884 Jahre vor Christus, also lange vor der Fluth erbaut, und der mosaische Adam unserer Bibel treffe genau mit dem Beginn der zwölften Nil-Dynastie in Manetho's zweitem Buche zusammen.

Als praktische Leute wollen die Deutschen vorerst für Nahrung sorgen und die Berichte der Berliner Deputirtenkammer lesen; dann mag man uns etwa sagen, wie im griechischen Munde aus dem ägyptischen Mi Fra Möris und aus Mi Amun Memnon ward, und daß Amenofis III. um die Zeit der großen Fluth (c. 2404 v. Chr.) den alten Palast in Luxor bauen und die in der Feld-Oede des verlassenen Thebens noch heute bewunderten Memnonscolosse meißeln ließ.

Zum Glück gehört der Verfasser nicht in die Classe jener heilig-scharfsichtigen Gelehrten, die nicht bloß wie der Byzantiner Syncellus das Jahr, sondern sogar die Jahreszeit, den Tag und die Stunde wissen, wann der Mensch auf Erden erschienen ist. Wie sich beim einzelnen Menschen, sagt Hr. Henne, die erste Erinnerung überall in Traum, Ahnen und Kindheit verliert, so sind auch die Anfänge aller Völker im Mythus begraben, und über das Morgenroth unseres Geschlechtes ist ebenso

wenig sichere Beobachtung und Aufzeichnung zu uns herabgekommen, als über den Ursprung des bewohnten Globus selbst. Erst mit dem Erwachen des historischen Bewußtseins, d. i. mit dem Lebensproceß des gesitteten, Künste übenden, des „monumentalen", gegen das Geschick ringenden, von Leidenschaften der Herrschsucht bestürmten, von Liebe, Noth, Sehnsucht, Begierde und Schmerz getriebenen Menschen beginnt die Weltgeschichte. Und das „historische Bewußtsein" in diesem Sinn führt Hr. Henne bis in das siebente Jahrtausend vor Christus, d. i. dritthalbtausend Jahre über die mosaische Bibelzeit zurück. Das gäbe nun mit Hinzurechnung der christlichen Aera eine gegen neuntausend Jahre alte, auf Baudenkmäler und schriftliche Nachrichten gestützte Historie der civilisirten Welt.

Wer den menschlichen Gedanken gottselig „krystallisiren" und alles Wissen dem unerbittlichen Tribunale kirchlichen Glaubens unterwerfen will, muß freilich Henne's Austreibung und Ruin als einen Act obrigkeitlicher Frömmigkeit begrüßen. Der Mensch, die Sünde, das Wissen und die Noth, sagen sie, haben etwa viertausend Jahre vor Christus begonnen und werden ihrerseits gereinigt und vollendet sein, sobald der Apostolische Moniteur von S** Ph** und J** als Reichscodex des Erdbodens zur Geltung kommt. Verwirrend und ärgerlich müßte man es freilich nennen, wenn schon die große Pyramide nahe an zweitausend Jahre älter, als unser Adam wäre. Wer aber die Tempelfresken in Aegyptisch-Theben sieht und die Wandbilder zu Karnak mit dem jüdischen Tabernakelwesen zusammenstellt, dem kommen viele lehrreiche und viele nützliche Gedanken. Aegypten mit seinen ewigen Monumenten, mit seinen Inschriften und mit Manethons Pharaonenbuch erschien uns von jeher als gefährlichster Gegner, nicht etwa der wahren Demuth und der Gottesfurcht, wohl aber jenes Levitenregiments, das bekanntlich mit der wahren Religion nichts zu

schaffen hat. Wahrhaft, denkt irgendwo ein frommer Inquisitions-patron, Platens orthodoxer Pedant hat Recht, wenn er im Unmuth über den endlosen Fortschritt seinen andächtigen Wunsch verräth:

Für einen einzigen Tag allein
Möcht' ich auch einmal der Teufel sein!
In dem wärmsten und größten Ofen
Müßten mir braten die Philosophen:
Sie werden von Tag zu Tage dreister,
Und bestricken die frömmsten Geister;
Nur ihres Dünkels sind sie beflissen,
Und wollen nichts von ...rs Dogmatik wissen.

Das Unglück wäre noch viel größer, hätte uns das Alterthum von dem Pharaonenbuche des sebennytischen Priesters Manethon ein vollständiges Exemplar und nicht bloß ärmliche Bruchstücke und verworrene Excerpten überliefert. Die Hieroglyphen-Erklärer und Entdecker, von Champollion angefangen bis Lepsius herab, wollen wir dem Schicksal und ihrer eigenen Kraft überlassen und, soviel wir vermögen, nur den irrig beurtheilten Verfasser vor dem Zorn der Gerechten sicher stellen. Nichts ist aber auch trauriger und mit Recht verhaßter als der Vorwurf: man verletze das religiöse Gefühl der Menge und mache feindliche Angriffe auf ein Buch, das vom Anbeginn als einziger Trost und als letzte Stütze seelenbedrängter Menschheit galt. In den Händen der Scheinheiligkeit und der künstlichen Andacht war dieser Vorwurf immer die wirksamste und gefährlichste Waffe, deren Wucht auch der „Christ und Republikaner“ Henne in seinem eigenen Lande fühlen mußte. Wie Cuvier in der vergleichenden Anatomie aus etlichen zerstreuten Knochen die schönsten Thierskelette zusammenstellte, hat auch Hr. Henne aus den ärmlichen Bruchstücken und verworrenen Excerpten des Manethon'schen Werkes einen chronologischen Bau gezimmert, mit welchem er die

Bibel nicht demoliren, wie die Heuchler sagen, sondern erklären und stützen will. Manethon, Oberpriester von Heliopolis und aller ägyptischen Weisheit kundig, hat sein Werk aus den unvergänglichen Steindenkmalen seines Landes gleichsam abgeschrieben und in drei Büchern dreihundertfünfundsiebzig Pharaonen oder Großmonarchen des Nilstaates in successiver Ordnung aufgestellt. Von diesen dreihundertfünfundsiebzig Pharaonen kommen nach Henne's Angabe auf das erste Buch hundertzweiundneunzig mit einer Regierungszeit von 2350 Jahren, auf das zweite sechsundneunzig mit 2121 Herrscherjahren, auf das dritte aber siebenundachtzig Pharaonen in 1646 Jahren — zusammen dreihundertfünfundsiebzig Pharaonen in 6117 Jahren urkundlich aufgezählt. Manethon selbst schrieb um 350 v. Chr.; und diese Zahl der vorigen beigezählt, gibt, wenn des Verfassers Calcul in allen Puncten richtig ist, die Summe von 6467 Jahren vor der christlichen Zeitrechnung als beglaubigten Anfang der großen, schon durch Monumente colossaler Natur und einen Kraftcomplex fabelhaften Umfangs verherrlichten ägyptischen Monarchie. Wie viel Zeit es forderte, bis eine staatliche Erscheinung dieser Art möglich war und sich gestalten konnte, ist eine Frage, die natürlich weit jenseits aller Erkenntnißquellen in die ungezählten und denkmallosen Aeonen der Dunkelheit hinüberstreift.

Von den dreißig Dynastien, in welche man die Pharaonenreiche Aegyptens theilt, fällt die zwölfte Dynastie und der Anfang des zweiten Buches der Priesterchronik, wie Julius Africanus und Eusebius besagen, auf das Jahr 4117 v. Christus, d. i. genau auf den Zeitpunct zurück, in welchem nach der christlich-orientalischen Ueberlieferung „die Trinität Sonntags früh am fünfundzwanzigsten März die Welt und am dreißigsten desselben Monats unsern gemeinschaftlichen Stammvater Adam schuf.“ Scherz wäre hier nicht am rechten Ort, und daß nach

der heute in Europa gültigen Bibelberechnung der „erste Mensch (4132 oder 4032 v. Chr.) ein Zeitgenosse des Pharao Sesonchosis, Sohn und Nachfolger des Amenemes wäre, ist ebenso unbestritten, als die später am hebräischen Text absichtlich und planmäßig vorgenommene Abkürzung der altjüdischen Zeitrechnung für die Jahre vor der Fluth nicht mehr geleugnet wird. Man wollte das Volk Gottes nicht bloß kirchendienstlich und dogmatisch, man wollte es auch, wie die Forscher sagen, chronologisch von den Heiden trennen, und ob diese Praxis durch Moses selbst oder durch eine spätere Redaction des Pentateuchs zu Stande kam, gehört nicht hieher. Man weiß ja, was Tertullian und St. Hieronymus in dieser Sache dachten. Vor dieser willkürlichen Textänderung, sagt der Verfasser, stellte auch die jüdische Zeitrechnung den Erzvater Adam auf 6468 Jahre vor der christlichen Aera, d. i. auf den monumentalen Anfang der ägyptischen Monarchie zurück. Die Fluth, diesen festen Anhaltspunct der alten Welt, setzt der Jude Flavius Josephus auf das Jahr 2376 vor unserer Aera. Von der Fluth rückwärts zur Schöpfung rechnet er 2156 Jahre. Zählt man diese letztgenannte Epoche doppelt, d. i. 2156 + 2156, so kommen mit der nachsündfluthlichen Zeit 6688 Jahre heraus. Nimmt nun Hr. Henne die 230 Lebensjahre Adams vor der Geburt des Seth klug und scharfsinnig von dieser Summe hinweg, so bleiben ihm 6458 Jahre und Adam und Menes, d. i. Bibel und Manethons Buch treffen chronologisch, wie geschichtlich soviel als auf Einen Punct zusammen. Und in solcher Weise hätten wir statt Unsicherheit und Widerspruch — freilich auf Kosten des goldenen Weltalters und der lieblichsten Idylle unserer Jugend — in einer hart bestrittenen Sache Klarheit, Licht und Harmonie.

Frommen Lesern glauben wir mit dieser theologischen Arith-

metik Freude zu machen, weltlich gesinnten aber nicht lästig zu sein. Statt Freund und schuldloser Genosse Gottes, wie ihn unsere Ideale malen, ist Henne's Adam soviel als die weiße Menschenrace, die vom nordwestlichen Urlande gegen Osten wandernd auf ihrem Pflanzungs- und Eroberungszuge im armenischen Gebirge zuerst dem Griffel der Geschichte entgegenkam.

Um den Leser mitten in die Ideen des Verfassers hineinzuwerfen, sagen wir lieber gleich jetzt, daß Hr. Henne jeder Race und Hautfarbe eine exclusive Heimat zuerkennt und Europa für den Ursitz der weißfarbigen Menschen (der Japetiden) hält, Asien der gelben und Afrika der schwarzen überläßt. Alle weißen Völker zwischen Archipelagus und Indus, meint er, seien siegreich aus Europa gekommen, und diese Wanderung der Weißen sei das große weltumfassende Thema antediluvianischer Geschichte, deren Faden die Genesis in Armenien erst erfasse, und ostwärts gegen Indien, südwärts aber gegen Babel lenke. Die Thesis widerstrebt zwar allen herkömmlichen Vorstellungen und überlieferten Begriffen, wird aber mit entschiedenem Talent und mit schwer zu beseitigenden Argumenten unterstützt. Die Frage, ob Hr. Henne nicht besser thäte, dem Gebirgslande von den Indusquellen bis zum Kaukasus auch einigen Antheil an der Wiege der weißen Race zu gönnen, soll hier seinem Europa-Enthusiasmus nicht entgegentreten. Was wollt ihr mit eurem Kaukasus? würde der Verfasser sagen, hießen in der Urzeit nicht auch die europäischen Alpen Kaukasus; und sind folglich nicht alle Mythen dieses Gebirges auf Europa und seinen Alpenstock bezüglich? Die sarmatische Tiefebene, wie die Sahara in Afrika, denkt sich Hr. Henne natürlich noch als Meer, so daß sein Hocheuropa gleichsam als westliche Insel, als die Atlantis der ägyptischen Priester „Libyen gegenüber“ gelten kann. Die Länder um den großen Alpenstock, vor allem sein Helvetien, der Ober-

rhein, Tirol und das Blachfeld am Danubius spielen im System des Verfassers eine große, wesentliche und selbst von den Andächtigen an der Treisam und an der Eisak kaum erträumte Rolle. Religion, Götter, Gottesdienst, Kunst, Architektur, Schrift, Mythus, Sitte, und alles was menschlich, gut und edel ist, sei von diesem Hocheuropa in die Landschaften der Gelben und Schwarzen unterjochend und siegreich vorgedrungen. Bis Taprobane und Java auf der einen und bis nach Aegypten auf der andern Seite verfolgt Hr. Henne oft mit überraschendem Geschick Strömung, Herrschaft und Pflanzung der weißen Europakinder.

Das fortlebende Andenken an diese „nordische Nationalität" weist Hr. Henne besonders in dem griechischen Mythus nach. Die Sicherheit, mit welcher Hr. Henne argumentirt, ist zuweilen bewundernswerth, und von den vielen neuen Ideen, die er in die Urgeschichte bringt, wird der Bestand einer großen ägyptischen Weltmonarchie zwischen Indus und Alpen unter den Herrschern der achtzehnten und neunzehnten Pharaonendynastie im dritten Jahrtausend vor Christus vielleicht am schwersten zu beseitigen sein. Die Bibelpatriarchen sind dem Verfasser Japetiden und Herrscher in Asien und am Nil; die Hyksos aber, die Nefelim der Genesis, eine große von Europa ausgehende Bewegung, welche unter der fünfzehnten Dynastie (seit 3235 v. Chr.) Aegypten erreichte, das Land eroberte, Städte und Tempel verbrannte und nach fünfhundertjähriger Herrschaft durch Pharao Amoses, Gründer der achtzehnten Dynastie (2535 v. Chr.) endlich vertrieben ward. Die Epoche des großen Eroberers Sesostris (Sethosis II. oder Rameses III.) wird gegen Champollions Irrthum auf das Jahr 2205 v. Chr. festgestellt, und dabei mit Recht auf die prachtvollen Fresken hingewiesen, welche Palast und Grab dieses großen Königs in Aegyptisch-Theben schmücken. Die Dynastien, welche in den unvergleich-

lichen Riesenhallen zu Luxor und Karnak durch die bemalten Säle schritten, vollbrachten in der That folgewichtigeres und größeres, als alle späteren punischen und dreißigjährigen Kriege; sie verwandelten und bildeten die Welt im großen Styl. Müßten wir in Henne's Buch jene Partie bezeichnen, in welcher sich Schärfe und Tragweite geschichtlicher Combinations- und Auslegungskunst entstellter Sagen aufs glänzendste und stichhaltigste erprobten, so wären es unserm Geschmacke nach die dreizehn Paragraphen des dritten Zeitraumes mit der Ueberschrift: Die Zeiten von Sesostris und Semiramis.

Doppelt wohlthätig und beruhigend wirkt das Licht und die schaffende Ordnung dieser Paragraphen auf Leser, die nicht bloß vorübergehende Blicke auf die Wunderbauten der Pharaonen warfen, sondern viel und lange in den Felsentempeln und Freskenhallen von Ibsambol und Medinet-Habu herumgewandert, aber doch mit schwerem Herzen und unzufriedenem Gemüthe aus dieser Kunstwelt weggezogen sind, weil sie die großartige Bilderchronik jener Ruinen wohl anstaunen, aber in ihrem Zusammenhange mit den wechselvollen Scenen der menschlichen Geschicke nicht begreifen und erklären konnten. Uns hat der Verfasser vollkommen überzeugt, daß Semiramis und Babel im Ursprung ägyptisch sind, und daß eine weltherrschende Nilmacht mit eigenthümlicher Cultur und Kunst den Euphratstaaten, die bisher als Anfang der geschichtlichen Kunde galten, voraus gegangen ist. Wenn sich, wie wir nicht zweifeln, durch fortschreitende Entwicklung der hieroglyphischen Studien und der ägyptischen Alterthumskunde die neue Idee noch weiter befestigt und dem Bereiche legitimer Kritik entzieht, hat der Verfasser für seinen Ruhm genug gethan. Er mag dann im Verlauf der Arbeit Schwächeres mit frischem Argumente unterstützen, ganz Unhaltbares aber ohne Bedenken und ohne Erröthen fallen lassen;

denn wer solche Wege geht, ist am wenigsten von Irrthum und Uebereilung frei. Aber ein Mann von der Gesinnungstüchtigkeit, vom Talent und von der Gelehrsamkeit des Verfassers bedarf zuerst der Anerkennung, der freundlichen Beihülfe und vor allem der Gerechtigkeit. Hat man dieser Pflicht genug gethan, dann nähere sich einer, wenn er es vermag, mit verständiger Einrede und mit gewissenhafter Kritik.

Wir selbst haben vorläufig nur das erstere versucht, und den Verfasser mit seinem in mehr als einem Punct bedenklichen Thema dem gelehrten Publicum leise in Erinnerung gebracht und gleichsam anempfohlen. Das Beginnen ist so weit aussehend und die Zeit, fürchten wir, für Untersuchungen dieser Art so ungünstig, daß man die Sache auch bei dem entschiedensten Werth nur mit großer Behutsamkeit berühren kann. Bunsens „Proletarier" und die Scenen von Büzençais, die neuesten Spreereden und das „Fatum von Byzanz" liegen uns viel näher und berühren uns weit wärmer, als die Säcularisation der Patriarchen der Genesis oder die Identität des Sesostris und der Semiramis. Es ist bei uns noch „intra muros" allerlei zu thun. Zuerst muß man die Sache mit dem Vibius Egnatius noch vollends in Ordnung bringen; dann wäre vielleicht auch hie und da ein literarischer Falschmünzer und fraudulenter Traffikant höflichst anzustreifen, damit sich die Leute vor Hinterlist und Schaden hüten. Auf das Nothwendige folge sodann der Ueberfluß und, wenn man will, ein prüfender Blick auf die Urwanderung der weißen Menschen aus Hocheuropa in den Orient und auf die zu Moses' Zeit erfolgte Auflösung der Riesenmonarchie am Nil, wie sie der Verfasser in kühnem Schwung alter Exegese angedeutet hat.

Indessen haben wir von den gedankenreichen Sätzen des ersten Buches schon jetzt eine sehr gute Meinung, würden aber eine noch bessere haben, wäre mit dem Talent und mit der

Forschungsgabe des Verfassers zuweilen auch etwas mehr Correctheit der Wortfügung und Grazie des Styls im Bunde. Ausdrücke, wie „langangedauerter Krieg", mögen im Lande des Verfassers üblich sein; wir zweifeln aber, daß die gute Schreibart der deutschen Büchersprache diese ganz türkische Redewendung ertragen könne. Hier ist es zwar kein wesentlicher Mangel, aber doch wird der Reformator unserer Meinungen allzeit lieber angehört, wenn er selbst in straffen Dingen die Gedanken geschmackvoll einzukleiden und zierlich darzustellen weiß. Wir machen diese Bemerkung ohne Härte und in der freundlichsten Absicht, weil strenge Gegner, die einer solchen Sache niemals fehlen, kleiner Mängel wegen oft das Ganze und das Wesentliche verdächtig machen. Wir sagen es dem Verfasser vorher, seine Lehre über verfälschte Bibelzeitrechnung, über ursprüngliche Einheit ägyptischer und altjüdischer Zählweise, über das Sternbild des unter den Fuß des Herakles gelegten Drachenkopfes, über die vergleichende Zusammenstellung der Patriarchen und Pharaonen von Adam-Menes bis Abraham herab, wird mit hundert andern Sätzen, die unsere angeerbten Vorstellungen befehden, Zorn und Widerspruch genug erregen und jedenfalls nur langsam Proselyten machen. Trägheit, Angewöhnung, Eitelkeit, Verstandesschwäche und andächtige Malice sind Gegner, die man weniger leicht besiegt, als die Schöpfer neuer Gedanken gerne glauben möchten.

Joh. Bapt. Haggenmüller: Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten.

(1847.)

Den Gesichtspunct, von welchem die Bearbeitung dieser gründlichen historischen Schrift ausgeht, und den auch der Leser und Beurtheiler nicht vergessen darf, hat der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bande klar genug angedeutet. Große Nationen, meint er, haben das Eigenthümliche, daß sich die Schicksale, welche die Gesammtheit erlebt hat, und die Merkmale, die ihre Nationalität bezeichnen, auch in den einzelnen Gliedern, aller Zerstückelung ungeachtet, in unaustilgbarem Gepräge wiederspiegeln. Deswegen werde auch mit Recht behauptet, daß genauere Würdigung und volles Verständniß des Ganzen ohne sorgliche Erforschung der Theile nicht zu erlangen sei. Geleitet von der Ueberzeugung, daß der Sinn für nationale Einheit und Erhebung des deutschen Volkes wesentlich befördert werde, wenn alle Zweige und Stände desselben unter Hinweisung auf die ganze Nation, mit der sie ein gemeinsames Band verknüpft, ihre Schicksale und Eigenthümlichkeiten kennen lernen, hat der Verfasser die Geschichte seines Geburtslandes, der kleinen, stillen, weiland geistlich regierten und zur Zeit der Säcularisation kaum von vierzigtausend Menschen bewohnten Alpenlandschaft „Kempten" zu schreiben unternommen. Für ehrgeiziges Prunkgerede, für schwere

Phrasen und für Auseinanderfaltung großartiger Weltansichten ist in einer so bescheidenen und scheinbar glanzlosen Unternehmung freilich nicht viel Gelegenheit.

Die rauhen helvetischen Kuhhirten haben sich durch Freiheitsliebe und Kriegsruhm einen unsterblichen Namen in der Welt gemacht, und mancher kleine deutsche Staat ist durch glanzvolle Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu einer Bedeutung gekommen, die man materiellen, bloß physisch übermächtigen Kräften hartnäckig und überall versagt. Weder im Krieg, noch in Kunst und Wissenschaft ist aber die oberschwäbische Grafschaft Kempten je über das gemeine deutsche Maß hinausgebrochen, und gäbe äußerer Glanz allein das Recht, in Büchern verhandelt und gepriesen zu sein, so wäre in der That nicht einzusehen, wie der Verfasser seinen Gegenstand über das enge Local-Interesse erheben und mit der großen innern Bewegung, die jetzt das deutsche Volk als Gesammtnation ergriffen hat, in Einklang bringen könnte. Wer wüßte denn aber nicht, daß wenn ein noch so kleiner Staat in Sitte, Gesetzgebung, Einrichtung und Verwaltung des bürgerlichen Lebens besondere Weisheit mit klugem und verständigem Sinn verräth, dieser kleine Staat unsere Beachtung vielleicht vor einem gewaltigeren verdient, aus dessen Jahrbüchern man wohl allerlei über die Kunst der Zerstörung lernen, über Lösung der höchsten gesellschaftlichen Fragen, über Mehrung öffentlicher Glückseligkeit im Allgemeinen und über Erleichterung des Nebeneinanderseins vernünftig freier Wesen insbesondere so viel als nichts erfahren kann. Diese Seite ist es aber, die der Verfasser mit ebenso viel Tact als Erfolg aus seinem Thema herausgehoben und gezeichnet hat.

Manchen Freund deutscher Sitte und deutschen Rechtes wird die Kunde überraschen, wie das öffentliche und mündliche Rechtsverfahren vor Geschworenen in Stadt und Land seit den ältesten

Zeiten sich im kleinen Kemptener Staat erhalten, wie der Verstand dieses suevischen Volksstammes die schwierigen Fragen über Erhebungsart und Bewilligungsrecht der Steuern, über allgemeine Wehrverfassung, Ablösung der Frohnen, Güterarrondirung und Armenwesen mit Beseitigung des Grundsatzes „alles für das Volk, nichts durch das Volk“ weniger glücklichen oder weniger verständigen deutschen Stämmen zum Exempel praktisch gelöst und durchgefochten hat. Und was in dieser kleinen, durch adelige Benedictiner regierten Grafschaft Oberschwabens gethan und geleistet wurde, sollte das in andern deutschen Staaten, ja im ganzen Umfang der germanischen Lande weniger leicht zu erzielen sein? Auf Theoretiker und Schulleute hält der Verfasser in solchen Dingen nicht viel und möchte, wie es scheint, vom unbeirrten, gesunden und kräftigen Sinn des deutschen „Volkes“ weit leichter, als von philosophischen Staatskünstlern und Ideologen die Wiederherstellung vaterländischer Einheit, Macht und Größe hoffen. Daß eine Nation ohne breite und feste Grundlage politischer und kirchlicher Einheit unmöglich nach innen kräftig und nach außen mächtig werden könne, weiß und fühlt man in Deutschland mit jedem Jahre dringender. Aber wie soll man das Uebel bekämpfen? Welche Heilmittel auf den Schaden legen, wenn er sich durch vielhundertjährige Praxis gleichsam in das Mark des Landes eingefressen hat und überdies durch Unverstand und Leidenschaft der Adepten regelmäßig genährt und erweitert wird? Den beiden allbekannten und in öffentlichen Verhandlungen fast täglich bejammerten Grundquellen unserer Schwäche und unsers Verfalles, — der Auflösung nationaler Einheit und dem religiösen Zwiespalt, — fügt Hr. Haggenmüller noch die Unterdrückung des freien Bauernstandes als dritte, seltener genannte und vielleicht noch nicht von allen Besprechern vaterländischer Angelegenheiten nach Verdienst gewürdigte Hauptursache

deutscher Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit hinzu. „Eine freie Bauerschaft auf freiem Boden, sagt der Verfasser, sei nach dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes die kräftigste Unterlage, aus welcher politische und kirchliche Einheit allein hervorwachsen und erstarken könne." Das ist der sinnige, inhaltreiche und leitende Gedanke des ganzen Werkes.

> Es mögen Fürsten und Herrn blüh'n oder welken,
> Ein Hauch hat sie gemacht, es macht ein Hauch sie wieder,
> Doch eine kühne Bauerschaft, ihres Landes Stolz,
> Ist einmal sie zerstört, läßt nie mehr sich ersetzen.
>
> Goldsmith's ‚deserted village.'

Statt vertracte Lehrgebäude über „künstliche Ponderirung der Staatsgewalten" aufzudämmen, wie Duvergier de Hauranne und Odilon Barrot, wird den Lenkern unsrer Geschicke der Rath ertheilt, den freien Bauernstand, wo er noch besteht, als Keim des Volkes zu schützen, die zerstreuten Ueberbleibsel aber, die sich aus verhängnißvollen Zeiten noch gerettet haben, überall emsig zu pflegen und durch wohlwollende Anordnung gleichsam neu zu beleben und aufzurichten. Die Medicin, von welcher der Verfasser die endliche Heilung unserer Uebel erwartet, ist zwar eine weitaussehende und ihrer Natur nach äußerst langsame; aber sie ist eine natürliche, eine organische, in ihrer Wirkung unfehlbare und, wie die Dinge in Deutschland heute stehen, vielleicht sogar die einzig mögliche, die uns übrig bleibt. Man hat in Deutschland seit dreißig Jahren mancherlei versucht, jedoch auf diese Auskunft noch nicht überall den gehörigen Accent gelegt. Das einzige alte Volk, welches eine praktische Erbschaft, welches bleibende, in Europa heute noch haftende und unaustilgbare Maximen, das bürgerliche Leben einzurichten und in der Welt mächtig zu sein, hinterlassen hat, sind anerkanntermaßen die Römer. Die Römer waren aber in fünfhundertjähriger Helden-

periode ein derbes, verständiges, mühevolles und ehrsames Bauernvolk selbst in ihren vornehmsten Geschlechtern, und ihre welthistorische Größe, wie ihr bleibender Ruhm bei der Nachwelt, hatten ihre Grundlage im Ackerbau. Im Gefühle dieser Wahrheit sagte deswegen ihr größter Redner und Staatsmann mit vollem Rechte: nihil est agri cultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius*).

Häufig sind, wie man weiß, die weisesten Rathgeber und die tüchtigsten Feldherrn unmittelbar vom Pfluge und aus der Bauernhütte an die Spitze des Senates und der Legionen getreten. Cato meint geradezu, der wahren Philosophie am nächsten stehe der verständige Bauersmann. Freilich von „objectiver Erfassung des reellen Thatbestandes im Naturleben" begriffen diese Bauern Latiums nicht viel; dafür eroberten und behielten sie die Welt, so lange sie selbst frei auf freiem Boden fortbestanden. Damit Rom fallen und das weltherrschende Italien die Beute fremder Ueberzügler werden konnte, mußte zuerst durch einheimische Ungesetzlichkeiten und Verbrechen seine freie und kräftige Bauerschaft zu Grunde gehen. Schul- und Hof-Philosophen sollen ja nicht glauben, wir wollen ihnen das Handwerk gänzlich legen und in Deutschland mit Beseitigung der Stubengelehrten und Recensenten überall nur freie Bauern und decorirte „Baboches" gelten lassen. Auch der Weise ** in ** hätte Unrecht, wenn er unsere Worte so auslegte, als riethen wir ihm Karst und Pflugsterze anzufassen, statt täglich vier Stunden über „objective Erfassung des Thatbestandes" zu disputiren. Wir wissen ganz gut, daß wir nicht in Latium und nicht im Zeitalter des Pyrrhus oder des Samnitenkrieges, sondern im neunzehnten Säculo und in Deutschland leben, und vom „Im-

*) Cic. de Off. I, 42.

perator der Knechtschaft" in unsern theuersten Gütern gefährdet sind.

Seit Jahren schon ward in Correspondenzartikeln, in Vorreden, in kurzen Kritiken und langen Diatriben unablässig und fast stereotyp auf die Wetterwolke hingedeutet, die sich hinter der Weichsel sammelt und langsam gegen Deutschland rückt. Die Sprüche waren aber umsonst gethan; was man immer sagte, Dithyrambe, Spott, Epigramm und Ironie, nichts war stark genug, den Blick des dickohrigen Geschlechts deutscher Wolkentreter nach Osten umzulenken.

„Ist es wahr? wollt ihr wirklich Deutschland polonisiren", fragten sie gutmüthig Hrn. von Nesselrode. „Nein", antwortete als kluger Mann Hr. von Nesselrode und die Sorge ward abgethan. Jetzt endlich, da sie uns von der Seine und sogar von jenseits des Canales warnend herüberrufen und das neueste Ereigniß sein schauerliches

jam proximus ardet
Ucalegon

mit weithin leuchtenden Zügen auf die Palastwand der tafelnden Götter schreibt, taumeln sie auf und merken, daß es auf jener Seite bedenklich wird. Nur diejenigen, die es zuerst und schon längst hätten wissen sollen, leugnen schlaftrunken noch heute die Gefahr. Aber der öffentliche Verstand pocht an den Thüren dieser bequemen Träumer und mahnt mit Ungestüm zur Gegenwehr.

Aber wie soll man wehren? was soll man thun gegen einen standhaften und klugen Feind? Wie das Uebel, so die Medicin! Der Knechtschaft muß man die Freiheit, und der Despoten-Disciplin das unbesiegbare Gefühl heimatlich-freien Herdes entgegenstellen. Unter allen, die etwas sehen, ist es eine ausgemachte Sache, daß, wie einst die religiöse, so auch die po-

litische Freiheit Europa's durch die Deutschen in Deutschland auszufechten sei. Die Vorahnung dieser traurigen Nothwendigkeit lebt in Aller Brust. Daher der Ernst, die Unzufriedenheit, die Melancholie, die Ungeduld, der Zorn deutscher Gemüthsart und deutscher Wissenschaft. Unser ganzes Wesen, unsre Art zu sein, zu thun, zu reden und die öffentlichen Dinge zu behandeln ist den Oestlichen verhaßt, lästig, hinderlich, weil deutsches Wesen auf dem Continent allein der neuen Staatsidee, dem christlichen Mongolenthum als Eckstein und Aergerniß im Wege steht. Solche Feindschaften sind von langer Dauer; sie liegen im Blut, sind erblich, unversöhnlich. Man stellt sich zwar, als verachte man uns und als wären wir in der Wagschale Europa's ohne Gewicht. Deutschland ist aber die Mutter der Ideen, die Pflanzschule des freien Gedankens. Und für das asiatische Staatsprincip hatte seit des Hystaspes' Sohn die Idee, hatte der freie Gedanke, wenn auch unbewaffnet, doch etwas Unheimliches, etwas Furchterregendes, das den Schlummer stört und keine Ruhe gönnt. Der Haß unseres Gegenparts wird nur um so giftiger, und sein Streben um so nachhaltiger, je dringender sich zum freien Gedanken der Durst nach kühner That gesellt. Deutschland aber will jetzt handeln, und der Trieb zur Thätigkeit, das erwärmende Feuer der Bewegung dringt von der breiten Grundlage der Massen herauf und reißt die träge Natur der höhern Ordnung im Strudel fort.

Der Verfasser redet zwar nicht gerade ausdrücklich von den Russen und von der Gefahr, die von Osten droht. Auch von den westlichen Nachbarn, von Thiers und Montalembert geschieht ebenso wenig Meldung, als von Britten und Skandinaviern. Hr. Haggenmüller nennt nur die Deutschen und setzt voraus, daß die Spuren und Vorboten eines beginnenden Verwandlungsprocesses dieses großen Volkes von Jedermann als solche erkannt

und beurtheilt werden. Wer jetzt leugnen wollte, daß es in Deutschland gähre, und daß die Nothwendigkeit eine günstigere Stellung gegen das Ausland einzunehmen bei diesem Volke allgemein empfunden werde, der wird nicht mehr angehört. Wenn wir den Sinn des Verfassers, wie ihn die Vorrede zum zweiten Bande zusammenfaßt, richtig zu deuten verstehen, so will er sagen: „um die Prüfungen, die in nicht ferner Zukunft unser harren, mit Kraft und Erfolg zu überstehen, hat Deutschland nur dann gründliche Hoffnung, wenn es in allen Gauen eine freie, Grund besitzende und bei Gesetz und Recht betheiligte Bauerschaft erstehen zu lassen, Muth und Geschick besitze."

Sein Ziel will aber der Verfasser nicht mit Gewalt, nicht mit Tumult und agrarischen Gesetzen, wie einst die Gracchen und heute die Ungeduldigen des Continents, sondern auf Wegen der Billigkeit, des gegenseitigen Einverständnisses und der anerkannten Nothwendigkeit erringen. Recht, meint der Verfasser, sei und bleibe Recht, und zwar ein zähes Recht, und Vertrag sei überall besser, als Gewalt. Dieser Geist der Besonnenheit, der richtigen Würdigung des Bestehenden, der Erkenntniß des Möglichen und Ausführbaren stellt den Verfasser ganz auf die Höhe der Umstände und des Maßes, in welchem man allgemeine Angelegenheiten gegenwärtig besprechen soll. Ein Umschwung der öffentlichen Meinung thut sich allmählich kund; man ist bei allem Ernst und bei aller Willensstrenge in Deutschland doch viel ruhiger, zurückhaltender, billiger in Urtheil und Verlangen, als man früher war. Das Grelle, das Herbe, das Unbarmherzige und gleichsam demokratisch Ueberschwengliche in Wort und That will nicht mehr allgemein gefallen, und die Zahl derjenigen, die in der Literatur wie in der Politik nur Wohlbedachtes und Schickliches hören können, wächst mit jedem Tage. Unser Verfasser gehört nach der ganzen Anlage seines Werks

unbedingt dieser praktisch-besonnenen Classe deutscher Volks- und Vaterlandsfreunde an. Was wollte man aber aus der Geschichte eines kleinen suevischen Kirchenstaates auch darstellen, wenn nicht das Ringen der einzelnen Bestandtheile, die möglichst günstige Stellung im gesellschaftlichen Verbande einzunehmen? Das geistliche Element, das mit der Religion die Keime der bürgerlichen Gesittung in den Boden gelegt, wird sich mit Hartnäckigkeit den Vollgenuß der Früchte sichern wollen ohne Minderung, wenn sich auch Zeit und Umstände verwandeln sollen. Der Städter, anfangs des geistlichen Schirmes froh, wird willenloses Gehorchen und endloses Geben in die Länge lästig finden und den Gewinn der Arbeit und der verbesserten Einsicht selber verzehren wollen. Am Ende wird auch der Unfreie und der „Lite", ja endlich sogar der „Menoflide" dieses kleinen Alamanenstaates*) mit seinem Loose unzufrieden sein, und mit erweitertem Rechte günstigere Bedingungen des Daseins fordern. Dieses Wechselspiel zweier ewig sich befehdender Kräfte, des Festhaltens auf der einen und des Losreißens auf der andern Seite, hat der Verfasser in den zwei Bänden seiner Geschichte mit Talent und Geschicklichkeit dargestellt.

Das Gemälde, wie es in guter Ordnung und fester Gliederung vor dem Leser steht, ist eine völlig neue Schöpfung, zu der die wesentlichsten Bestandtheile erst aus unbenützten und durch engherzige Tücke früherer Zeit verschlossenen Archiven mit Mühe herauszuheben und mit Kunst aneinander zu fügen waren.

Die magern Notizen vom celtisch-bojischen K a m p o d u n u m, von der Römerherrschaft über die obern Donauländer, von der siegreichen Besitznahme derselben durch die suevischen Alamanen und vom Anfang des deutschen Christenthums hat der Verfasser,

*) Vgl. K. Maurer: Ueber das Wesen des ältesten deutschen Adels ꝛc. S. 28.

so weit es der Hauptzweck fordert, ausgebeutet und eingeflochten, und so die Gründung des Kempten'schen Mönchsinstituts bis auf den legendenhaften Ursprung in die ersten Zeiten der Karolinger zurückgeführt.

Im Allgemeinen weiß jeder Leser, daß deutsche Wildheit durch die sanfte Lehre des Christenthums den ersten Stoß erlitten habe und katholisch-fränkischer Heereskraft endlich ganz erlegen sei. Die Kirche und der Militärstaat, der Mönch und der Heerbann haben die germanische Eroberung gemeinschaftlich und durch vereinte Kraft zu Stande gebracht. Aber gemeinsame Herrschaft und gutes Einverständniß unter Siegern ist bekanntlich das unsicherste und schwankendste aller Dinge. Nach unvermeidlichen Gesetzen mußte im gegenseitigen Kampf erst entschieden werden, ob der Heerbann oder der Mönch von der germanischen Beute das Fetttheil ziehen soll. Der Kampf der alten Bundesgenossen dauerte vom Tode Karls des Großen (814) bis zum Untergang der Hohenstaufen (1250) ohne Unterbrechung fort und der Mönch, wie man weiß, gewann in Deutschland überall das Spiel, weil er stärker war und zeitgemäßer stritt, als der rohe Nebenbuhler um die Macht. Die Hauptwendungen dieses langen Haders hat der Verfasser, insoweit es sein Kempten'sches Stift betrifft, kurz, unparteiisch und kundig angemerkt und die Geschicke seines Heimatlandes, von den kleinen Anfängen und wiederholten Unterbrechungen durch äußere Feinde und weltliche Zwischenacte Schritt für Schritt bis zum Zeitpunct fortgeführt, wo uns nach dem großen Siege der Kirche über das Säculum und die Hohenstaufen im Stifte Kempten ein Fürst-Abt mit der Inful auf dem Haupt und mit allen Rechten des Herzog- und Grafenthums und der Lehensherrlichkeit ausgeschmückt entgegentritt.

Ereignisse und Umwälzungen von der eingreifendsten und nachhaltigsten Natur mußten vorhergegangen sein, bis die christ-

liche Kirche in Europa auch das weltliche Regiment übernehmen und in Deutschland zuerst Befreiung von der Macht des Imperiums, und in rascher Folge selbst Glanz und Majestät irdischen Herrscherthums erringen konnte. Die Karolinger, wie man weiß, blieben mit mehr oder weniger Geschick und Ehre noch in der heiligen Allianz. Auch die Sächsischen Kaiser, obwohl hochfahrend und imperatorisch, vergaßen nicht ganz der Billigkeit und achteten, wie der Verfasser sagt, das Recht der freien geistlichen Wahl noch überall. Der letzte dieses Hauses übertraf an Klugheit und verständigem Einsehen der Zeit alle seine Vorgänger und hätte sogar den Nachfolgern, wie Gfrörer meint, als Muster in Staatsweisheit und correctem Auffassen des Zeitgeistes dienen können. Aber die Salischen Kaiser verließen die alte Ueberlieferung, verrückten in kaiserlichem Universalgelüste den Schwerpunct des Occidents und wollten ihrem Willen eine Kraft dienstbar machen, deren Wirksamkeit und Belang außer ihrer Berechnung lag. Sie wollten das geistliche Element unterjochen und die christliche Kirche, die Europa civilisirt und gleichsam gegründet hat, zur Dienstmagd des Militärstaates herabdrücken, wie es in Byzanz und Moskovien geschehen ist. Sie verfügten willkürlich über die geistlichen Stiftungen und gaben sie, namentlich Kempten, als königliches Gut sogar Laien zu Lehen und Besitz. Die Sache nahm aber eine üble Wendung und der Todesstreich, der den letzten Hohenstaufen auf dem Blutgerüste zu Neapel traf, verkündete laut genug, wer jetzt Herr in Europa ist.

Wollte uns Jemand sagen, mit dem Siege der geistlichen Macht über das Imperium sei plötzlich in deutschen Landen das Uebel verschwunden und habe gleichsam ein neues Weltalter, ein Weltalter der Gerechtigkeit, der Unschuld und der idyllischen Glückseligkeit für den Occident begonnen, so wäre das eine ganz un-

verständige Annahme und zugleich ein thörichtes Parteigerede. Wer sich in schwerem Streit und mit großen Gefahren zur Herrschaft erschwungen hat, will den Preis seiner Mühen so sicher, so unbeschränkt, so einträglich und bequem als möglich vor allem selbst genießen, und ihn dann für alle spätern Zeiten außer Frage stellen. Mönch, Edelmann, Pontifex und Imperator sind und waren in diesem Puncte allezeit und überall derselben Ansicht, befolgten dieselbe Praxis und steuerten nach demselben Ziele. Man kann es an der Kirche nicht strenger tadeln als am Säculum, daß sie nach dem Siege in die Fußtapfen des überwundenen Nebenbuhlers getreten ist und das trutzige Element uralter germanischer Volksfreiheit überall zu brechen suchte.

Man braucht nicht erst den Tacitus zu lesen, um zu erfahren, wie verhaßt aller irdischen Gewalt das Wort „libertas" ist. Die deutschen Aebte mit Inful und Stab hatten für dieses Wort keine heißere Liebe, als Heinrich III. und Friedrich mit dem rothen Bart. Der Verfasser sagt ausdrücklich und nach guten Quellen: „Mit dem Schirmrechte über die freien Bauern erlangte der Abt (von Kempten das unheilvolle Mittel, sie allmählich in den Stand der Unfreien hinabzudrücken. Wie die Gewalt den Menschen so leicht zum Mißbrauch verlockt, so unterließen auch die nachfolgenden Aebte nicht, ihre Befugnisse unrechtmäßig auszudehnen, und zuletzt sich auf die Verjährung ihres Rechtes zu berufen, wobei sie darauf keine Rücksicht nahmen, daß Ergreifung und Behauptung des Besitzes auf unrechtmäßiger Gewalt beruhte, und bei staatsrechtlichen Verhältnissen eine Verjährung nicht eintreten kann."

Weil das Leben kurz und selten frei von Sorgen ist, glauben die meisten Menschen, sie müßten die lichten Augenblicke aufs beste und ungebundenste zu ihrem Vortheil im Geschmacke ihrer Zeit benützen. So die Mönche von Kempten nach Bändigung

des weltlichen Gegenparts. „Sie gaben das gemeinsame Leben auf und schwelgten von den Einkünften des Stifts in abgesonderten Wohnungen.“ Aber Aebte von überlegenem Geiste und festem Charakter, wie Rudolph von Hoheneck (1270), die zu rechter Zeit niemals fehlten, stellten klösterliche Zucht und gute geistliche Ordnung nach jedem Bruche wieder her. Freilich kam dem sittenverbessernden Streben dieses Oberhirten die Wendung besonders gut zu Statten, welche die Dinge in Deutschland eben in jener Zeit zu nehmen begannen. Die Kirche, wie man weiß, hat im Kampfe gegen die weltliche Macht das eben damals in Italien erwachende Element der bürgerlichen Freiheit meisterhaft benützt. Dieser Kunstgriff ward der Kirche von den damaligen Herren der europäischen Staaten abgelernt und besonders in Frankreich mit großem Erfolge durchgeführt. In Deutschland war das todte Imperium unter Rudolph von Habsburg wieder auferstanden (1273) und blickte scheu, verzagt und kleinlaut nach einem Strebepfeiler um, an dem es sich kräftigen könnte, wie das Königthum in Francien. Die allmählich erstarkten und zum Bewußtsein ihrer Kraft gediehenen deutschen Städte empfanden Druck und Nähe der Theilfürsten weltlicher wie geistlicher Ordnung doppelt hart und boten sich, wie der Amyntas in der Idylle, als kaiserlich freie Bürgergemeinden zu Schutz und Unterthänigkeit dem neuen Imperium an.

In Kempten, der einzigen Stadt des Fürstenthums, erwachte derselbe Geist der Unzufriedenheit mit der alten geistlichen Ordnung, dasselbe Streben nach freierer Bewegung und gutem bürgerlichen Regiment, das in Folge der langen Stürme, des erweiterten Blickes und der erhöhten Gewerblichkeit Deutschland überhaupt ergriffen hatte. Die Kempten'sche Bürgerschaft klagte bei Kaiser Rudolph über ungerechte Beschwerung durch den Abt. Abt und Convent dagegen beriefen sich auf die Schenkung der

Königin Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen, um zu beweisen, daß die Stadt ihnen zuständig sei und ihr Schicksal mit Geduld ertragen müsse. Unglücklicher Weise für die Beschwerdeführer war der Mann, der die Verwaltung des Stifts führte, zugleich Kanzler des Kaisers und vermochte über diesen mehr, als die klagende Bürgerschaft. Die alten Kemptener waren aber ein zähes Volk und haben fünfzehn Jahre später, als der Abt-Kanzler abgetreten war, ihre Bitte, unmittelbar an Kaiser und Reich zu kommen, wenigstens theilweise mit besserem Erfolg erneut. Abt und Gotteshaus von Kempten, hieß es im ersten durch Rudolph von Habsburg ertheilten Gnadenbrief (1289), sollen die Bürgerschaft weder beeinträchtigen, noch beschweren, noch verpfänden von wegen rechtmäßiger Schirmvogtei aus königlicher Gewalt. Hiermit, sagte der Verfasser, war der erste Schritt zur künftigen Freiheit und Reichsunmittelbarkeit gethan, zugleich aber ein Kampf zwischen dem Stifte und der Stadt begonnen, welcher erst beim Verluste der Unabhängigkeit beider völlig ein Ende nahm. Einem, der das Recht und die Gewalt zugleich in Händen hat, Mäßigung und Verstand zu predigen ist jedenfalls — und käme die Mahnung auch vom Himmel herab, — die langsamst wirkende aller politischen Hülfeleistungen. Noth und Drang der Verhältnisse reden viel wirksamer und eindringlicher als die salbungsvollste Homilie. Noth und Drang förderten die Sache der Bürger auch viel rascher, als des Kaisers Gnadenbrief, da sie mit kluger Benützung der Conventsbedrängnisse das einemal die Ringmauer um die Stadt vollenden, und das anderemal sogar die Thorschlüssel von der Abtei auf das Rathhaus bringen durften.

Mit einer Geduld und Ruhe, die nur mit der nachhaltigen Beharrlichkeit und Ausdauer der Kemptener Bürger selbst zu vergleichen ist, weiset der Verfasser historisch nach, wie seine

Landsleute ein Glied der geistlichen Dienstbarkeit um das andere sprengten und endlich durch eine Acte Kaiser Karl IV. die drückendsten Fesseln der Abhängigkeit völlig lösten und förmlich in die Reihe der freien Reichsstädte, versteht sich gegen Erlegung angemessener Summen, an- und aufgenommen wurden (1361). Trotz allen diesen Bewilligungen waren die wichtigsten Rechte in der Reichsstadt doch dem Abt geblieben, und das Wechselspiel bürgerlicher Strebsamkeit auf der einen und geistlicher Zähigkeit auf der andern Seite ging noch fast zweihundert Jahre fort, bis die große geistige Aufregung des sechzehnten Jahrhunderts der Sache auf einmal eine rasche Wendung gab.

Um die Zeit, als der deutsche Vulkan die ersten Funken warf (1524), saß in Kempten ein Fürst-Abt von großen Fähigkeiten, aber von noch größerer Herrschsucht und Finanzbegierde. Der Mann war unersättlich an Geld und Gut und verfuhr mit seinen großentheils freien Landschaftsunterthanen, mit ihrem Vermögen, ihren Freiheiten und ihren Rechten ungefähr wie jener afrikanische Satrap, dessen Weisheit und Verwaltungskunst in unsern Tagen so viel zu reden gibt. Natürlich entstand Widerspruch, Weigerung und Verwahrung altverbriefter Rechte Seitens der bedrängten Bauerschaft, jedoch mehr bittweise und ohne Hintansetzung des schuldigen Respects. Dreizehn Tagsatzungen besuchten die Landschaftsunterthanen, um sich mit dem unmäßig verlangenden Abt in Güte zu vergleichen. Alles Unterhandeln und Thädigen blieb jedoch vergeblich. Der Abt wich nicht von seinem Vorhaben drückender Finanz, und wann die Unterthanen meinten, die Sache wäre vertragen, setzte sich der strenge Herr zu Pferde und ritt mit den Worten fort: „er wolle es bei dem bleiben lassen, wie er es gefunden; würden sie nicht gehorchen, dann werde er Jörgen von Freundsperg über sie schicken.“

Dem Verfasser thut es leid, daß seine Landsleute, die zum Schutz ihrer Freiheiten noch nichts vorgenommen, was gegen Recht und Billigkeit verstieß, und sich streng inner den Schranken des Herkommens und der Gesetze hielten, durch das Beispiel ihrer Schicksalsgenossen im übrigen Deutschland von dieser ruhigen Bahn in den tobenden Strom der Ereignisse hineingezogen wurden. Man weiß ja, wie die unchristliche Behandlung des deutschen Bauernvolkes zu Anfang des Jahres 1525 eine allgemeine Empörung dieser Menschenclasse hervorgerufen und großes Unglück über Deutschland herabgezogen hat. Der gesunde Sinn der Kempten'schen Bauerschaft sträubte sich lange genug und gleichsam instinctartig wider Aufruhr und Gewalt, und sie hätten selbst nach erfolgter Bewaffnung und erkannter Hoffnungslosigkeit die Sache doch noch lieber rechtlich ausgetragen, wenn sie nur ein kleines Entgegenkommen und nur einige Beschwerden-Abhülfe gefunden hätten. „Gottes Gericht ging aber dahin", sagt die Chronik, „daß die unbarmherzige Obrigkeit und die ungehorsamen Unterthanen einander selbst strafen mußten." Beide Theile waren unbeugsam, der eine im Begehren und der andere im Versagen, und so brach ein fünfmonatlicher Sturm (April bis September 1525) über das wohlgeordnete Fürstenthum herein, der zuerst den harten Gebieter und zuletzt das störrige Volk in gleicher Weise zu Grunde richtete. Der Abt verlor im ersten Anlauf der entfesselten blinden Menge Alles, Convent, Kirche, Schloß und Gut, und vertraute sich nach schmachvoller Uebergabe an das Bauernvolk arm und flüchtig der freien Bürgerschaft von Kempten an. Die Stadt war nicht im Bunde des empörten Landschaftsvolkes.

Der Verfasser berichtet lichtvoll, anziehend und mit lobenswerthem Tact, wie der Aufruhr der Kemptener Bauerschaft nach vorübergehendem Triumph bald durch das schwäbische Bundes-

heer, meistens aber durch Undisciplin der Menge, durch Uneinigkeit und offenen Verrath der eigenen Führer auseinanderfiel, und nachher ebenso unbarmherzig bestraft, als er zuerst von den einen muthwillig hervorgerufen, und von den andern wild und verheerend begonnen wurde.

Den größten und bleibendsten Gewinn aus dem Ruin des Stifts und der Landschaft hat die freie Reichsstadt Kempten allein gezogen, da sie die ganze Summe der Lasten und Verbindlichkeiten, von welchen sich die Bürgerschaft weder durch wiederholte Acten, Gnadenbriefe und Gunstbezeugungen kaiserlicher Majestät, noch durch mehrhundertjähriges Werben und Unterhandeln mit dem Convent selbst zu befreien vermochte, dem bedrängten, flüchtigen und ausgeplünderten Abt in wohlbestelltem Kauf endlich abgerungen hat. Um die Summe von 30,000 Goldgulden verzichteten widerstrebend, nach langer und bedächtiger Unterhandlung, Abt und Convent auf alle Obrigkeit, Rechte, Güter, Nutzungen, Zinse und Gilten in der Stadt, deren Reichsfreiheit erst durch diese wichtige, von Clemens VII. und Carl V. bestätigte Urkunde eine wirkliche Thatsache und volle Wahrheit wurde.

Der Inhalt selbst, wie ihn der Verfasser bündig zusammenstellt, zeigt uns am klarsten, wie vielfädig, wie fein und enge das Geflechte war, mit welchem die Feudalherrn des Mittelalters die untern Volksclassen überhaupt und das aufstrebende Bürgerthum insbesondere zu umgarnen und niederzuhalten wußten. Um den Riß zwischen Stift und Stadt zu erweitern und die Emancipation ja vor Aller Augen deutlich auszudrücken, nahm die Stadt das verbesserte Kirchenthum nach Luthers Lehre an. Im Landgebiete selbst war es nach dem Aufruhr freilich übel genug bestellt: mehrere hundert Unterthanen waren im Gefechte gefallen, viele durch das Schwert des Nachrichters umgekommen;

über zweihundert Häuser lagen in Schutt, das offene Land hatte Raub und Plünderung verwüstet; aber auch die fürstlichen Schlösser waren verheert und ausgebrannt. Nachdem Uebermuth und Verblendung, sagt der Verfasser, diese bittern Früchte getragen, sah man sich, um das Uebel zu heilen, am Ende doch gezwungen, zu demselben Mittel zu greifen, das der Abt im Anfang beharrlich zurückgewiesen, d. i. zum gütlichen Austrag durch unparteiische Schiedsmänner nach altem deutschen Brauch. Den Vertrag, gleichsam die neue Constitution des Kempten'schen Fürstenthums, muß man im Buche selbst nachlesen und man wird sehen, daß die Bauerschaft zwar nicht Alles erhielt, wornach sie strebte, doch jedenfalls in ihren Lasten und Beschwerden wesentliche Minderung und Abhülfe gefunden hat. Die größte Wohlthat des Schiedsspruches aber war das mit Beseitigung früherer Willkür festgesetzte Verzeichniß aller Reichnisse, Lasten und Taxen, die der gemeine Mann hinfüro zu tragen hatte.

Wer Gewicht und Belang der Bürde kennt, fühlt nur die halbe Last. Warum, denkt der Leser, hat man diese Zugeständnisse nicht vor dem beiderseitigen Verderben dem bittenden Bauernvolk gemacht? Niemand soll sich über die halsstarrige Verblendung der Mönche ärgern! War ja der Senat von Alt-Rom in ähnlichen Umständen auch nicht klüger und bewilligte die gerechten Forderungen der italischen Bundesgenossen erst nach einem mörderischen, für das stolze Rom zwar am Ende siegreichen, aber für beide Theile gleich tödtlichen Kriege, in welchem der Grundstock römischer Größe und Macht, die freie Ackerbevölkerung Italiens beinahe ausgerottet wurde. Leidenschaft war von jeher gewaltiger als Vernunft, und man möchte glauben, es sei dem Menschen Bedürfniß, in großen Conjuncturen ein Thor zu sein.

Mit diesen Begebenheiten hatte das Fürstenthum Kempten sein natürliches Maß, gleichsam den Höhepunct jugendlicher Kraft-

entwicklung erreicht. Stift, Stadt und Landschaft waren die drei Elemente, zwischen denen sich das nimmer ruhende Wechselspiel selbstbewußter und organisch gegliederter Kräfte bis zur allgemeinen Umgestaltung Deutschlands im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts weiter spann. Der wichtigste und anziehendste Theil des Werkes, die religiösen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts, die völlige Ausbildung und praktische Gestaltung der Verfassung, das verständige Ordnen der bäuerlichen Verhältnisse, plastische Bilder über Sitte, Können, Brauch und Recht, beginnen erst mit dem zweiten Bande. Der Verfasser hat aber im ersten Theile solche Proben von Geschicklichkeit, von historischem Tact und kraftvoller Bewältigung des Stoffes abgelegt, daß wir für dieses Mal die Analyse weiter zu führen nicht für nöthig halten.

Der Entscheidungspunct für die allgemeine Würdigung des Werkes sowohl als der historischen Kunst des Verfassers ist der Aufruhr des Landvolks und die aus diesem Unglück unmittelbar hervorgegangene Verfassung des Kempten'schen Fürstenthums. Hr. Haggenmüller hat aber diesen Abschnitt in einer Weise bearbeitet, daß ihn Mönch, Junker, Bürgersmann und Bauer mit gleichem Vergnügen, mit gleichem Nutzen und mit gleichem Beifall lesen werden. Alle finden sie ja sich selbst, ihr Thun, ihre Thorheit, ihr Unrecht, ihre Leidenschaft offen, aber ohne herbes Wort, ohne schiefen Seitenblick und ohne beleidigende Katechese dargestellt — was allzeit und überall für eine große und schwere Kunst gegolten hat. Hier mußte es sich zeigen, ob uns ein Parteimann, oder ein Redekünstler ohne Ernst und Tiefe, oder ein besonnener und unbestechlicher Freund der Wahrheit und des Rechtes entgegentritt. Zorn und leidenschaftliches Aufwallen behält sich der Leser selber vor; das Buch soll ihm nur der Spiegel sein, der das Bild der Zeit wahr und ohne Schminke, aber heiter und ruhig wiederstrahlt. Gelehrte, bei denen verständiges

Maß, Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe stärker sind als Ehrgeiz, Geltungssucht und Eitelkeit, sind nicht gar zu häufig und daher doppelt ehrenwerth. Nicht nur hegen wir vom Verfasser selbst diese gute Meinung, wir rechnen auch sein Buch unter die tüchtigsten, gereiftesten und besten Arbeiten, die in neuester Zeit über deutsche Vergangenheit erschienen sind.

Joh. Georg Mayr: Der Mann aus Rinn und die Kriegsereignisse in Tirol 1809.

(1851.)

Wer dieses Buch gelesen hat, fühlt sich unwillkürlich zur Frage versucht: wie es etwa heute um Deutschland stünde, wenn alle Völkerschaften dieses großen Landes während der letzten sechzig Jahre den Fremden gegenüber ebenso nachhaltig, kräftig und resolut wie die Tiroler 1809 und wie die Schleswig-Holsteiner in der neuesten Zeit für Freiheit und Glück des heimischen Bodens gestritten hätten?

Wir thun diese Frage aber nicht, einmal weil sie an sich nutzlos ist und weil der Vergleich nebenher für andere deutsche Volksstämme gewissermaßen doch kränkend wäre. Dann hält uns von dieser Fragestellung auch noch die eigenthümliche Industrie der Gegenwart zurück, welche in ihrer Aengstlichkeit solche Reden politisch verdächtigen und im Gemüthe des Fragers selbst den heimlichen Gedanken vermuthen könnte, als wäre für allgemeine Glückseligkeit und Ehre deutscher Nation selbst nach den letzten Paradehieben der raffinirtesten Fechtmeister öffentlicher Ordnung hie und da doch noch einiges zu wünschen übrig — ein Gedanke, welchen loyale deutsche Gemüther schon des lieben Friedens wegen überall unterdrücken müssen. Im Grunde haben die Deutschen aber doch alles erhalten, was ihnen nach Recht und Billigkeit gebührt?! Die rebellischen Ungarn anzupreisen oder gar

die Wiener Studenten zu loben, könnte jetzt in Deutschland Niemand wagen, und sogar über Friedrichstadt, über Itzehoe und über den Oberst von der Tann zu reden, haben die Manteuffel und die Hassenpflug schon halb verpönt.

Doch was klagt man da über Bedrängnisse der Lebendigen, wenn selbst die Todten nicht mehr sicher sind! Soll denn nicht, wie es heißt, sogar C. Cornelius Tacitus auf submissesten Antrag wohlgesinnter * * *scher Philologen von bundespolizeiwegen aus den vaterländischen Schulen ausgewiesen werden, weil er die alten Cherusker, diese hochfreiherrlichen Ahnen des erlauchten Hauses „Thunderthenthronkh", in demagogischer Frechheit „dumm und feige" (inertes atque stulti) zu nennen die Unklugheit beging? Und doch wagt es der ehrenwerthe Verfasser des Eingangs genannten Buches unter solchen Umständen mit einer neuen und, wie es scheint, wohl gelungenen Verherrlichung des Tiroler Aufstandes von Anno Neun öffentlich und ungescheut hervorzutreten.

Das Recht, sich gegen das Bestehende zu erheben, aus der Welt ganz hinauszudisputiren und den Leuten unter allen Umständen absolute Geduld vorzuschreiben, wie nach Macaulay die altenglische Ordnungspartei vor bald zweihundert Jahren, wagt heute in Deutschland höchstens noch die Junkerzeitung von Berlin. Wenn wir es nicht schon alle vorher wüßten, warum die Tiroler Insurrection von 1809 selbst bei den strengsten Staatstheoretikern der Neuzeit für eine wohlberechtigte und legitime gilt, könnte man es aus der klugen Wendung lernen, mit welcher der Verfasser Anfang und Ende des jammervollsten Zwischenactes der deutschen Tragödie auf die ewigen Widersacher germanischer Prosperität, auf Franzosen und Britten hinüberwälzt. Daß der Knecht für die vom Gebieter befohlenen Handlungen nicht verantwortlich sei, liest man schon im Cicero de officiis. Wenn

aber die Tiroler auch nach dem Frieden von Schönbrunn und von aller Welt im Stich gelassen die Waffen doch nicht niederlegen wollten und am Ende gegen den Rath hoher Protectoren selbst das Unmögliche versuchten, so klaget ja nicht, wie Börne, ihren stöckischen Sinn, ihre Unkunde weltlicher Politik, ihren Legenden-Fanatismus, ihre starken Leidenschaften, ihre rohe, gemeine, undankbare und zanksüchtige Gemüthsart an, werfet mit dem Verfasser die Schuld der Thorheit und der Katastrophe nur keck auf das brittische Gold und auf die Taschenpolitik jener „Krämer-Insel", von woher noch bis zum gegenwärtigen Augenblick der störrische Lord, der Locofoco von Albion, den Herren des Continents so großen Verdruß bereitet. Diese Taktik des Speckbacher'schen Biographen ist um so lobenswerther, da sie in ihrer ersten Hälfte ganz und in der anderen dem Wesen nach ebenfalls richtig ist. Daß der britische Goldstrom unmittelbar und ohne Zwischenstation in unsere Thäler geflossen sei und die armen Viehhirten durch seinen Glanz zum letzten hoffnungslosen Kampf getrieben habe, sagt der Biograph nirgend in seinem Buche. Er bedauert vielmehr die geringe Einsicht der Tiroler und tadelt nicht ohne Freimuth die Schwäche, mit der sie sich als blinde Werkzeuge kluger Speculanten brauchen ließen und am Ende als Opfer fremden Eigennutzes gefallen sind. Wer aber diese geringe Einsicht, diese Schwäche der Tiroler Bauern „aufgezogen", wie es im Börne heißt, und in das Spiel gebracht, das, meint der Biograph, möge der Leser selbst errathen.

Im Ganzen weiß der Verfasser seinen Stoff nicht ohne Geschicklichkeit anzuordnen und liefert eben dadurch den Beweis, daß mancher Tiroler heute wenigstens im Schreiben klüger ist, als seine Landsleute Anno Neun in ihrer politischen Weltanschauung gewesen sind. „Il faut vivre", hieß es neulich bei Gelegenheit der Kölner Zeitungshändel, und kein Verständiger

wird es dem gewandten Verfasser übel deuten, wenn er mächtige Continental-Sünder schont und nicht durch nutzlosen Rigorismus pedantisch und unklug ein von warmer Vaterlandsliebe dictirtes, mit guter Sachkenntniß angelegtes und mit einer bisher ungewöhnlichen Parteilosigkeit und Ruhe vollendetes Literaturproduct gefährdet. Thatsächliches über den Tiroler Krieg ward schon früher und nicht ohne Verdienst geschrieben; aber den inneren Zusammenhang, die moralische Verkettung und gleichsam die Pragmatik dieser denkwürdigen Begebenheit hat, wenigstens wie sie dem redlichen Gemüthe vorschwebte, mit Benutzung alles bisher von anderen Gesagten auch für den schlichten Tiroler Bauernverstand faßlich zuerst Hr. Johann Georg Mayr aus Brixlegg im Unter-Innthale dargestellt. Der Plan, mitten im Wirrsal ordnungsloser Kraftentwickelung der Insurrection einen festen Centralpunct, einen gemeinsamen, überall erkennbaren, alles erwärmenden Leitgedanken aufzustellen und diesen überall erkennbaren, alles belebenden und das Zerstreute zur Einheit verbündenden Leitgedanken im „Mann von Rinn“ verkörpert darzustellen, ist gut angelegt. Denn nach dem Urtheile der Sachverständigen hatte Speckbacher unter allen Häuptlingen der Bewegung die meiste Thatkraft und das beste Guerillas-Talent. Es ist hier mehr als „Lucter“ und „Faßnacht“ (Lucterius und Epasnactus) des alten gallischen Freiheitskampfes; es ist, wenn man Kleines mit Großem vergleichen will, Ambiorix der Eburone, welcher Cäsar's Legaten einst so schlimmes Spiel bereitet hat.

Nach so reichen Vorarbeiten noch viele wesentlich neue Thatsachen vorzubringen, wird also dem Verfasser Niemand zumuthen; aber etwas Reiferes und in seiner Art etwas Vollendeteres, als leidenschaftliche Aufregung und factiöse Verblendung in manchem Falle zu Tage förderten, darf man gewiß erwarten, wenn ein

gerader Mann die Früchte dreißigjährigen Sinnens, Forschens und Sammelns endlich zu Markte bringt. Mit welchem Rechte man diesseits der Norischen Alpen schon im Charakter jedes einzelnen Tirolers häufig etwas Eigenthümliches, Räthselhaftes und beinahe Unheimliches zu finden meint, sei dahin gestellt. Soviel aber ist gewiß: über Tirol und tirolische Dinge preiswürdig und schicklich zu schreiben, glauben sie bei uns fast allgemein, sei auch dem begabtesten Fremden nicht verliehen; man müsse, um diese Kunst mit Anstand und Wirksamkeit zu verrichten, unfehlbar selbst und von Hause aus Tiroler sein. Deswegen wird auch, abgesehen von dem inneren Werthe der Composition, schon der Taufschein des Verfassers diesem Buche in Tirol wesentlich zu Statten kommen. Hr. Joh. Georg Mayr ist zum Glück nicht nur selbst Tiroler, er ist auch noch aus jenem Theile des Landes gebürtig, welcher selbst im Urtheile der Eingebornen geistig höher als die übrigen Theile stehen soll. Treuherzig, freiheitliebend, gesunden Sinnes, galant, andächtig und soldatisch wollen wir gewissermaßen alle sein, aber diese Eigenschaften in vorzüglichem Grade, glaubt man bei uns, finden sich nur bei den Bewohnern des Unter-Innthales, Brixlegg und Kitzbühl natürlich eingeschlossen. Hiermit ist freilich noch nicht gesagt, daß ein Tiroler-Buch bloß seines inländischen Verfassers wegen in Tirol selbst auch schon unbedingte Geltung habe und der Kritik enthoben sei. In Tirol sind sie herbe gegen die Literaten, und beim heftigen Widerspruch, welchen ein eben erscheinendes vortreffliches Werk eines Einheimischen über die Bewegung von 1848 im Lande selbst erfährt, zweifeln wir stark, ob der Speckbacher'sche Biograph in Tirol überall und bei allen Parteien dieselbe schonungsvolle Milde und dieselbe gerechte Anerkennung finden wird, wie außerhalb des Gebirges, wo man für die Tiroler wegen ihres Jahres Neun noch immer einige Achtung hat.

Gegen fremde Uebermacht trotzvoll und zornig aufzufahren und für eine Idee, selbst für Irrthum und blinden Wahn, muthig das Leben einzusetzen, hat bei allgemeiner Erschlaffung und Verzagtheit doch allzeit für schön gegolten. Hr. Mayr hat eine Plutarch'sche Biographie, oder gewissermaßen eine Bauern-Iliade geschrieben und durch diese Haltung des Werkes die gewichtvollste Classe der Eingebornen schon voraus in sein Interesse gezogen. Wir wollen den höheren Ständen des Tiroler Landes, besonders den Philosophen und Schriftgelehrten nichts Unangenehmes sagen und auch ihre Tapferkeit nicht in Zweifel ziehen; aber Kraft, Bedeutung und Zukunft der Tiroler liegen dessen ungeachtet in ihrem Bauernvolk. Deswegen wird auch „Der Mann von Rinn" nicht bloß Tiroler Volksbuch werden und bald in jeder Hütte zu finden sein; er wird nebenher auch im übrigen Deutschland, vorzüglich aber in Bayern Anklang finden, weil diese Schrift neben Beurkundung wahrhaft antiken Heldenmuths auf Seite der Aufständischen die kriegerischen Tugenden — so viel man weiß das erste Mal — auch am Gegner willig anerkennt. Haben die Bayern im jugendlichen Uebermuth und im Sprudel ihrer politischen und geistigen Emancipation im armen Tirol auch noch so viel gesündiget, es ist vergessen; sie haben es theuer genug bezahlt und, was noch viel rühmlicher ist, sie haben ihre Irrthümer gut gemacht und durch weises Regiment dem durch eigene wie durch fremde Schuld verheerteh Lande das Unheil früherer Zeit durch zehnfaches Gut vergolten. Das Andenken an die gerechte und verständige Verwaltung des deutsch gebliebenen Antheiles nach Besiegung der Insurrection lebt noch heute im Herzen der dankbaren Tiroler fort, und man hat die Schwierigkeiten, mit welchen nach Abzug der Bayern die spätere Landesordnung zu kämpfen hatte, nicht mit Unrecht dieser Verwandlung der tirolischen Volksgefühle zugeschrieben.

Das alte Tirol, das Land der fanatischen Andacht, des blinden Glaubens, der stöckischen Unwissenheit und der rohen Kraft, lebt nicht mehr; es ist schon lange todt; der Iselberg, die Eisak, die Passer sind die Leichenstätte, wo man Thränen vergießen, aber keine Auferstehung der Todten wünschen soll. Was Tirol heute ist, sein geistiges Leben, seine bessere Einsicht in die Dinge des Säculums, besonders aber die Möglichkeit mit den übrigen Erdbewohnern neben Muth und physischer Kraft auch in der geistigen Palästra, im humanen Wissen und Können bescheiden in die Schranken zu treten, verdankt es vorzugsweise den Bayern und der anfangs harten und muthwilligen, nachher aber menschenfreundlichen und klugen Behandlung, die es von diesem Volke erfahren hat. Daß ein schlichter Kupferstecher, ein Mann des Grabstichels und des Zirkels, wie er sich selber nennt, ein so gutes, ein so anregendes, mit Stellen aus den besten deutschen Dichtern reich geschmücktes Buch schreiben kann, ist eben auch nur eine von den vielen Früchten, deren Keime zwischen 1806 und 1814 von wohlthätiger fremder Hand in die fruchtbare, aber bis dahin brach liegende Tiroler Erde gelegt worden sind.

Selbst der hochwürdige Clerus, so widerstrebend seiner conservativen Natur das Verlassen althergebrachter Sitte auch sein mußte, konnte sich der milden Einflüsse humaner Bildung nicht überall ganz erwehren. Bei aller Hochachtung und Bewunderung, welche man für die hervorleuchtenden Tugenden, für die Sittenstrenge und für die wohlwollenden Absichten dieses ehrwürdigen Standes von jeher hatte, müssen wir ihm doch redlich eingestehen, daß clerikales Ansehen mit der alten, vorinsurrectionellen geistlichen Tiroler-Praxis seit der bayerischen Studienreform selbst vor der eigenen Landesjugend nicht mehr bestehen könnte. Leider konnten aber in Tirol, wie überall, nur Gewalt und bit-

tere Erfahrungen die harte Kruste alter Angewöhnungen zerbrechen und besserer Erkenntniß den Pfad bereiten.

Der „Mann von Rinn" ist ganz im Sinn der neuern Zeit geschrieben, einer Zeit, welche Widersprüche gern versöhnen, eingewurzelte Antipathien ausgleichen und aufgeregte Leidenschaften überall dämpfen möchte. Selbst hinter der jähzornigen und barschen Außenseite eines berühmten süddeutschen Heerführers weiß der billige Verfasser einen Grundstock deutscher Gemüthlichkeit und mitleidvollen Erbarmens gegen bethörte Feinde zu entdecken. Diese Stelle wird große Wirkung thun, nicht etwa weil sie klug und gefällig, sondern weil sie wahr und richtig ist und ohne Künstelei den kühlen Rachehandlungen franco-gallischer Satrapen die edlere Färbung deutscher Gewalt und deutschen Charakters entgegenstellt.

Das zerrissene Band zwischen Tirol und Bayern hat der Verfasser dieses nützlichen Buches wieder angeknüpft und nebenher seinem Heimatlande einen viel besseren Dienst erwiesen, als Immermann mit seiner „Tragödie in Tirol". Eine Episode aus der Gegenwart und zwar eine unglückliche, noch während alle Unzulänglichkeiten, Mängel und Schwächen der Hauptacteure im frischen Andenken der Mitlebenden haften, mit der Prätension eines antiken Kunstwerkes auf die Bühne zu bringen, war ein von Anbeginn verfehlter Kunstgedanke. Dieser verfehlte Kunstgedanke, nicht das mißlungene Freiheitsbestreben des Tiroler Bauernvolkes an sich hat die brittische Galle und den Spott eines Börne aufgeregt. „Dumm und schwach" mögen allerdings die Tiroler der Immermann'schen Tragödie sein; aber die Tiroler der Wirklichkeit, die Tiroler des Schlachtengetümmels, die Tiroler, welche siegreiche und große Heeresabtheilungen dreimal im Handgemenge überwunden haben und am Ende nur dem europäischen Verhängniß erlegen sind, diese Tiroler dumm und

schwach zu nennen, wäre ein eigenthümliches Wagestück. Dem Tiroler Volk von Anno Neun fehlte nicht der Muth, nicht die militärische Einsicht und die natürliche Strategie, ihm fehlte nur das Glück oder vielmehr jener Grad weiser Selbstbeherrschung, um die Leidenschaft seiner Vaterlandsliebe noch zur rechten Zeit den Gesetzen der Klugheit unterzuordnen; am meisten aber fehlte ihm ein Deutschland, das ebenso dachte, fühlte und handelte wie Tirol.

Im Grunde genommen enthält das bisher Gesagte freilich nicht viel mehr als allgemeine Reflexionen und hie und da ein Epigramm auf Speckbachers Biographen und auf den großen Tiroler Krieg. Die Leser, wie sie heute sind, begnügen sich aber nicht mehr mit allgemeinen Phrasen und mit oberflächlichem Betasten des Gegenstandes, für welchen man sie erwärmen soll. Sie verlangen wesentliche und greifbare Vorzüge am gepriesenen Object und möchten, bevor sie ein Buch kaufen und lesen, namentlich auch wissen, ob es die angekündigte Thesis besser und ausgiebiger behandle und die Erkenntniß auch wahrhaft weiter fördere, als die früheren Schriften über denselben Gegenstand. Ein solches Zeugniß leichtsinnig und ohne gewissenhaftes Einsehen in die vorausgegangenen Leistungen zu Gunsten eines Werkes auszustellen, wäre eine große Unbesonnenheit. Etwas geleistet, was die Arbeiten seiner Vorgänger völlig ausstechen und vergessen machen könnte, hat der Verfasser der Speckbacher'schen Lebensbeschreibung nicht. Aber das vorräthige Material durch selbständige Localforschung ergänzt, die Thatsachen neu und besser geordnet und das Ganze in eine von den früheren Schöpfungen vortheilhaft abweichende Form gebracht zu haben, ist ein Verdienst, welches ihm die strengste Kritik und vielleicht sogar Ungunst und Uebersättigung der eigenen Landsleute nicht versagen kann. Was der Verfasser bringt, ist nothwendiges Ergebniß

vorausgegangener Versuche, ist gleichsam Schluß und letztes Wort in einem mit wechselndem Erfolge schon oft behandelten historischen Gegenstande. Und wenn man zum Lobe des Verfassers auch nichts anderes zu sagen wüßte, als daß er einerseits die kriegerischen Ereignisse bei und um Kufstein an der Nordgrenze, andererseits die Niederlagen des Herzogs von Danzig in den Engschluchten des Inn- und Eisakstromes vollständiger, correcter und lichtvoller als die Vorgänger erzählt und dargestellt habe, so wäre der Gewinn schon in diesem Falle ein erheblicher und auch die Berechtigung, das Publicum mit einer neuen Schrift über den großen Aufstand der Tiroler heimzusuchen, genügend hergestellt.

Hauptverdienst und eigenthümlicher Vorzug dieser Biographie ist die sinnvolle Anlage und gleichmäßige Durchführung des ganzen geschichtlichen Gedankens, diese in ihrer Art vorzüglich gelungene Beschreibung des Ehrentages im Leben des muthvollen Tiroler Volkes. Der Leser sieht gleichsam mit leiblichem Auge, wie die That aus der Dunkelheit des Ursprunges plötzlich an das Licht springt, wie sie wächst und in raschem Schwung zur Blüthe reift, bis sie endlich mit der großen Niederlage der Insurgenten vor Mellek (October 1809) den Wendepunct erreicht und von diesem unheilvollen Tage angefangen, ebenso regelmäßig und correct, wie sie gestiegen, von Stufe zu Stufe wieder sinkt und endlich mit der verglimmenden Lohe der Brixener Feuerbrände stirbt. Große Katastrophen, sagt man, kündigen sich den Sterblichen durch vorauseilende Schatten an. Aber diese geheimnißvollen Mahnungen der Verhängnisse zu vernehmen, ist nicht Jedermann vergönnt. Nur der kluge, der helle Geist fühlt und ahnet in unerklärlichem Bangen, daß das Glück müde ist und daß der Sturm naht. Aus allen Führern des Aufstandes hat Speckbacher allein mitten im glanzvollsten Stand der

Dinge den heranrückenden Wendepunct erkannt, und seine „Ahnungen“ sprechen deutlich genug für den Scharfblick des Mannes, wie für den historischen Tact seines Biographen. Begegnet einem in den Schriften früherer Bearbeiter der kriegerischen Begebenheiten in Tirol nicht selten die Sprache leidenschaftlicher Aufregung und factiöser Verschrobenheit, so sündiget unser Verfasser eher durch das Gegentheil. Der Mann ist so frostig und hat eine solche Gewalt über seine Gemüthsbewegungen, daß er die greuelvollen Brand- und Würgescenen um Lienz und Brixen, weil das Drama bereits ausgespielt und sein Held nicht unmittelbar an dem Ereigniß betheiligt war, nur kalt und oberflächlich berührt. Dagegen lassen die Anstrengungen und die Strategeme Speckbachers, sich nach dem Fall der Insurrection einen langen Winter hindurch, und bis die Flucht nach Oesterreich möglich war, den Nachforschungen der Sieger zu entziehen, an Abenteuerlichkeit und List alles hinter sich, was uns Plutarch von den Rettungsversuchen der Proscribirten des römischen Triumvirats erzählt.

George Finlay: Medieval Greece and Trebizond.

(1851.)

I.

Gesagt hat man es schon oft genug, die Leute glauben es aber noch immer nicht, ja sie wollen es nicht einmal gern hören, daß die Deutschen in der Wissenschaft wie in ihrem politischen Dasein und Wirk n seit lange nur die Handlanger und die Taglöhner der großen königlichen Baumeister der weltbewegenden Ordnung sind. Von Politik sei aber diesesmal nicht die Rede und das Wort gelte nur der Wissenschaft. Haben auch die armen Deutschen, wie es schon oft gesehen, irgend etwas Gutes erfunden und ausgedacht, so weiß sich der Fremde schnell und geschickt den Vortheil anzueignen und den ungeschliffenen, naturwüchsigen Diamant durch seine Kunst in hellen Glanz zu bringen.

Der Britte G. Finlay hat eine Geschichte des griechischen Mittelalters, eine Biographie der beiden romantischen Kaiserthümer Byzanz und Trapezunt geschrieben — ein Doppelbau, zu dessen einer Hälfte ein Deutscher unter Noth und Kämpfen aller Art den Hauptstoff ganz allein hergestellt, zu der anderen Hälfte aber — was noch viel bedeutungsvoller ist — zuerst die Grundlinien vorgezeichnet hat, von welchen sich, ohne das ganze Unternehmen zu gefährden, kein Künstler dieses Feldes entfernen darf. Die Gleichgültigkeit germanischer Zeitgenossen im Bunde mit den

feindseligen Bestrebungen offener Gegner konnte den neuen byzantinischen Gedanken doch nicht mehr ersticken, und man muß es nun in Geduld ertragen, daß sich gründliche Kenntniß byzantinischen Staatslebens und seines in Zukunft unvermeidlichen Rückschlages auf die Politik des Occidents von dem vielgeschmähten Namen eines Unbedeutenden nicht mehr trennen läßt. Nur ein freies und sittlichstrenges Volk, wie die Britten, verstehen und verdienen es, Werth und Belang unabhängiger Wissenschaftsgedanken anzuerkennen, während Gemüther niederer Ordnung, gleich den Hof-Eunuchen von Byzantium, geborne Feinde mannhafter Tüchtigkeit und geistigen Uebergewichtes sind.

Den freundlichen Wink, welchen Ernst Curtius unlängst gegeben, hat man dankbar anerkannt; aber ein großes, selbständiges, innerhalb der Schranken strenger Kritik frei und schwungvoll vollendetes und vom warmen Hauch gesunder Staatsphilosophie belebtes Werk über das griechische Mittelalter hat im Geiste der neuen Constitution zuerst Hr. G. Finlay auf den literarischen Markt gebracht. Der reichen Stoffesfülle gegenüber ist Hrn. Finlay's Buch, wie er es auch selber nennt, allerdings nur eine Skizze, aber die Skizze ist eines Gibbon würdig und verräth Einsichten in die Natur der menschlichen Dinge, wie sie imbeciller Muthlosigkeit des Continents, wo nicht unheimlich und destructiv, so doch jedenfalls kühn und gefahrvoll scheinen werden. Die wahre historische Kunst, der Freiheitssinn, der sittliche Ernst, das Gedankenmark und die Eleganz der Form, die wir an den großen Meistern des Alterthums bewundern, hat mit stiefmütterlicher Beseitigung des Continents, wie es scheint, das stolze Großbritannien allein geerbt. Eigentlich unangenehmes wollen wir unseren gelehrten Zunft- und Stammesgenossen durchaus nichts sagen. Wahrhaft bedenklich aber wäre es erst dann, wenn man sich selbst nicht mehr achten könnte und —

wie der gefesselte Prometheus beim Tragiker — durch unzerreißbare Bande gefesselt, durch unabwerfbare Lasten niedergehalten und durch die Schlechtigkeit der Umgebung bewältigt und bethört, zur Verleugnung seines bessern Selbst gezwungen würde. Natürlich reden wir nur vom Geist der deutschen Literatur im Allgemeinen und wollen in seinem eingebildeten oder wahren Werthe persönlich Niemand kränken.

Fragen aber könnte irgend ein Spötter doch, warum der Fragmentist, nachdem er in byzantinischen Dingen so viel neues, bisher nicht bekanntes gefunden haben will und ihm nebenher auf dem Continent alles so corrupt und niedrig scheint, warum er, statt das Werk selber zu verrichten und den verkümmerten Credit der Continental-Literatur durch frischen Glanz zu heben, den Ruhm des Unternehmens einem Fremden überlassen hat? Es ist wahr und man glaubt es auch ohne Selbstüberhebung sagen zu dürfen, man wäre zu dieser Leistung vor allen andern berechtigt und gewissermaßen sogar verpflichtet gewesen, auch ward der Vorsatz lange festgehalten und ein bedeutendes Material schon angehäuft. Der Bau ist aber doch unterblieben, weil es in der Zwischenzeit mancherlei zu überlegen gab und weil man einer in Deutschland verfehmten historischen Controverse wegen die letzten Trümmer seines Glückes und seiner bürgerlichen Existenz vollends auf das Spiel zu setzen mit Recht für thöricht hielt. Die ersten Grundlinien zum byzantinischen Staatslebensbilde wurden in Deutschland mit so entschiedener Ungunst aufgenommen, und das ganze mit den byzantinischen Studien innig verflochtene politische Gebahren des Verfassers zeigte sich in seinen Wirkungen gleich das erstemal so verderblich und unheilvoll, daß man einen zweiten Stoß dieser Art, wie er natürlich nicht ausgeblieben wäre, ohne völligen Ruin auszuhalten nicht mehr die Kraft besaß.

In Deutschland ist es gefährlich Gedanken zu haben, wenn man sie nicht mit Heeresmacht verfechten kann. Warum soll aber auch einer mitten unter schmiegsamen und nachgiebigen Menschen allein starr und unbeugsam den Verhältnissen trotzen? warum die Freiheit des Gedankens mitten unter feilen Menschen vertheidigen, welche dienen und nebenher ihren Vortheil nicht versäumen wollen? Man hat durch schonungslose Befehdung mächtiger Vorurtheile und durch eine Geradheit in Wort und That, wie sie die gegenwärtige Zeit nicht mehr dulden kann, sich selbst nur zu viel geschadet, ohne deswegen anderen wesentlich zu nützen, ohne erlahmten Geistern einen höhern Schwung und sittlich Unterjochten ein wirksames Beispiel der Freiheit zu geben. Thrasea Paetus, heißt es im Tacitus, sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non praebuit.

Deswegen sei es jetzt der unzeitigen Bestrebungen und der nutzlosen Selbstopfer einmal genug! Wir haben den aufreizenden Gedanken von Byzanz zum Vortheil der Fremden fallen gelassen und wollen, klüger als früher, von jetzt angefangen mit aller Welt im Frieden leben, weil der Einzelne den Widerstand des Ganzen doch nicht brechen kann. Insoweit kann auch jene Partei, welche in Deutschland alles innere Mark versengen, alle Freiheit des Gedankens ersticken und die geistige Energie des deutschen Volkes bis zum Niveau eines * * * niederdrücken will, mit ihrem Werke zufrieden sein. Sie hat wenigstens Einen der unwirschen und lästigen Opponenten zum Schweigen gebracht und zu noch größeren Erfolgen die Bahn geebnet.

Und weil jetzt die leidenschaftliche Aufregung auf beiden Seiten gedämpft und überall kühle Reflexion an die Stelle des Enthusiasmus getreten ist, so sei es gestattet, noch einmal in frostiger Ruhe auf die zwanzigjährige gräko-byzantinische Fehde zurückzublicken. Das Individuum bleibt vorerst wie billig aus

dem Spiel, und von dem innern Gewicht der Frage selbst mag nach Maßgabe seiner Bildung und seiner staatsmännischen Einsichten Jedermann denken, was er will. Gewiß ist nur, daß seit den dogmatischen Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland keine wissenschaftliche Thesis mit einem solchen Maße von Leidenschaftlichkeit und gegenseitiger Erbitterung verfochten wurde, wie diese arme, den Bedrängnissen des Augenblicks gegenüber doch nur unbedeutende Frage des Mittelalters von Byzanz und Trapezunt. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung, in der Hitze des Gefechtes von beiden Theilen übersehen, tritt erst jetzt allmählich klar hervor und entschuldigt beinahe die Maßlosigkeiten der Gegenpartei, wenn es für Maßlosigkeiten, wie sie in dieser Fehde hervorgetreten sind, überhaupt eine Entschuldigung geben kann.

Der gesammte Bildungsstand und das geistige Leben des deutschen Volkes ist ein wesentlicher Ausfluß, ist die kräftigste Schöpfung, ja gewissermaßen die Verkörperung und Metempsychose des altgriechischen Genius, dessen Ewigkeit und unvergänglichen Glanz man unglücklicherweise an den ungetrübten materiellen Fortbestand des hellenischen Volkes knüpfen wollte. Mit dem Verschwinden des hellenischen Volkes, meinten sie in Deutschland, müsse auch die Wurzel aller humanen Bildung in Europa sterben, müsse sich namentlich eine Rinde crasser Barbarei mit Vandalismus und Russenthum über das hochgebildete Deutschland ziehen. Das war nun freilich unnöthige Sorge und heller Unverstand; wer aber will eine ganze Nation vor Gericht stellen und der Thorheit überführen? Neben den Zeitumständen bringe man auch noch die trockene und beinahe insolente Form in Rechnung, in welcher sich die neue Thesis dem Glutstrom germanischer Hellas-Begeisterung entgegenstellte. Nationalen Ge-

fühlen und ihren anerkannten Organen hart und rücksichtslos entgegenzutreten, ist für den Einzelnen allezeit ein Wagestück.

Nicht wenig verschlimmert ward der Streithandel noch insbesondere durch die persönlichen Verhältnisse und das Heimatland des Urhebers dieser unerträglichen, die wärmsten Regungen germanischer Bildungsträger frech verletzenden Häresie! „Je m'aperçois, Mr. l'Ingénu“, sagt der Bailli im Roman, „que vous parlez mieux français qu'il n'appartient à un Huron.“ Ein „Hurone“, meinte fashionable Literaten-Compagnie in Deutschland, habe kein Recht, den herkömmlichen Meinungen über byzantino-gräkisches Staats- und Volksleben geradezu widersprechende Correctheiten zu besitzen.

Mißklänge dieser Art versöhnt nur die Zeit und das vermehrte Wissen, besonders aber fremdes Dazwischentreten, wie es mit Abstreifung aller Parteigehässigkeiten rein im Geiste der Wissenschaft in seinem Werke Hr. Finlay übt. Am tactvollsten haben sich im Streite langefort die Griechen selbst benommen. Der gesunde Sinn sagte diesem reichbegabten Volke, daß es seine Geltung in Europa weniger durch den Glanz und das Alterthum seines Stammbaumes, als durch Thatkraft und persönliche Tüchtigkeit im gegebenen Augenblick begründen könne. Es brauchte lange Zeit und viele Mühe von Seite der occidentalischen Gegenpartei, die Bewohner des hellenischen Königreichs auf die falsche Bahn zu lenken und ihren gesunden Sinn zu bethören.

Wenn aber Hr. Finlay nach großen Zugeständnissen am Schlusse des ersten Kapitels die Bemerkung anfügt: daß solche Revolutionen und Volksverwandlungen für die Menschheit nichts Herabwürdigendes haben, wie man hie und da irrig meine, so wird er ängstlichen deutschen Gemüthern schon durch dieses einfache wahre Dictum reichen Trost gewähren. Wie freundlich

werden aber erst die Hellenen auf den Nachsatz der Phrase horchen, daß gemischte und gekreuzte Racen, wie z. B. die alten Quiriten und die heutigen Engländer, an physischer Kraft und geistiger Vollendung mit dem reinsten Blute alter und neuer Zeiten auf gleicher Höhe stehen! Wenn der kluge Jannetakis diese Stelle des Hrn. Finlay liest, ist ihm die Wahl, ob er einem P. Scipio und einem Gibbon gleichen, oder die Vorzüge des ehrenwerthen Oldenburgischen Präceptors Greverus theilen wolle, gewiß nicht lange zweifelhaft. Wenn nach Shaftesbury's Spruch Sparsamkeit wirklich die Mutter aller Tugenden ist und Tugenden allein die Reiche blühend machen, so darf man aller mittelalterlichen Katastrophen ungeachtet an der nationalen Tüchtigkeit und am künftigen Glücke des Neugriechischen Volkes nicht verzagen.

Herr Finlay, wie wir alle wissen, hat erst im verwichenen Jahre seine gerechte Forderung an Griechenland mit vieler Mühe und nach langer Geduld endlich zur Anerkennung gebracht. Hr. Finlay hat aber nicht bloß seinen Proceß gewonnen, er ist auch mit seinen Hausgöttern vom äußersten Thule völlig nach Hellas emigrirt und lebt nun als Bürger und Zunftgenosse mitten im Volke, über dessen Adelsfehde er das Austrägalgericht übernommen hat. Wagt es nun Hr. Finlay die vorjährige Kränkung hellenischen Stolzes durch eine neue Unbill zu steigern und dem „Verleumder" seines Adoptiv-Vaterlandes unbedingt in allen Theilen seiner Diatribe Recht zu geben? Oder möchte Hr. Finlay lieber durch unbedingte Verurtheilung des deutschen Criticus und seiner hellenenfeindlichen Ideen die Härte der Palmerston-Sentenzen in Griechenland vergessen machen? Hr. Finlay — ebenso klug als gelehrt — versteht in meisterhafter Wendung beiden Klippen auszuweichen und mit einem Spruch aufzukommen, dem sich beide feindlich-hadernden Theile ohne Murren fügen können.

Während Hr. Finlay — was wohl zu beachten ist — die Hauptergebnisse unserer byzantinischen Forschungen nicht nur als richtig anerkennt und sie ausdrücklich und in vielen Stellen beinahe wörtlich seinem Werke unterlegt, findet er doch Mittel in der Art und Methode, wie wir zu besagtem Resultat gekommen sind, Verschiedenes auszustellen, Mangelndes zu ergänzen und Unbestimmtes auf das richtige Maß zurückzubringen, so daß er am Ende wie ein alttürkischer Kadi beiden Processuanten Unrecht geben und den Gegenstand des Streites zu seinem eigenen Vortheil confisciren kann. Daß der Friede nur in dieser Weise zu erzielen sei, fühlen wir alle und meine freundlichen Widersacher, die „Trojanischen Helden" mit allen Marathono- und Leuctromachen, werden ihre Verurtheilung um so williger ertragen, weil Hr. Finlay auch ihren verhaßten Gegner und seine (angebliche) Gesammtvertilgung des europäischen Hellenenstammes nicht ungerupft entkommen läßt.

Daß sorgliches Studium in den sogenannten Byzantinern und nähere Prüfung verbesserter Mappen Griechenlands mit ihrer slavischen Topographie die Quelle unseres Sündenfalles und des gegnerischen Zorns gewesen sind, ist heute in Deutschland nicht mehr unbekannt. Hr. Finlay ist aber menschenfreundlich und möchte das Vergehen lieber von dem Beklagten gänzlich wegwälzen, wie Schafarik, oder wenigstens unsere Schuld durch die Bemerkung erleichtern, daß die Priorität ein slavinisirtes Hellas entdeckt zu haben nicht dem beklagenswerthen Gegenstande deutscher Literaten-Vehme, sondern einem Britten angehöre, und daß namentlich Hr. Leake schon Anno 1814, also vier volle Olympiaden früher als der deutsche Häresiarch, das Dasein slavischer Ortsnamen im Innern Griechenlands wahrgenommen und in seinem Wanderbuch aufgezeichnet habe. Die Sache ist richtig und der Umstand, daß wir unab-

hängig von der Leake'schen Forschung zu derselben Ueberzeugung gekommen sind, ändert an der Sache nichts und läßt die englische Priorität in ihrem Wesen unbestritten. Ebenso richtig ist aber auch, daß der treffliche Leake, zufrieden das isolirte Factum hinzustellen, den Gedanken nicht weiter verfolgte und in seinem Werke, wenn wir nicht irren, weder die Vorgänge, noch die Folgen, noch den Umfang, noch die staatsmännische Bedeutung dieser slavischen Völkerwanderung des Näheren betrachtet, am wenigsten aber von der großen, alle europäischen Vorstellungen über die Natur des byzantinischen Reichs beseitigenden Wirkung dieser Frage eine Ahnung hatte. Hr. Leake ließ in der Geschichte von Byzanz alles beim Alten und sein gelehrter Freund und Landsmann wird nicht leugnen, daß ein anderer den todten Buchstaben zuerst lebendig gemacht und dem kalten Marmorblock des Pygmalion Odem eingehaucht, Farbe, Nerv und Bewegung gegeben habe. Oder war denn vor dem Jahre 1830 irgendwo in Europa von Leake und einem slavischen Hellas die Rede, und hat nicht der Verfasser der Geschichte Morea's im Mittelalter allein die volle Schale des deutschen Literatenzornes leeren müssen? Hr. Finlay, welcher fremdes Verdienst bereitwillig und freundlich anerkennt, findet es doch beinahe amüsant, daß ein Deutscher Prätensionen von solchem Belange haben und gleichsam mit brittischem Capital Wucher treiben könne.

Der Leser sieht es, nicht etwa die mittelalterige Slaven-Thesis von Hellas wird in ihrem Wesen angefochten, wie es gelehrte und ungelehrte Widersacher gern lesen möchten; nein, nur die Ehre der ersten Entdeckung soll nicht dem flottenlosen Germanien, sie soll wie billig den Gebietern des Oceans, den freien und glücklichen Britten angehören. Diese Wendung der Streitfrage erzeugt in unserem Gemüthe nicht die leiseste Bewegung, nicht die geringste Unzufriedenheit. Wenn nur die

Thatsache selbst gerettet ist, mag die Ehre nehmen wer sie will. Wir Deutschen haben wohl Größeres verloren und können zu den übrigen Demüthigungen wohl auch noch diese kleine Zurücksetzung ertragen, welche in Deutschland ohnehin nicht von Jedermann empfunden wird. Die Streitsache, wie sie beinahe ein Menschenalter vor dem gelehrten Publicum schwebte, ist und bleibt, wenn man sie nach deutschen Begriffen taxiren will, aller gegnerischen Verkleinerungssucht zum Trotz doch eine „cause célèbre", die an ihrem Gewichte nichts verliert, wenn sich auch Leute einmischen, die, nach dem Maße ihrer Geistesschärfe und Gelehrsamkeit zu urtheilen, in einer solchen Sache das Wort zu ergreifen und mitzureden eigentlich nicht berechtigt sind. Um seinem Werke die Haltung und das Ansehen eines Schiedsgerichts zu sichern und doch den zartfühlenden Genius der Neu-Hellenen nicht unheimlich zu berühren, weiß Hr. Finlay dem Argument eine Wendung zu geben, die man ihrer Feinheit wegen nicht übersehen darf. Daß Hr. Finlay eine vollständige Actenkenntniß des gelehrten Processes besitzt und auch die unbedeutendste Byzantiums-Broschüre nicht übersieht, ist nur seine Schuldigkeit und soll an einem classisch streng geschulten Scolar of England für Niemand überraschend sein.

Ueber die Sache selbst, wie Hr. Finlay recht gut weiß, sind in Deutschland d r e i maßgebende Schriften erschienen: die erste mit der Hauptthesis und dem ersten großen Scandal im J. 1830; die zweite als nöthige Ergänzung und Erläuterung der vorausgegangenen im J. 1835; die dritte endlich als entscheidendes und letztes Wort ein volles Decennium nach der zweiten *). Für den jedesmaligen Standpunct und für die fortschreitende Erkenntniß und geistige Erstarkung des Verfassers ist jede dieser drei einzelnen Schriften

*) „Das slavische Element in Griechenland." Fragm. a. d. Orient, Bd. II, S. 364, 1845.

in ihrer Art bezeichnend. Die erste verräth mit der Neuheit des Gegenstandes noch den sprudelnden Enthusiasmus und die noch mangelhafte Bücher-Technik des süddeutschen Literaten. Kritisch schärfer gerandet, jedoch noch nicht vollkommen gewappnet und unangreifbar erscheint das Thema schon in der zweiten; gewissermaßen vollendet aber und hoffentlich den Anforderungen des strengsten Richters genügend zeigt es nach Beseitigung alles Maßlosen erst der dritte und letzte Act, zu welchem eine ungewöhnliche Veranlassung auch ungewöhnliche Kraft verliehen hatte.

In Proceßsachen geschieht der Spruch, wie bekannt, erst nach Inhalt und Einvernehmen des letzten Wortes. Wäre Hr. Finlay genau dieser Praxis nachgekommen, hätten sich die Schwierigkeiten seines gelehrten Unternehmens seinen neuen Mitbürgern gegenüber vielleicht nicht unwesentlich vermehrt. Eine billige Erwägung der letztgenannten Schrift hätte die drei Haupttadelsätze großentheils gelähmt und dem Finlay'schen Buch im Sinne der hellenisch-deutschen Gegenpartei viel Pikantes und Verdienstliches geraubt. Was thut nun Hr. Finlay, um diesem Uebelstande zu begegnen und die nöthige Selbständigkeit im Hauptpuncte nicht zu verlieren? Von den obengenannten drei Hauptschriftstücken des deutschen Verfassers werden nur die beiden ersten kritisch beleuchtet, die dritte aber, obgleich im eigentlichen Sinn das letzte Wort, wird wiederholter Citate ungeachtet in Würdigung des Thatbestandes und der vorräthigen Actenstücke doch nicht mitgerechnet. Diese Taktik schafft doppelten Vortheil: einmal gibt sie mit der Gelegenheit auch das Recht, die byzantinische Slaven-Thesis kritisch zu berichtigen und zugleich mit Glanz seine besseren Einsichten in das Staatsgetriebe von Byzanz geltend zu machen; dann ist sie noch das einzige Mittel, die Ungunst des eigenen Werkes den Hellenen in Griechenland und ihren Parteigenossen im Occident gegenüber zu verdecken. Also doch einmal kritisch berichtiget,

getadelt und ausgebessert? Welch ein süßer Klang im Ohr der Gegner! Allerdings, Hr. Finlay kritisirt dieses und berichtiget jenes, aber Hr. Finlay kritisirt und berichtiget mit der Feinheit und Politur eines vollendeten Gentleman, was im Gegensatze zur Art wie man literarische Fehden in Deutschland führt, ein sehr vortheilhaftes Licht auf die Britten wirft.

Im Ganzen sind es nicht mehr als drei Sätze, drei Gedanken, in welchen Hr. Finlay mit uns nicht derselben Meinung ist und worin er etwas auszustellen findet. Einmal wird zugegeben, daß unsere beiden Schriften viel Originalstoff enthalten; dagegen wird aber auch, und zwar mit großem Recht, das Mangelhafte und Oberflächliche in Angabe und Bezeichnung der Autoritäten getadelt und angelassen. Besonders ehrenvoll für das hart bedrängte Buch über Morea, eben deswegen aber auch jenen deutschen Kritikern, die uns in ihrer Unfreundlichkeit gar nichts gelten lassen, doppelt unwillkommen muß des tadelnden Beisatzes ungeachtet eine zweite Stelle im Werke des Hrn. Finlay sein. Statt von unserer Sache mit Geringschätzung zu reden, wie es in Deutschland bisher üblich war, bemerkt Hr. Finlay: es habe der deutsche Verfasser die große, von Leake zuerst vermuthete, aber doch bis auf die neueste Zeit ziemlich unbemerkte Revolution in der Bevölkerung Griechenlands zwar mit „great eloquence, learning and wit“ bei dem europäischen Publicum eingeführt und standhaft gegen allen Widerspruch vertheidigt; er sei aber auch hier von „einiger Uebertreibung“ (some exaggeration) nicht frei zu sprechen. Am empfindlichsten aber hat einen, wenn man es gestehen soll, der dritte und letzte Tadelsatz berührt, in welchem Hr. Finlay deutlich genug zu verstehen gibt, daß er von unserem slavischen Ortsverzeichniß in den beiden mehrbesagten Arbeiten über Morea und Griechenland nicht bloß keine so gute Meinung habe, wie wir selbst, sondern daß er in dieser slavischen

Nomenclatur sogar „viel Phantastisches" (much fanciful) zu entdecken glaube.

Es ist nicht das erste Mal, daß man in den Kritiken über unsere Schrift diesen Punct berührt. Man ist uns gleich anfangs, und zwar von competenter Seite, dieses nämlichen Verzeichnisses wegen etwas stark gekommen; aus allen Gegnern am strengsten aber hat uns ein berühmter deutscher Hellenist gegeiselt, der zuletzt zu Halle in Sachsen lebte. Der Zorn über unsere vermeintlichen Slavensünden saß im Gemüthe dieses Mannes so tief, daß selbst durch wiederholtes und reuevolles Bekenntniß im Verein mit den strengsten Pönitenzen das Rachegefühl beleidigten Dorismus' nur mit vieler Mühe und nicht ohne lange Fehde zu versöhnen war. Es ward seitdem von unserer Seite manche begütigende Erklärung abgegeben; auch hat es an Erläuterungen, Ergänzungen und gelehrten Glossen der verschiedensten Art nicht gefehlt, und doch, scheint es, hat das Alles wenig oder nichts genützt, da jetzt auch noch Hr. Finlay auf den alten Vorwurf nicht verzichtet. Man muß beinahe glauben, daß die Gegenpartei unsere spätere Correctheit in der slavischen Linguistik nicht einmal gern sieht und sich noch immer an die ersten, längst verbesserten Fehler hält. Nun was sagt denn aber eigentlich Hr. Finlay über unser slavisches Ortsverzeichniß? ist Hr. Finlay auch so grausam und unerbittlich-resolut, wie Freiherr v. Ow, welcher unter den dritthalbhundert von uns für slavisch erklärten Localnamen der Halbinsel Morea gar keinen einzigen als solchen gelten läßt, und dagegen mit bewunderns-würdigem Heldenmuth die Dorfnamen Warschau und Kukuruz, zu wesentlichem Nutzen und Vorschub des griechischen Königreichs, für rein hellenisch hält? Hr. Finlay hatte kein Interesse ein Buch im Sinne des Hrn. v. Ow zu schreiben, und auch uns selbst wird es der geehrte Freiherr nicht übel nehmen, wenn

wir zu seinen ritterlichen Thaten bisher geschwiegen haben. Hr. v. Ow hat uns in der redlichsten Absicht — das gestehen wir ein — auch nicht ohne Einsatz seiner vollen geistigen Kraft befehdet; aber Hr. v. Ow weiß so gut wie Jedermann, daß Wille und geistige Kraft zuweilen im kläglichsten Mißverhältniß sind. Hrn. v. Ow seine aristokratischen Feinheiten in vollem Maße zu erwiedern, wären wir in unserer Eigenschaft als Plebejer völlig unvermögend; wir erwarten aber dagegen von dem tactvollen Griechenvolke mit Zuversicht, daß es sich eine zweite Vertheidigungsschrift dieser Art höflichst verbitten werde.

Gar so tragisch indessen und gar so ernst wollen wir die Sache doch nicht nehmen. Offenbar wollte Hr. v. Ow lediglich das deutsche Literaten-Publicum durch seine Künste „amüsiren", was dem edlen Freiherrn nach Finlay's Urtheil vortrefflich gelungen ist. Ein halbes Duzend Decorationen wären kaum genügend, eine so nachhaltige Erschütterung des deutschen Zwerchfelles würdig zu belohnen.

Rang und Gehalt der freiherrlichen Muse hat übrigens Hr. Finlay durch ein einziges Wort angedeutet, welches Wort der freundliche Leser im Buche selbst nachzusehen bestens eingeladen wird.

Jedoch über unsere eigenen „phantastischen" Sprünge etwas näheres anzudeuten, schien Hrn. Finlay vollkommen überflüssig; ja selbst die vorberührte allgemeine Bemerkung über das „much fanciful" scheint er mehr im Vertrauen auf fremde Autorität, als in Folge eigener Studien gethan zu haben. Was will es denn aber auch sagen, wenn irgend ein feindseliger Kriticus unter hunderten von slavisch gedeuteten Localnamen zwei entschiedene Irrthümer und einige ungenügende Deutungen aufgefunden hat? Weil aber aller seit Jahren vorausgegangenen

Erklärungen ungeachtet das Geplänkel nicht enden will und mir in der Noth kein ritterlicher „deshacedor de agravios“, wie dem Señor Andres im Cervantes'schen Roman, zu Hülfe eilt, so will ich mich im Vertrauen auf eigene Kraft selbst vertheidigen und vorerst nur die deutschen Gegner freundlich, aber zum letzten Mal, ersuchen, ja nicht leichtfertig und ohne alle Kunde slavischer Grammatik und byzantinischer Literatur über das Mehr oder Weniger einer Frage zu entscheiden, in welcher nur Gelehrte wie (weiland) Kopitar und Schafarik, wie Miklosich eine Meinung zu haben und ein Wort mitzureden berechtigt sind. In anständiger Entfernung von diesen berühmten Slavisten nehmen demüthig und bescheiden wir unsern Platz, während die deutschen Widersacher im slavischen Inventar meistens als Hausrath „ohne Tax“ vorüberziehn. Daß die Britten vom Russischen nichts wissen wollen ist begreiflich. Mehr Ursache, sich auf diesem Gebiete näher umzusehen, hätten vielleicht die Deutschen; und wer weiß, ob sich die göttliche Vorsehung nicht über kurz oder lang eines eigenthümlichen Mittels bedient, unsere Unwissenheit im Slavischen zu beschämen und nebenher auch die insolente „stubborness“ der deutschen Literaten wirksamst zu corrigiren?

Wir haben, wie der Leser sieht, aus dem Buche des Hrn. Finlay zuerst die negative Seite mit allem, was unseren Ansichten über das byzantinische Reich im Allgemeinen und über das griechische Mittelalter insbesondere kritisch entgegentritt, redlich und gewissenhaft herausgehoben. Den wesentlichen Inhalt und den eigentlichen Grundstock unserer Doctrin umzustoßen, wie es sich bis auf die neueste Zeit liebe deutsche Einfalt unterfing, hält Hr. Finlay nach strenger Prüfung der Actenstücke nunmehr für eine Unmöglichkeit. Selbst das Wenige, was er an unseren Arbeiten auszustellen hat, ist im Verhältniß zum

Ganzen so unbedeutend und secundär, daß man über das zornvolle Pathos der deutschen Gegner beinahe lachen muß. Was seit zwanzig Jahren, wenigstens in Deutschland, noch unsicher und schwankend war, das hat jetzt feste Unterlagen und ist vor einem competenten Schiedsgericht als bleibende Norm für die byzantinischen Studien aller Zeiten anerkannt. Zur vollen Würdigung des Finlay'schen Buches und seiner Stellung zu der europäischen Wissenschaft fehlt nur noch die positive Seite des Berichtes, welche hoffentlich ein zweiter Artikel bringen soll.

II.

Vielleicht hat manchen Eiferer für deutsche Ehre das Wenige schon verdrossen, was wir im Vorbericht zu Finlay's neuem Werke rühmlich und anerkennend gemeldet haben. Wahr ist es freilich, die Britten behandeln uns im Ganzen nicht besonders nachbarlich, und die Gründe zu continentalem Widerwillen gegen die Politik dieses Inselvolkes mehren sich in raschem Zug. Aber ein Product der brittischen Muse nach seinem inneren Werthe loben, wäre deswegen noch kein Verrath am deutschen Vaterlande und an seiner geist- und kraftvollen Literaten-Zunft. Mit jedem Jahre wirft das anatolische Princip seine Schatten dichter über den Occident, und die Fäden zu einer neuen Ordnung im Können und im Wissen — wir fühlen es alle — sind bereits über Europa ausgespannt.

Mit ihrem bewunderungswürdigen Talent sich überall zurecht zu finden und sich allen Formen anzupassen, sind die Deutschen auch in dieser Neugestaltung wieder „die Pioniere" der Wissenschaft. Was Alarich und Attila ihrer Zeit nicht vermochten, hat mit merkwürdigem Geschick im Byzantinischen das Neu-Germanenthum verrichtet und zu gleicher Zeit seine Thaten fließend und elegant zu Papier gebracht. Deutsche Kürze, deutsches Gedankenmark und deutschen Styl in Dingen des byzantinischen Orients zu bewundern und anzupreisen, war ja von jeher unser Geschäft und unsere Lust. Daß die Deutschen theoretisch sehr viel wissen und in ihrem Drange über alles schreiben, ist jetzt selbst am

thracischen Bosporus rühmlichst anerkannt. Daß sie aber in der praktischen Politik noch viel glücklicher und gewandter als im idealen Concepte sind, hat in voller Klarheit erst die neueste Zeit ans Licht gebracht, wird aber natürlich noch nicht von Jedermann so ganz geglaubt. Gegen ihre Gewohnheit, jegliches aus dem Fundament zu ergründen und der politischen That jedesmal den Gedanken voranzusenden, haben unsere theuersten Landsleute nur über das griechische Mittelalter und über das romanhafte Imperium von Trapezunt bis auf die letzte Zeit kaum etwas nennenswerthes auf Leipziger Messen zu Markt gebracht.

Die byzantinischen Bestrebungen unserer westlichen Nachbarn will man nicht verkennen; aber Du Cange's Mühen und Le Beau's großartige Compilation selbst mit Saint-Martin's Zusätzen, sind ja nur erst Materialien-Sammlung, aber noch keine Wissenschaft. In Deutschland selbst aber kannte man, wenn die Rede gestattet ist, außer Justinians Titulatur, wie sie geistreiche Pandektenlehrer als einen der wichtigsten Acte römischer Gesetzgebung in ihrer Schule jahrein jahraus pathetisch declamiren, von byzantinischen Dingen im Grunde wenig mehr, als die beiden historischen Thatsachen: daß die christlichen Barbaren des Abendlandes einst die reiche und hoch civilisirte Stadt Konstantinopolis verbrannt, die beiden rivalisirenden Kirchen des Orients und des Occidents aber sich gegenseitig mit unauflöslichem Bann geschlagen und wechselseitig vom Himmelreich ausgeschlossen haben. Von einem inneren Zusammenhang und geistigen Fluß dieser Begebenheiten und von der welthistorischen Bedeutung der Sieben-Hügelstadt am Bosporus zeigte sich im gelehrten Occident nirgend eine Erkenntnißspur. Wer immer Marini's, diesseits der Alpen kaum dem Namen nach bekannten Roman, Calloandro fedele, gelesen hatte, galt in Dingen von Trapezunt schon für einen gelehrten Mann.

Was Hr. Finlay über diese beiden Staaten geschrieben hat, ward in der Art der Anordnung und Begründung schon letzthin als ein wahres Novum angepriesen und nebenher einer sorgfältigeren Analyse für würdig gehalten, als Zeit und Umstände für jetzt räthlich machen. Daß die Britten Twist und gespultes Garn in ungeheuren Massen nach Deutschland werfen, sagen uns die Zollregister jedes Jahr und kennen selbst die Frankfurter Sachverständigen gegen dieses Uebel noch keinen Rath. Mit Twist und Garn nebst andern Verdrießlichkeiten ist es aber leider noch nicht genug. Die Britten in ihrer Arbeitsfurie und geistigen Beweglichkeit schleudern, wie man an Finlay sieht, auch neue Bücher und neue Gedanken auf den orthodox und langsam athmenden Continent. Ein deutscher Literat aus der Schule Ludens hätte über diesen Gegenstand wenigstens ein Dutzend Bände abgesponnen. Finlay's Buch, über welches hier der zweite Bericht erstattet wird, füllt aber mit Text, Appendix und Register nur einen mäßigen Octavband von nicht mehr als fünfhundertneunzehn Seiten eleganten Druckes. Was die Britten beginnen, verrichten sie — etwa den Krieg in Caffraria ausgenommen — überall mit Zierlichkeit und Geschick. Der Britte redet kurz, aber verständlich, und Niemand wird, wie es etwa neulich in ihrem Petersburger Programm die Russen wollten, auf so engem Raum eine vollständige Chronik, gleichsam eine Reichs-Strazza und ein orthodoxes Tagebuch des langlebenden Imperiums von Byzanz erwarten. Hier ist nicht die Frucht mechanischen Sammlerfleißes und gedankenlosen Anhäufens zerstreuter Thatsachen, hier ist der rasche Blick und die historische Scheidekunst eines Philosophen, der das Völkerleben in seinen Hauptmomenten zu erfassen und in großen Zügen darzustellen weiß.

Nur die inhaltschwere Periode von A. D. 1204, wo die Abendländer des Papstes Innocenz' III. Byzanz erstürmten und

das christlich-theologische Imperium des Orients in Stücke schlugen, bis zur Wiedervereinigung der endlich ganz auseinander gefaulten Trümmer durch Mohammed II. um das Jahr 1460, hat Hr. Finlay mit Beiziehung der neuesten Forschungen besser und naturgemäßer, als es bisher geschehen, historisch auszumalen unternommen. Das Bestehende niederzuwerfen und den Fortschritt durch rohe Kraft zu stören, ist den Abendländern zuweilen im Orient gelungen, — aber etwas Bleibendes zu schaffen, etwas Lebenskräftiges einzupflanzen, haben sie unter jenem Himmelsstrich noch niemals vermocht. Ein reiches Maß von Unglück, Täuschung und Nachtheil hat das hartnäckige und blinde Verkennen dieses Axioms schon über Europa gebracht, und das erste große Exempel gibt uns die mittelalterliche Katastrophe von Byzanz.

Was der Natur des Occidents widerstrebt, was man selbst an Napoleon nicht dulden konnte, und was neuerlich im kleinsten Maßstabe sogar in Deutschland mißlungen ist: „Einheit des Gedankens und der That" zu erzielen, hätte in Europa nur der heilige Stuhl die Kraft. Einen mächtigen und allumfassenden Geist wie Innocenz III. hat der Occident seit Julius Cäsar nicht mehr hervorgebracht. Und doch war das welterobernde Imperium des großen Pontifex und seiner Nachfolger, selbst an der Spitze des streitbarsten Bestandtheiles des menschlichen Geschlechts, das anatolisch-byzantinische Element zu überwältigen nicht stark genug. Kaum ein halbes Jahrhundert nach dem Siege mußte der lateinische Occident mitten in seiner Allgewalt vor dem wiedererwachenden Byzantinismus die Flucht ergreifen und mit seinen Theilfürsten, seinem ritterlichen Ungestüm und seiner Dogmatik wie Sonnenstaub vom anatolischen Boden verschwinden. Und nur der kleine Autokrat von Trapezunt vermochte, eben weil er Byzantiner war, wie vorher dem lateinischen Ritter-

Kaiserthum, so jetzt der wiederauflebenden orthodoxen Centralgewalt von Byzanz zu widerstehen.

Die zwiespältige Natur seines Gegenstandes hat Hr. Finlay in die beiden Abtheilungen „Romanien und Trapezunt" geschieden, von welchen das eine in zehn, das andere aber nur in fünf Capiteln besprochen wird. Ein flüchtiges Summarium abgerechnet bleibt die Abtheilung „Trapezunt" mit dem kolchischen Wald und mit dem schönen Komnenen-Blut als etwas Apartes von unserm Berichte über Finlay's Buch diesesmal noch ausgeschlossen und wir lenken den Sinn des Lesers vorerst nur auf Byzanz und seine zehn Capitel hin.

Lange, vom Körper des Textes getrennte Vorreden, wie sie in Deutschland üblich und zugleich nöthig sind, halten die englischen Literaten mit gutem Rechte für überflüssig, weil das öffentliche Leben und die Majestät Großbritanniens den anglosächsischen Geistesproducten als Vorwort dient. Der Britte geht, wie zu Firuf-Schah und Sobraon, ohne viel Wortgeplänkel überall gleich zur Sache selbst.

Zwei Leitgedanken, zwei maßgebende Thatsachen: Zahlabnahme der hellenischen Race und Colonisirung Griechenlands durch die Slaven, sagt Hr. Finlay gleich im Beginn seiner Schrift, bilden die Grundlage aller griechisch-byzantinischen Reichsgeschichte. In England selbst wird das Aergerniß dieser Thesen nicht bedeutend sein. Was man aber zu diesem Axiom in Deutschland sagen wird, ist noch ungewiß. Indessen hat Hr. Finlay auf diesem neuen Fundament sein byzantinisches System gebaut und deswegen seinem ersten Capitel auch mit gutem Recht die oben bezeichnete Aufschrift als Wahrzeichen vorangeschickt. Der Schöpfungsproceß jenes eigenthümlichen, das ganze Mittelalter füllenden, heute noch fortlebenden politisch-theologischen Völkercomplexes, den man bei uns Imperium Byzantinum

nennt, begann erst nach allmählichem Erlöschen der alten hellenischen Race und der althellenischen Culturgedanken im Laufe des sechsten Jahrhunderts nach Christus unter dem Pandekten-Heros Justinian. Justinian I., der Victor und Triumphator unserer Juristen, war von Herkommen und Geblüt ein slavinischer Barbar und zugleich der byzantinische Herostrat, welcher mit seinem Reichs-Codex und seinem kaiserlichen Evangelium den Bau der alten Welt gebrochen hat. Neues Blut, neuer Gottesdienst und neue Gesetze waren nöthig, um jene unzerstörbare Kraft zu erzeugen, die, einst vom christianisirten Byzanz der Justiniane ausgegangen, heute Europa überfluthen will und naturgemäß einen zweiten Tag von Chalons bringen muß. Hoffentlich sind aber die, welche nach uns kommen und die nach dem Dafürhalten der Social-Historiker bereits aus dem Chaos heraufgestiegen sind, einsichtsvoller und im Streite unverzagter, als die verkommene Gegenwart des europäischen Continents.

Daß die Gothen und die Hunnen mit ihrem Alarich und ihrem Attila gegen Byzanz bleibend eigentlich nichts vermochten, dagegen aber die obscuren, uneinigen, zerstreutlebenden, zähen Slaven, ohne einen „homme millénaire", wie Chateaubriand den Gothenführer Alarich nennt, an ihrer Spitze zu sehen, die Hellenen-Race verdrängen, das halbe byzantinische Reich besetzen und am Ende gar noch den neuen, Westeuropa bedrohenden Staats- und Kirchenstoff von Anatolien bilden konnten, das muß nicht bloß den scholastischen Hochmuth der deutschen Philologen, es muß auch den Nationalstolz und das gerechte Selbstgefühl des germanischen Occidents verletzen. Hr. Finlay lindert unseren Schmerz durch Schmälerung der Slaven-Glorie und durch den Beweis, daß schon Jahrhunderte vor dem feindlichen Einbruch der Slaven Verödung und Entvölkerung in Griechenland begonnen habe, ja daß schon im classischen Hellas die

Hälfte der Bevölkerung aus fremden Knechten bestand und daß überhaupt neben der Einfuhr nördlicher Feldarbeiter hauptsächlich der ökonomische Verfall Griechenlands, die Unwissenheit und die sociale Entwürdigung des Volkes durch das kaiserliche Regiment dieses Unheil fremder Ueberfluthung noch weit mehr, als selbst die slavischen Eindringlinge verschuldet haben. Dieses Argument wird manche Schroffheit glätten und vielen Griechenfreunden tröstlich sein. Hr. Finlay hat zugleich den guten Tact, aus den Gesetzbüchern des Theodosius und des Justinian nachzuweisen, daß der Boden des halböden Griechenlands schon vor dem Slavensturm in den Händen weniger Grundbesitzer, folglich seinem größeren Theile nach Weideland ohne Straßen und Brücken gewesen sei und in solcher Eigenschaft für den kaiserlichen Fiscus mit jedem Jahre unergiebiger werden mußte. Ein Land aber, das wenig oder gar nichts eintrug, mit großen Kosten gegen feindliche Einbrüche und Verheerungszüge zu beschirmen, meint Hr. Finlay, hatte die byzantinische Centralgewalt wenig Lust. Das geldarme, menschenleere Hellas ward von Seite des kaiserlichen Hofes in der grausenvollen Zeit nach Justinian fast ohne Kampf seinem Schicksale überlassen. Von der Krankheit, die man bei uns „Hellenenfieber“ nennt, war man im christlichen Kaiser-Palast zu Konstantinopel ebenso vollkommen, wie heute in Czarskoje Selo, verschont geblieben. Das Finanzwesen, nicht das Heer (viel weniger eine sentimentale Schul-Idee), war hervorstechender Charakterzug des oströmischen Kaiserstaates (the treasury, not the army, gave its character and laws to the Eastern Roman Empire I. 13).

Hr. Finlay, scheint es, versteht was Byzanz bedeutet, und seine Berechtigung über byzantinische Dinge das große Wort zu führen, hat dieses einzige Dictum vollauf bewährt. Im Dogma wie im Heerwesen war man im christlichen Stambul allzeit nur

auf der Defensive. Die Byzantiner wollten weder Andersglaubende bekehren, noch durch freiwilligen Kampf die Grenzen des angestammten Guts erweitern; man wollte nur bleiben, wie man war, und zugleich behalten, was man hatte. Selbstthätig und aggressiv mit seinen tausend Polypenarmen war nur der kaiserliche Fiscus und die Wissenschaft der Besteuerung. Die Kunst alles Gold, alle Arbeitsfrucht, allen Schweiß und Gewinn orthodoxer Thätigkeit und Speculation mit Hülfe der Folterbank aus den Taschen der Unterthanen herauszupressen und in die geheiligte Schatzkammer des Autokraten zu leiten, ward im christlichen Byzanz auf einen Grad der Vollendung gebracht, von der man sich in unseren Tagen, wo der Steuerbetrieb doch auch nicht ganz verachtet wird, kaum eine genügende Vorstellung machen kann. Selbst Mehemed Ali's Finanz-Agenten dürften bei den Byzantinern noch zur Schule gehen und die verrufene Pascha-Wirthschaft vor der großen griechischen Insurrection war im Vergleich mit den christlich-byzantinischen Steuer-Musterbildern noch Barmherzigkeit. Das monströse System der gegenseitigen Haftung (Ἀλληλέγγυον) der Individuen, der Dörfer, der Districte, der Provinzen in Steuernöthen ward nicht von Mehemed Ali, wie langefort seine Gegner irrig behaupteten, sondern im christlichen Byzanz ausgedacht, und nur in der „heiligen Stadt" am Bosporus konnte der Erfinder dieses antichristlichen Plünderungssystems als Lohn das kaiserliche Diadem erhalten (Nicephorus I).

Wie die Zeiten jetzt sind, würde man eine gewissenhafte und selbst eine actenmäßige Darstellung des orthodox-byzantinischen Finanzsystemes nur ungern in der Presse sehen, hauptsächlich wegen der innigen und warmen Verbrüderung der griechischen Kirche mit dem Autokratenthron. Die anatolische Kirche, sagt Finlay scharfsinnig, war in ihrem Wesen weder griechisch noch

römisch; aber sie gründete unter dem Namen der „Orthodoxen“ eine selbständige und bisher in der Welt noch unbekannte Gewalt, die als Bundesgenossin des weltlichen Imperiums energischer und lebenskräftiger war, als selbst jede Nationalität. Wie man Gedanken und Handlungen der Menschen aller Selbständigkeit entkleiden und in allen Fasern despotisch zügeln könne, hat der geheimnißvolle Bund zwischen Thron und Altar in Byzanz gelehrt. Im byzantinischen Reiche waren die Bande des Blutes und der Race schwächer, als Kirchenglaube und Gesetz mit ihrem Kitt. Niemals — unsere Philologen dürfen es glauben — hätte sich der Genius von Altathen und Sparta in diese orthodoxe Byzantinerform schmelzen lassen. Um eine solche Verwandlung nur möglich zu machen, mußte eine große und allgemeine Revolution vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert ihre Wellen über Hellas wälzen, mußte der größte Theil von Griechenland siebenhundert Jahre lang slavo-russisch reden, und mußte die grausige Barbarenfluth aus der hellenischen Staatsgesellschaft jegliche Spur alter Zeit wegspülen und aus der Landesgeographie von den hellenischen Ortsbenennungen selbst die Erinnerung vertilgen.

Mancher Leser hat die Entschiedenheit und den Unwillen noch nicht vergessen, mit welchem deutsche Kritik die in der Geschichte von Morea einem byzantinischen Kirchenhistoriker nacherzählte Verödung Inner-Griechenlands durch die Einbrüche der nordischen Barbaren des sechsten Jahrhunderts bestritten und verworfen hat. Der besser unterrichtete Finlay hat gegen das naturgetreue Bild jener Stelle des Evagrius nicht das geringste einzuwenden und meint sogar, die wilden Avaro-Slavinen wären ihrer Zeit in der Kunst, Griechenland zu verwüsten und zu veröden, hinter den Türken und den Palikaren unserer Tage wahrscheinlich nicht zurückgeblieben. Finlay der Augenzeuge und Evagrius der Zeitgenosse reden von ihren respectiven Epochen

ungefähr im gleichen Styl. Unsere gelehrten Gegner hatten eben keine Vorstellung von der Größe der Uebel, welche nur von A. D. 400 bis in die Mitte des sechsten Säculums über Hellas hereingebrochen waren. Man meinte bei uns, Griechenland sei in den Tagen des byzantinischen Imperators Mauritius noch ebenso gesundheitstrotzend und blüthevoll gewesen, wie weiland nach den alten Perserkriegen. Unkunde in nothwendigen Dingen (ἀμαθία) nennt Plato nicht bloß ein Unglück, er nennt es sogar ein Laster, auf welches die Obrigkeiten seines wohlbestellten Gemeinwesens zu fahnden schuldig seien. Mit der „Amathia" es auch heute noch überall so scharf zu nehmen, gestattet der Zeitgeist nicht. Freuen aber muß man sich, daß zur Bekämpfung dieses moralischen und deutschem Credit höchst nachtheiligen Ungethüms ein so trefflich bewaffneter Paladin, wie Hr. Finlay, auf der Walstatt erschienen ist. Einen Brahminen zum Christenthum zu bekehren, sagt der Missionsbericht, sei äußerst schwer; aber für noch weit schwerer halten wir es, einen deutschen Stock-Philologen in Dingen von Byzanz zur Raison zu bringen.

Der Gedanke, es habe sich im oströmischen Reich während der benannten Epoche ein neues, von der alten Welt im Blut wie in der Moral und im Begriff wesentlich verschiedenes Volks- und Staatselement ausgebildet und es seien sofort mittelalterliche Romäi, nicht mehr alte Hellenes im Land gewesen, fand in der deutschen Gelehrtenwelt trotz aller politischen Wahrzeichen und Mahnungen noch immer Widerspruch. Jetzt auf Finlay's Argumente hin wird es mit dem stöckischen Widerbellen freilich ein Ende haben. Daß aber diese mittelalterlichen „Romäi", die sich seit Photius und Michael Cärullarius als feindliches Kirchen- und Staatsprincip dem lateinischen Occident entgegenstellen und den Europäern noch heute große Sorgen bereiten, in ihrer Neugestaltung weder Hellenen, noch Slaven, noch Wlachen und

Albanesen, sondern eine unauflösliche Mischung aus den vier benannten Elementen sind, wird in Finlay's Buch als Grundton und Ausgangspunct aller byzantinischen, in Europa noch heute nicht hinlänglich verstandenen Erkenntniß und Politik aufgestellt. Diese Finlay'sche Byzantiner-Thesis gehört mit Riehls „Bürgerlicher Gesellschaft“, mit Eötvös' „Ideen des neunzehnten Jahrhunderts“ und besonders mit Gutzkows großem deutschen Roman „Die Ritter vom Geiste“ vielleicht zu den neuesten und fruchtbarsten Gedanken in der abendländischen Politik. Alles übrige, was die Europäer jetzt in diesem Zweige der Erkenntniß thun und sinnen, ist meistens alt und abgenützt.

Wie und durch wen ist aber diese Verschmelzung fremder Elemente, dieser chemische Völkerproceß zu Stande gekommen? wie und wann ist endlich wieder Ordnung in das byzantinisch-griechische Chaos gedrungen und der lethargische Schlummer gewichen, der seit Justinian I. (A. D. 540) die oströmischen Länder gefesselt hielt? In Beantwortung dieser Fragen tritt die Kluft zwischen Finlay's Doctrin und der Meinung seiner Gegnerschaft am deutlichsten hervor.

Die Anhänger der letzteren zweifeln in ihrer Gemüthlichkeit keinen Augenblick: der erhabene Zeus von Olympia, der Heros Agamemnon von Mycenä und der Gerber Kleon von Athen haben in gemeinsamer Mühe die zaubervolle Metamorphose der neuen Ordnung hervorgebracht. Hr. Finlay ist freilich anderer Ansicht und hat die Quelle dieses großen Umschwunges, dieser „mächtigen socialen Revolution“ der Gräkenrace in der Isaurischen Reformdynastie, im Hause der „bilderstürmenden“ Autokraten von Byzanz erkannt. Und in der That, mit dem Stammvater dieser großen Herrscher, mit Leo III., dem christianisirten Barbaren aus den kleinasiatischen Taurusschluchten, entdeckt man in Griechenland die ersten Regungen eines neu erwachenden Staatslebens,

welches erst hundert Jahre später mit dem byzantinischen Siege über die Morea-Slaven vor Patras (807) in die Jugendblüthe trat. Nach diesem entscheidenden, von den wenigsten Literaten gekannten Ereigniß vor Patras zeigte sich in den geselligen Zuständen der Bewohner Griechenlands eine auffallende Veränderung: die heterogensten Elemente, Einheimische und Fremde, Slaven und verwitterte Griechenreste, Freie und Knechte, Alt-Christen und neubekehrte Heiden schmolzen in eine gleichartige Masse zusammen und stellten sich unter dem Namen „Romäi" oder „Gräken von Byzanz" als neues constitutives Staats- und Kirchenelement dem lateinischen Occident entgegen. „Die erste große Welle der unwiderstehlichen Strömung volksthümlicher Energie rollte damals, von den Philosophen unbemerkt, selbst vom Volke übersehen, ohne Argwohn der Staatsmänner und der Fürsten über das östliche Imperium."

Wie eifersüchtig indessen der kaiserliche Hof den wiederauflebenden kriegerischen Geist der neu-gräkischen Bevölkerung überwachte und zu lenken suchte, sah man am deutlichsten nach dieser ohne directe Beihülfe der Centralgewalt gewonnenen Patras-Schlacht. Ehre und Frucht des Tages wurden durch einen amtlichen Erlaß des gekrönten Finanzministers (Nicephorus I.) ganz und allein dem miraculös intervenirenden Apostel St. Andreas beigemessen, damit das Volk in Griechenland ja etwa nicht denken sollte, es könne Recht und Freiheit durch eigene Kraft vertheidigen und dürfe wenigstens einen Theil des Gewinnes selbst behalten, den es erstritten hat. Die jährlichen Finanzerträgnisse aus dem endlich bezwungenen Slavenlande Morea wurden sammt der Beute des Schlachtfeldes redlich und gottselig zwischen dem geheiligten Fiscus und St. Andreas' Schrein getheilt. Ein neuer Kalenderfeiertag, ein neuer Kirchenschmuck und erhöhte Steuern waren die Volksprofite der Patras-Schlacht. Materiell genommen war

das Gefecht vor Patras freilich höchst unbedeutend; von desto unermeßlicherem Belange aber war es in seinen Folgen, weil die im Stillen keimende Saat, die im Verborgenen gährende Schöpfung an jenem Tage sich offenbarte und in voller Reife auf die Oberfläche trat. Das im europäischen Theile des byzantinischen Kaiserstaates physisch und numerisch überwiegende, geistig aber noch untergeordnete und in den Künsten der Gesittung schwächere Slavenvolk ward nach seiner Besiegung zuerst durch das Sacrament der christlichen Taufe mystisch neugeboren und als Neophyt mit gleichen Rechten und gleichen Erbansprüchen in den Schooß der orthodoxen Familie des anatolischen Kirchenstaates aufgenommen. Und so frisch war, wie es in solchen Fällen jederzeit geschieht, der physische und geistige Trieb in den neugetauften Massen, daß Slavenblut und Slavenrührigkeit schnell in die höchsten socialen Classen drang und in der Person eines derben Bauernburschen aus Slavisch-Macedonien für mehr als hundertfünfzig Jahre sogar den orthodoxen Kaiserthron bestieg. Die byzantinischen Philologen und Hof-Heraldiker haben freilich mit der nämlichen Bündigkeit, wie etwa die Philhellenen unserer Tage, alsogleich den Beweis geliefert, daß der neue, russisch redende, auf dem Kornfelde geborene orthodoxe Autokrat Basilius I. vaterseits in gerader Linie von Alexander dem Großen und den argivischen Herakliden, mutterseits aber vom armenischen Königsgeschlechte der Arsaciden stamme.

Diese macedonische Slavendynastie vollendete und befestigte den Bau des byzantinischen Despotismus, welchen durch Bändigung der Sacristei und durch Vernichtung des Restes politisch-wichtiger Local-Institutionen in Griechenland eigentlich erst die reformirenden Ikonoklasten-Kaiser gegründet hatten. Die kaiserliche Centralverwaltung mit dem Autokraten an der Spitze war zu Byzanz der S t a a t und die Volksrechte bestanden in der

Schuldigkeit diesen Staat zu erhalten, diesen Staat, der alles Geld verschlang, den arbeitenden Classen durch Steuerdruck den ganzen Erwerb abnahm und durch die Unmöglichkeit Capitalien zu schaffen jegliche Verbesserung der inneren Zustände verhinderte, nebenher aber doch Canäle, Wasserleitungen, öffentliche Gebäude, Wege, Schulen und Gesundheitspolizei-Anstalten überall im Lande verfallen ließ, den Gemeinden alle Controle über ihre nächsten Lenker entzog, durch Austilgung des Begriffes politisch-freier Staatsbürger das Individuum vollständig vernichtete und durch seine mächtig und fein gegliederte Verwaltungsmaschine doch Erfolge errang, welche Weisheit, sittliche Tüchtigkeit und mannhafter Sinn nicht immer geben wollen. Im byzantinischen Reiche gab es weder eine öffentliche Meinung, noch patriotische Gefühle, noch irgend eine Volksenergie zur Selbsterhebung und Verbesserung der individuellen Lage und der einzelnen Familien, weil der Autokrat keine Municipalrechte und keine selbständige Gemeind-everfassung duldete und nur willenlose orthodoxe „Knechte" wollte. Deswegen blühte auch in der servilen Commune des byzantinischen Kaiserreiches überall nur die Selbstsucht und waren, wie in allen despotischen Staaten, Rebellion und Kaisermord die einzige Sicherstellung gegen Unterdrückung von Seite der obersten Gewalt. So fest war jedoch die despotische Constitution des Reiches den Gemüthern eingeprägt, daß durch Veränderungen in der Person des Herrschers und selbst des regierenden Hauses die Idee der Kaisermacht so wenig gefährdet war, als die Monarchie und ihr Princip in unseren Tagen durch einen Partei- und Ministerwechsel.

Die Revolution, sagt Finlay, war in Byzanz gleichsam das oberste Criminalgericht in Staats- und Nationalverbrechen, weil man gegen die Mißbräuche der Executivgewalt damals noch nicht die von der modernen Gesellschaft ausgedachten künstlichen Weh-

ren kannte und nebenher doch verständig genug war, um einzusehen, daß sich eine konstantinopolitanische Regierung irgend einer directen Ueberwachung durch die Unterthanen ohne völlige Lähmung ihrer Wirksamkeit nicht unterwerfen könne. Gesetze vollziehen, meinten sie am christlichen Bosporus, könne mit Geschick und Kraft überall nur derjenige, der sie gegeben hat. Aber diese Doppelfunction der obersten byzantinischen Staatsgewalt sollte sich ohne Mahnung von Außen bloß durch eigene, ihrem Wesen inwohnende moralisch-religiöse Selbstbeherrschung zügeln und sich von freien Stücken innerhalb jener Schranken bewegen, welche durch die bestehenden Reichsgesetze, durch die feststehende Verwaltungs- und Geschäftsordnung, durch die uralten Vorrechte der Geistlichkeit, durch die Localgebräuche und durch die Beschlüsse der allgemeinen Concilien mit den canonischen Vorschriften der orthodoxen Kirche autokratischen Gelüsten und despotischen Selbstüberhebungen entgegenstanden. Die Frage, ob sich durch bloß moralisch-religiöse Schranken und innere Selbstcontrole die Allgewalt eines Sterblichen wirksam zügeln und dämmen lasse, gehört nicht hieher. Wer aber doch eine Antwort auf diese Frage will, der mag sie ausgiebig und bestimmt im Studium der „Byzantiner“ und in der tausendjährigen Reichspraxis dieses größten Christenstaates der mittleren Zeiten finden. Das oströmische Imperium war constitutionell und legal in der Idee, despotisch und absolut aber in der Praxis, und das lange Leben und die wunderbaren Erfolge der byzantinischen Autokraten können nur noch für die mangelhafte Einsicht occidentalischer Staatsmänner und Literaten ein Räthsel sein. Gothen, Hunnen, Avaren, Perser, Saracenen und Bulgaren wurden der Reihe nach besiegt oder zurückgetrieben, und die Nachfolger Harun-al-Raschids und Karls des Großen lagen im Staub, sie selbst aber zerflossen wie Alarich und Attila in romanhaften Phantasiegebilden, während

Byzanz noch immer (sec. XII.) thatkräftig und nervenstraff seine Rolle spielte. Wie erklärt man das? Oder wäre es am Ende doch wahr, daß nur Despotismus Kraft und langes Leben gibt, Freiheit aber schnell verwelkt? Dieses traurige Axiom mag heute bei vielen Staatsleuten des Festlandes seine Geltung haben. Hr. Finlay erklärt die „Longävität" des byzantinischen Reiches aus trostreicheren und naturgemäßeren Gründen, unter welchen erstens die Einheit der Staatsgewalt, zweitens die lange Reihe reich begabter Autokraten, drittens das systematisch-fixe Verwaltungswesen, viertens die reguläre und gelehrte Rechtspflege, fünftens die untergeordnete Stellung der Kirche und sechstens die Reste der selbst dem despotischen Instinct der Slaven-Autokraten entronnenen Local- und Municipaleinrichtungen im Bunde mit gräkischer Zähigkeit die wesentlichsten sind. Warum ist aber diese „talentvolle" Autokratie des christlichen Byzanz mit ihrer gelehrten Rechtspflege, mit ihren christlichen Gesetzestheorien und mit ihrer gepriesenen Reichseinheit endlich doch in Trümmer gegangen und nicht, wie die Schöpfungen eines Clovis, eines Leuvigilds und eines Alfred im barbarischen Occident, bis auf den heutigen Tag lebendig und in ungebrochener Kraft geblieben?

Ohne politische Freiheit und Selfgovernment (wie man sie heute in den europäischen Christenstaaten mehr oder weniger überall besitzt), glaubt Hr. Finlay, seien gesunder Fortschritt, gedeihliche Verbesserung der menschlichen Zustände, wahre sociale Tugend und christliches Staatsleben überhaupt eine Unmöglichkeit. Und eben weil diese unerläßliche Vor- und Grundbedingung aller staatlichen Existenz im Reiche der Paläologen gänzlich fehlte, ist das kunstvolle Staatsgezimmer, wie es Hr. Finlay gedrängt und geistreich schildert, unter den Schlägen der beiden genialsten Männer ihrer Zeit, Papst Innocenz' III. und Sultan Mohammed' II., ohne Hoffnung der Wiederherstellung auseinander gefallen. Diese

beiden größten Thaten des Mittelalters, die Erstürmung Konstantinopels zuerst durch das abendländische Pilgerheer (1204) und dritthalbhundert Jahre später durch die türkischen Janitscharen (1453), sind Hauptargument des Finlay'schen Buches, zu dessen Verständniß alles von uns hier Gesagte nur als Vorspiel und nothwendige Unterlage dienen soll. Die Wissenschaft von Byzanz ist für die Europäer eine neue Disciplin. Die Sache selbst, so unterhaltend sie auch wäre, in einem dritten Artikel näher zu berühren, dürfen wir für den Augenblick ohne Verdruß des lesenden Publicums billig unterlassen. Indessen wollen wir für Erleichterung besorgter Gemüther unsern Bericht doch nicht ohne die Erinnerung schließen, daß das autokratisch-christliche Byzanz zwar Todes verblichen, die Seele des Byzantinismus selbst aber unsterblich ist und zum Schrecken des „selfgovernmentalen" Occidents, wie der Geist des Dalai Lama, bereits eine frische, sehnenstraffe, glaubensverwandte, riesige Hülle neu belebt und drohend am Ostrande von Europa steht.

Dr. Julius Braun: Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur.

(1854.)

Sind Dieterici's „Reisebilder" unter den Eilwerken über das Morgenland gleichsam das spätherbstliche und letzte genießbare Product eines bis zu völliger Ermattung ausgebeuteten Schreib- und Redestyls, so hat Hr. Dr. Jul. Braun — wenn das Bild gestattet ist — an die Stelle des abgestorbenen und verknöcherten Stammes ein junges Reis voll Saft und Pflanzenfrische eingesenkt. Hr. Braun hat in seinen „Studien und Skizzen" einen völlig neuen und, so viel wir wissen, vor ihm noch von keinem Morgenland-Touristen versuchten Weg eingeschlagen, um einer in Schriften dieser Gattung mehr als satten deutschen Lesewelt seinen Befund über die Länder der alten Cultur, d. h. über Aegypten, Syrien, Kleinasien und die gesammte Hellenenwelt, mit einiger Aussicht auf Erfolg, mitzutheilen. Die herkömmlichen Grenzen einer Reise in den Orient hat der Verfasser vielleicht nicht einmal nach allen Seiten hin ausgefüllt, vielweniger irgendwo überschritten, und auch an alten Denkmälern hat er nichts weiter gesehen, als was Hunderte vor ihm auf derselben Stelle ebenfalls gesehen, angestaunt, „studirt" und beschrieben hatten. Und doch ist mit der Methode auch der Inhalt seines Buches gewissermaßen neu. Daß aber

ein in Form und Inhalt neues Buch deswegen jedesmal auch angenehm, silberfließend und bestechend sei, hat man noch nicht gesagt. Von der Langenweile bis zu leidenschaftlichem Entzücken ist ein weiter Zwischenraum. Und wer von den Lesern nur tändeln will und auf mühelose Unterhaltung sinnt, der nehme das Buch des Hrn. Dr. Julius Braun ja nicht in die Hand. Denn eine Odyssee ist es wahrlich nicht; auch Scenerien, obgleich mäßig und tactvoll eingestreut, sind nicht das Ziel; am wenigsten aber ist, was Hr. Braun uns bietet, ein mit Wahrheit und Dichtung kunstreich ausgelegter Roman, der uns Meinungen und Schicksale eines abenteuernden Reisehelden vom Tritt über die häusliche Schwelle bis zur frohen Heimkehr schildern soll. Es ist vielmehr ein ernstes, anstrengendes, kaum durch ein loses Ideenband zusammenhängendes, durchaus originelles Conglomerat von vierzehn Vorträgen über alte Religion und Kunst, wie sie nur Jugendwärme und markiges Wissen bei vollständiger Befreiung aus den Fesseln überlieferter Schulbegriffe und in Begeisterung über den Anblick der großartigsten Trümmer einer unerklärten Vergangenheit schaffen kann. Von der Persönlichkeit und von den kleinen täglichen Vorkommenheiten, Leiden und Gefühlen des Verfassers ist in diesem Wanderbericht so wenig die Rede, daß man nicht einmal weiß, wer der Skizzenschreiber eigentlich ist, woher er kommt und wohin er mitten in seiner Rundschau vom Thurm des römischen Capitoliums, wie ein zweiter Apollonius, plötzlich aus den Augen des Lesers entwichen ist.

Wenn man je von einer gelehrten Composition das horazische in medias res rühmen kann, so sind es mit vollem Rechte die Braun'schen „Skizzen und Studien aus den Ländern der alten Cultur." Keine Einleitung, kein Register, beinahe kein Citat, kein Quellenverzeichniß, keine Literatur, ja nicht einmal

eine Vorrede und ein Motto hat das Buch. Ein kurzes Summarium ist Alles, was der Verfasser an Beilage, Erleichterung und Ornament für nöthig hält. Von kleinen Malicen, von epigrammatischen Seitenblicken, von der Chronique scandaleuse, von wohlgefälliger Selbstbespiegelung und von der Politik auch nicht eine leise Spur. Am Ende muß man es dem Verfasser gar noch Dank wissen, wenn er einige Male, besonders in der Rundschau von Rom, mit Lob des edlen Rebensaftes gedenkt und der Leser bei dieser Gelegenheit erfährt, daß Hr. Dr. Julius Braun, wenn auch für herkömmliche Gelehrteneitelkeit und Touristenschnörkeleien unzugänglich, doch wenigstens für die Süßigkeiten der lebenspendenden Bacchusgabe nicht unempfindlich ist. Künstliche Anordnung und oratorisches, auf Effect berechnetes Ineinanderschachteln des gesammten Stoffes zu einem wohlgerundeten, in sich abgeschlossenen Ganzen ist nicht im Plane des Verfassers. Es sind nur einzelne Puncte — gleichsam Ringe — an welche der Wanderer seine Gedankenfäden heftet und dann das Ganze kraftvoll weiter spinnt. Diese Ringe sind: Memphis und Theben; Jerusalem, Ninive und Persepolis; Athen und Aetna mit Agrigent und Selinunt; Mykene, Hetrurisch Cäre und Rom. Damit aber Jedermann, auch wenn er die Schrift selbst nicht in die Hand erhält, doch ihren Inhalt kenne, will man nur kurz andeuten, was Hr. Braun — der entschiedenste Gegner aller Schönrednerei und alles erkünstelten Phrasenthums — dem Lesepublicum aufzutischen für gut befunden hat.

Das Werk beginnt ex abrupto auf der Citadelle El-Mokattam zu Kahira, wo der Verfasser „ägyptisch rundschauend" auf Alt-Memphis und die Pyramiden hinüberblickt (I); von da springt er plötzlich mitten unter die Prachtmonumente von Theben (II), vergleicht von Vorlesung III—VII Aegypten und die griechische Religion, wo natürlich mit großer Gelehrsamkeit und Sachkennt-

niß über Homer und Hesiod verhandelt wird. Diese fünf Bruchstücke — denn etwas anderes sind sie nicht — setzen beim Leser schon eine genügende Vertrautheit mit den beiden ältesten Dichterwerken Griechenlands voraus, wobei, wie sich von selbst versteht, gelehrte Neugierde und lebendiges Interesse an ihrem Inhalt keineswegs fehlen dürfen, um über die genialen Seitensprünge des Verfassers den leitenden Gedankenfaden nicht zu verlieren. Jerusalem, Ninive und Persepolis (VIII) füllen die Rundschau in Asien. Dann wird in vier weiteren Vorlesungen (IX—XII) unter den vier speciellen Titeln — die Akropolis von Athen; Sicilien; Entwickelung der dorischen Architektur aus Aegypten und der jonischen aus Assyrien; Kleinasien, Mykene und Etrurien — die griechische Baukunst mit Asien und Aegypten in Parallele gestellt und endlich das ganze Opus mit der Rundschau in Rom (XIII und XIV) zu Ende gebracht. Indessen glaube ja Niemand, der Styl dieser vierzehn Bruchstücke sei zwar markig und kernhaft in Gedanken, fruchtbar und überraschend in den Sentenzen, aber im Wesen doch ernst, ermüdend, dürr, nüchtern, polemisch und ohne allen Reiz, überall nur belehrend und magisterhaft! Eine solche Voraussetzung wäre ungerecht. Hr. Braun kann auch Wärme fühlen und zeichnet sogar hie und da Bilder voll Natur, voll Schmelz und Lieblichkeit. Daß es aber selten geschieht und das Werk im Ganzen genommen seinen Werth mehr im Inhalt als in der Form sucht, muß eher als Vorzug denn als Mangel gelten.

Wer den großen Amuntempel in Luxor selbst gesehen und vor dem „rosigrothen in den blauen Himmel steigenden Obelisk" gestanden hat, muß mit eigenthümlicher Befriedigung nachempfinden, was der Verfasser (S. 34) über dieses schönste und wohlerhaltenste aller Steinmonumente der alten Welt bemerkt. In der That kein seelenvolles Marmorbild kann mehr und wohl-

thätiger fesseln, als dieses wunderbare Werk. Im vollen Glanz seiner Politur sehen wir drei Hieroglyphen-Colonnen herabsteigen, die mittelste am tiefsten, aber so rein und sicher geschnitten, mit so tiefen Schatten in dem herrlichen Granitkrystall, so leicht und genial, daß wir verzagen müssen vor einer Zeit, die den unerbittlichen Stoff dermaßen zu besiegen wußte. „Er, Gebieter des obern und des untern Landes (der beiden Aegypten, d. i. Mizraim), Sohn der Götter und Herr der Welt, wachende Sonne der Gerechtigkeit rc. Rhamses Mai-Amun hat diese Werke für seinen Vater Amun Re erbaut.“ — Die Riesenhalle von Karnak, ihre Tempel und Palastruinen, ihre Colosse, ihr Säulenmeer und ihre Gigantenthore, wenn der Mond durch die leeren Fenster scheint, im Zenith der Orion, am Rande des Horizonts der Kanopus strahlt, geben ein anderes wundervolles Bild.

Am beneidenswerthesten aber ist des Verfassers Loos, wenn er „fern von allem europäischen Hader sich auf dem stillen Aethiopen-Eiland Philä in Seelenruhe des milden Winters freuen und seinen Labetrunk aus dem schönen, durchsichtigen, sanftrinnenden Nil — dem größten Strom der Welt in seinem Höhestand — in einsiedlerischer Glückseligkeit schöpfen kann.“

Dagegen wollen wir den Leser über die Aufschrift der achten Vorlesung (Jerusalem, Ninive und Persepolis) voraus beruhigen. Es droht hier, wie man es etwa besorgen könnte, keine zum hundertsten Mal aufgewärmte historisch-topographisch-statistisch-archäologische Streitschrift über die zweite und dritte hierosolymitanische Festungsmauer, über das Schaf- und Mistthor und über Golgatha; ebenso wenig ist von Mylord Gobat oder vom Todten Meere die Rede, am wenigsten aber wird von jenem alten, lahmen, bethlehemitischen Schakal gemeldet und commentirt, der einst die süßen Tage des gelehrten T . . . . f bedrohte.

Die Erzählung, wie und was Maßen Hr. Dr. Jul. Braun aus Aegypten und Nubien nach Palästina gekommen sei und wie gewaltig der erste Blick auf die öde Davidsstadt sein gläubiges Gemüth erschüttert habe, wird als nutzlos ebenfalls weggelassen. Wir finden den Verfasser, wie er auf dem Oelberge in einem der Saatfelder seiner Terrassen unter einem alten Baume sitzt, über die enge Kidronschlucht in die heilige Stadt hinüberblickt, in glücklichen und raschen Zügen das Panorama zeichnet und unmittelbar an die Frage geht, „wie etwa der Salomonische Tempel architektonisch möge ausgesehen haben." Alles Mystische und Ueberschwengliche, was sich in der traditionellen Exegese an die Salomonische Schöpfung knüpft, läßt Hr. Braun unbesprochen; er strebt nur, Kunst, Ornament, Riß und Styl des gepriesenen Bauwerks anschaulicher und faßlicher darzustellen, als es in der heiligen Schrift geschieht. Der Jehovatempel war bekanntlich kein Originalbau, keine „versteinerte Volkspoesie", kein verkörperter Nationalgedanke. Werkmeister, Steinhauer und Erzgießer aus Tyrus haben „das Haus des Herrn" in phönikischem Style hergestellt und ausgeschmückt. Aber was ist phönikischer Styl? Hr. Braun eilt, um die Antwort zu suchen, vom Oelberg weg über Schluchten und Riffe nach Tyrus, Sidon und Beirut, findet aber die altphönikischen Bauwerke in diesen drei Hauptsitzen des berühmten Culturvolks bis auf die letzte Spur verwischt, und Hr. Braun kann auch — an Abgründen und Alpenrosengärten des Libanon vorüberstürmend — selbst in Baalbek und Palmyra nur Spätromanisches entdecken, bis ihm endlich die erst neulich aufgegrabenen Palastruinen von Ninive das gemeinsame Vorbild aller asiatischen Kunst, und sohin auch das Geheimniß des phönikischen Baustyls näher bringen. Die Cherubim — Gebilde aus Menschenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln — als Wächter des Paradieses, als Träger des Gottesthrones, als

Hüter der Bundeslade im Allerheiligsten und als Wanddecoration der Stiftshütte, hatte er mit Terrassenbau und Steingetäfel in Ninive entdeckt; aber Schaft, Capitäl und Ornament der ehernen Tempelsäulen „Jachin und Boas" haben sich, weil Erz und Holz im Palastbrande schmolzen und verkohlten, in den Ruinen zu Chorsabad nicht gefunden. Erst im Palast und Heiligthum des spätgebornen Persepolis — „der augenscheinlichen Tochterstadt der assyrischen Kunst" — ging ihm das Verständniß der Salomonischen Tempelsäulen auf. Wenn Cuvier aus einem schwachen Knochenrest das Conterfei vorsündfluthiger Riesenthiere schuf, wird es Hrn. Dr. J. Braun um so leichter zu verzeihen sein, wenn er in den Ueberbleibseln von Tschehil Minar das Ebenbild der Baal- und Jehovatempel von Tyrus und Jerusalem gefunden hat und in seiner Reconstruction des Salomonischen Bauwerks die bisher üblichen, offenbar phantastischen, wissenschaftlich nur äußerst gering berechtigten Vorstellungen der Bibelcommentatoren ganz verläßt. Hr. Braun denkt sich das Haus des Herrn in Jerusalem wie den Königspalast des Darius in Persepolis. Eine Vergleichung des Bibeltextes mit den Bildwerken des persischen Anaktorium gibt ihm zu dieser Annahme volles Recht. Der Palast des Darius war zwar nicht groß und hatte nur vier Säulen in der Front; der hebräische Bau war aber noch kleiner und hatte deren nur zwei — in und unter seiner Vorhalle, nicht aber außerhalb und freistehend, wie man gewöhnlich meint. Wie hätten von den beiden Säulen die eine Jachin, d. h. „er steht fest" und die andre Boas, d. h. „er ist stark" heißen können, wenn sie nichts zu tragen hatten? Daß ihre Capitäle der assyrisch-persischen Form entsprechen, ist im Buche (S. 242) ebenfalls nachgewiesen. Der ganze Vergleich ist besonders klar und tactvoll durchgeführt, und wer immer auf Erforschung solcher Dinge Werth setzt, wird dem kunstsinnigen

Verfasser schon dieser einzigen Berichtigung wegen zu Dank verpflichtet sein.

Die Mühe Ninive̊h und Persepolis selbst zu besuchen, haben dem Verfasser die Bildwerke Layard's mit Flandin, J. Coste und Texier erspart. Die jonischen Küstenländer dagegen und gewisse Theile von Hellas mit Sicilien und der Campagna di Roma hat der unermüdliche Perieget nach seiner Niltour gewissenhaft durchwandert und tritt nun mit seinen vierzehn Vorlesungen nicht ohne gerechtes Selbstgefühl als homo novus in den Gelehrtenkreis. In solchen Fällen darf es keiner übel nehmen, wenn man die Ansprüche des Prätendenten etwas näher prüft. Sollte aber der Literat nach Winkelmanns Rath in jedem Leser vorweg einen Feind erblicken, so gälte die Warnung noch weit mehr umgekehrt, besonders, wenn der neue Mitbewerber neuen Grundideen huldigt und zu nicht geringer Belästigung des Lesers altererbte Vorstellungsweisen aufzugeben zwingt. Oder seit wann wären etwa Neuerungen selbst in Nebendingen bei den Zeitgenossen nicht verhaßt gewesen und ungläubig zurückgestoßen worden? Man möchte der Wissensqual des Drängens und Vorwärtsschreitens, wie schon lange in der Kirche von Byzanz, so auch bei uns im Abendlande endlich einmal ledig sein. Hr. Braun ist aber eine wahrhafte Incarnation jenes unstillbaren, oft genug als die Quelle aller Uebel angeklagten Triebes, der überall den letzten Grund sehen will und wenigstens in der Wissenschaft nicht viel auf Autorität und althergebrachte Meinung hält. Die Anfänge der menschlichen Gesittung mit ihren drei Factoren, Glauben, Wissen und Können, gestatten keine Rast, bis der Mensch durch Entdeckung des innern Zusammenhangs aller Culturen der alten Welt in das volle Verständniß eingedrungen ist. Als Röth-Discipel ist Herr Braun überzeugt, daß ohne Auffindung dieser gemeinsamen Quelle eine Einzelcultur, z. B. die griechische oder die

abendländisch-christliche, in ihrem Wesen niemals zu verstehen sei.

Namentlich will uns Hr. Braun den ganzen Kreis der bisher unverstandenen oder falsch ausgelegten griechischen Dichter-Ideen durch Vergleichung mit einem älteren Systeme, dessen Erben sie seien, richtig begreifen lehren. Die steinernen Reste des griechischen Bodens, meint Hr. Braun, erinnern den Wanderer an „anderswo Geschehenes und Aelteres". Und damit wir den Hauptgedanken des Verfassers nur gleich vorweg erfassen, so sieht er die Anfänge und Urheimat aller menschlichen Gesittung, d. i. alles dessen, was den Menschen zum Menschen macht, sein irdisches Dasein verschönert und seine Hoffnung für endliche Ausgleichung der hienieden unlösbaren sittlichen Widersprüche in einem bessern Jenseits aufrecht erhält, zunächst am Nilstrande, während das gepriesene Hellas nur als Ableger mit erborgtem Lichte glänze. Da aber die griechische Cultur sammt allen ihren Schöpfungen im Occident noch immer als autochthon, als eine dem hellenischen Boden selbständig entsprossene Frucht gepriesen wird, so ist schon die Hauptthesis der vierzehn Vorlesungen mit ihrer unmittelbaren Anwendung auf Griechenland eine offene Kriegserklärung, ein Act sträflicher Felonie gegen die wohlbestellte, mehr als dreihundertjährige Herrschaft der abendländischen Wissenschaft. Was aber das Uebel noch weit schlimmer macht, ist eine durch Begründung der neuen Doctrin in Aussicht gestellte „Beiseiteschiebung ganzer Bibliotheken als nutzlos und antiquirt." Der kühne Reformator möchte in jugendlichem Uebermuth ja schon jetzt „einen Pack abendländischer Gelehrsamkeit als Thetisopfer in den Hellespont versenken." Begreiflicherweise können Wünsche solcher Art das Buch des Hrn. Braun bei der höchst ehrenfesten Zunft der Philologen nicht wesentlich empfehlen, und Niemand soll sich wundern, wenn uns die nächste Zeit

neben der Coalition des Westens gegen die stolzen Moskowiten auch noch die Kunde einer Allianz sämmtlicher Großmächte der Grammatik gegen Dr. Julius Braun und seine Skizzen bringt.

Daß eine geheime Gewalt fort und fort an den Grundfesten des abendländischen Glaubens- und Wissenskreises rüttle, daß die morschen Säulen wanken und daß der drohende Einsturz oder — um die Gemüther nicht zu erschrecken — ein allmählicher Umbau die natürliche Folge fortschreitender Erkenntniß und gesteigerter Veredlung der Geister sei, läßt sich nicht mehr verhehlen. Daß aber diese Warnung eigentlich von Aegypten, von seinen Pyramiden und Grabkammern, von den riesigen Thebe-Monumenten und von der Bilderchronik der unterirdischen Todtenpaläste, am nächsten und kräftigsten aber von der Auffindung des Hieroglyphenschlüssels zum Verständniß urägyptischer Gottesgelehrtheit ausgegangen sei, und durch die gleichsam vom Tode erstandenen Königsburgen von Ninive an nachhaltiger Wirksamkeit täglich mehr gewinne und endlich zu wesentlich verschiedenen Vorstellungen über die wichtigsten Dinge in Religion, Kunst und Wissenschaft führen müsse, ist ebenso wenig unbekannt.

Fürst und Musaget in der Hieroglyphenwissenschaft ist Dr. Eduard Maximilian Röth in Heidelberg. Seiner Geschichte unserer abendländischen Philosophie, von welcher bisher nur der erste Band erschienen und des hohes Preises ungeachtet nahezu vergriffen ist, darf unserer Meinung nach an Reichthum des Inhalts wie an Zierlichkeit der Form und an Nachhaltigkeit der Wirkung kaum ein zweites Werk der neuern Literatur gleich geachtet werden. Wir haben diese merkwürdige und großartige Erscheinung schon früher weitläufig und mit verdientem Lobe in einer jetzt nicht mehr bestehenden Zeitschrift dem gelehrten Publicum anempfohlen. Hier wird nur wiederholt, daß man alle Hrn. Röth vorausgegangenen, sowie alle gleichzeitig von an-

deren Gelehrten angestellten Versuche, in die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschrift einzudringen, nach Gebühr achtet und anerkennt, nebenher aber aus guten Gründen der Meinung ist, der Ruhm, in der Hieroglyphensache das siebente und letzte Sigill zu lösen, sei von der gütigen Muse diesem genialen Manne zugetheilt. Was Herr Röth geleistet und als wahres Novum in den literarischen Verkehr gebracht, mag vielen unwillkommen sein. Man kann das Werk — wie es denn auch geschieht — ignoriren, man kann es in Verzeichnissen und Literaturgeschichten übergehen, man kann wegen unvermeidlicher Unvollkommenheit einzelner Puncte das Ganze zu verdächtigen und die neue Erkenntnißlast um jeden Preis abzuwälzen suchen, die Mühe der Widersacher ist aber doch vergeblich, der Stachel bleibt in den Gemüthern zurück, die Röth'sche Doctrin macht Schule und der wohlbegabte Julius Braun ist der erste Discipel, der seines Meisters Lehre mit Geschick und Fruchtbarkeit verficht, den genialen Entwurf durch topographische Ansichten gleichsam illustrirt und so das in den Hauptumrissen fertige Bild des Nillandes der Vollendung näher bringt. Erst durch die Arbeiten eines Röth und seiner Schule ist uns die Idee des ägyptischen Staatslebens in den drei Epochen des alten, mittleren und neuen Pharaonenreiches völlig klar geworden. Jetzt erst wissen wir, daß das alte Reich vom ersten historisch beglaubigten König Menes aus der Mitte des fünften Jahrtausends bis in das dreiundzwanzigste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung herabreichte; dann aber die fünf nächsten Jahrhunderte — eine Epoche der Fremdherrschaft, der Trennung, der Unterdrückung, der Trübsal und des Bürgerkrieges unter den sogenannten Hyksoskönigen — dem mittleren Reiche angehörten; der Glanz des neuen Reiches aber als Pharaonische Weltmacht lange vor Assurs Blüthe im achtzehnten Jahrhundert vor Christus begann und im sechsten

Säculo derselben Zeitrechnung, als für uns kaum der erste Schimmer historischer Kenntniß dämmerte, vor der neu aufsteigenden Persermacht bereits erloschen war. Das alte Reich mit seiner Hauptstadt Memphis hatte zwölf Dynastien, deren zwölfte und letzte das Labyrinth, den Mörissee, den Obelisk von Heliopolis und die noch heute bewunderten Grabkammern von Beni Hassan als Denkmäler ihrer Herrschaft hinterlassen hat. Die drei großen nach den Pharaonen Chufra, Chefren und Menkere benannten Pyramiden von Gizeh fallen in die vierte, die Pyramide von Sakkara, Abusir und Daschur aber in die Zeiten der dritten und zweiten Dynastie, die Grundlegung des Phthatempels aber um nahe 5000 vor Chr. gehört der ersten Dynastie des alten Reiches unter Menes an. Die Pyramiden, welche nach Lepsius' richtiger Bemerkung nicht von unten nach oben, sondern von innen nach außen gewachsen sind, gehören insgesammt dem alten Reiche, die berühmten Monumente von Oberägypten aber den ersten Zeiten des neuen Reiches an, dessen Hauptstadt nicht mehr Memphis, sondern Theben war. Von der Sicherheit der Leiche hängt nach altägyptischem Lehrbegriff das Schicksal der Seele ab. Daher die Pyramidengräber der Dynastie des alten, und die tief in der Erde verborgenen Todtenpaläste der Pharaonen des neuen Reiches mit der kunstvollen Mumienpflege aller Zeiten, vom grauesten Alterthum bis zur völligen Verwandlung des Nillandes durch das Christenthum. Die Gewaltherrscher der Hyksosperiode dagegen haben sich, wie später die Tataren in China, der höheren Gesittung und dem festausgeprägten kirchlichen Glaubenskreise der besiegten Urbewohner des untern Nillandes angeschmiegt.

Die alten Aegyptier, sagt Hr. Braun (S. 32), haben schon sehr vergnügt an ihren Statuen gepinselt, während anderwärts die Welt noch nicht erschaffen war. Ja, eine ganze Literatur

gehe noch über das Pyramidenalter hinaus, welches Pyramidenalter selbst schon schreib- und bildungsfähig genug erscheint. Pharao Chefren, Gründer der zweiten größten Pyramide, hat ein theologisches Buch geschrieben, was auch leicht zu erklären ist, da, wie schon Bunsen nachgewiesen, ägyptisches Schriftthum wenigstens so alt als König Menes ist, mit welchem die regelmäßigen Dynastenregister ihren Anfang nehmen. Und wenn diese Epoche ausgebildeter Schreibekunst und fertiger Staatstheologie weit über die biblische Sündfluth hinaufreichen will, soll die Hypothese nicht als Mißachtung bestehender Meinungen gelten und die noch nicht genau ermittelte Chronologie vorläufig den Anhängern des Altüberlieferten noch Aufschub und Trost gewähren. Aegypten war der erste, größte und vollendetste Kirchenstaat, der allen späteren Schöpfungen dieser Art, allen theologischen Lehrgebäuden und kirchlichen Praktiken der folgenden Weltalter zwischen Euphrat und Atlantis als unübertroffenes, ja selbst in Byzanz und Rom nicht erreichtes Muster vorgeschwebt zu haben scheint. Das ganze System der ägyptischen Theologie, wie es Röth aus den bis jetzt von ihm entzifferten Hieroglyphentrümmern mit Meisterhand theoretisch aufgebaut, J. Braun aber auf seiner Nilreise in den noch bestehenden Denkmälern erklärt und praktisch nachgewiesen hat, hier auch nur in den Hauptzügen darzustellen, wäre nicht gestattet und nach den anderswo schon erfolgten Auseinandersetzungen vielleicht auch überflüssig. Hier gibt man nur Resultate, so weit sie nöthig sind, um den Belang der Braun'schen „Skizzen" und ihre Stellung zur fortschreitenden Wissenschaft in das gehörige Licht zu bringen. Anschluß an das literarisch Bestehende — wir haben es schon früher bemerkt — wird hier vergeblich gesucht. Hr. Braun geht, wie jener Squatter im Sealsfield'schen Roman, gleichsam durch eine noch unbetretene Wildniß seine eigenen Wege und kümmert

sich nicht viel, was in Archäologie und Kunsttheorie bisher Gesetz und Norm gewesen ist,

Auf festem Grunde
Ein luftig Gebäu,
Weit in der Runde
Die Aussicht frei.

Nicht in langer Gassen
Unschöner Symmetrie,
Zum Ganzen soll es passen
In eigner Poesie.

Daß die Großartigkeit der altägyptischen Weltanschauung unseren heutigen gleichfalls in ungeheuren Perioden rechnenden Naturwissenschaften am nächsten komme, ist dem sinnigen Verfasser nicht entgangen. Denn die Weltschöpfung, d. i. das stufenweise Eintreten der „viereinigen Urgottheit“ mit immer neuen Kräften in die Sichtbarkeit geschah, wie die Niltheologen sagen, ebenfalls in ungeheuren Perioden, und wenn das goldene Zeitalter und die paradiesische Unschuld der incarnirten Erdgötter zuletzt durch den Zeitgott Seb (Kronos) in Schlangengestalt gestört und die schuldlosen Geister verführt wurden, so bildet Amun-Kneph endlich die Menschenleiber, um mit Beigebung eines Angelus tutelaris die gefallenen Seelen wie in ein irdisches Verlies einzuschließen. Die Erde ward hierauf durch eine allgemeine Fluth gereinigt und als Buß- und Erziehungsanstalt der schuldbeladenen Geister der ägyptische Staat gegründet, dessen erster irdischer Herrscher Osiris war. Sogar der blutige Tod eines vermittelnden Serapis mit Klagelied, Heiliggrab, Auferstehung und Höllenfahrt fehlt dem ägyptischen Glaubenskreise nicht, und dieses Urmysterium erhielt sich noch lange neben der reinern Lehre des Christenthums bei den Nilanwohnern in ungeschmälertem Credit. „Diejenigen, welche Serapis anbeten,“ schreibt Imperator

Hadrian, „sind Christen, und die, welche sich Episcopi Christi nennen, sind Serapisdiener."

Man vergesse nicht, daß dieses Pharaonen-Credo dreiundzwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, also mehr als ein Halbjahrtausend vor Moses und wenigstens sechsundzwanzig Säcula vor dem Nikänischen Symbolum am Nilstrom Geltung hatte und selbst von Königen in öffentlichen Schriften commentirt und verfochten wurde.

Wenn die Berechtigung, über die ägyptischen Monumente zu reden und die Lesewelt mit einer Wanderschrift durch die Nilländer heimzusuchen, künftighin nur um den Preis von Studien und Vorkenntnissen, wie sie hier nur flüchtig angedeutet sind, zu erlangen ist, so hat Hr. Dr. J. Braun vielleicht mancher unreifen Arbeit und machtlosen Bemühung noch zur rechten Zeit einen heilsamen Riegel vorgeschoben. Unsererseits ist es human genug, wenn wir für alles Vergangene, was es immer sei, Absolution ertheilen und nur von jetzt angefangen auf würdige Früchte der Besserung dringen. Vorläufig müssen für alle weiteren Versuche dieser Art die Braun'schen Skizzen als Kanon dienen.

Allein nicht bloß ein vollständig ausgebildetes Religionssystem hatte schon das alte Reich der Pharaonen; es hatte auch seine Kunst, seine Bauordnung, seinen Styl, und was man später dorisch nannte, war die im achtzehnten Jahrhundert v. Chr. mit dem Beginn des neuen Reiches und der eigentlichen ägyptischen Weltmacht schon antiquirte Kunstnorm des alten Reiches. Sonderbar ist es immer, wenn die Denkmäler der ersten Könige des neuen Reiches die Landschaft Assur mit Ninive als Provinz erwähnen und die neuerlichst aufgegrabene Palastterrasse von Nimrud dem ägyptischen Labyrinth völlig ähnlich ist. Hr. Braun fragt mit Recht, ob die unförmliche Backsteinmasse

(Birs Nimrud) auf den Ruinen Babylons am Ende nicht auch ein Königsgrab gewesen sei?

Am anziehendsten und gründlichsten ist Hr. Braun, wie vielleicht einem Kunstliebhaber scheinen mag, in dem Theile seines Buches, welcher von der Entwicklung der dorischen Architektur aus Aegypten und der jonischen aus Assyrien handelt. Den Ausgangspunct zu dieser höchst lehrreichen und mit großer Entschiedenheit in Sprache und Gedanken niedergeschriebenen Kunstdiatribe liefert mit seiner dorischen Baugestalt das berühmte Parthenon von Athen. Woher sind nun, fragt Hr. Braun, die dorischen Formen des großen Minervatempels in das jonische Attika gekommen? In Beantwortung dieser Frage ist der Ausdruck nicht bloß energisch und rücksichtslos, er wird stellenweise epigrammatisch und beinahe herausfordernd, besonders gegen das, was der Verfasser in eigener Weise als „Philosophie der Architektur" bezeichnet. Die Architekturphilosophen möchten, wie wir alle wissen, den dorischen Baustyl als in Hellas autochthon überall aus der Natur des dorischen Volksstamms, aus seinen Geistes- und Gemüthseigenschaften und seiner sittlichen Strenge construiren, während man den Urtypus in den ältesten Monumenten Aegyptens gefunden hat und jetzt mit hinlänglicher Sicherheit sogar Zeit und Art nachweisen kann, wie er sich aus seinem Ursitze nach Hellas und in alle von Pelasgern bewohnte Länder um das Mittelmeer verbreiten konnte. Unter allen griechischen Städten, die in der Kunstgeschichte etwas zu bedeuten haben, waren Korinth, Syrakus und Agrigent bekanntlich die üppigsten und ausgelassensten, gehörten aber insgesammt dem dorischen Stamme an. Hr. Braun möchte nun wissen, wie in diesen drei Hauptsitzen der Liederlichkeit und des ausschweifendsten Luxus neben der schweren und würdigen Architekturform dorische Sittenstrenge und dorischer Charakterernst historisch nachzuweisen sei? Es ist ein

Glück für den Verfasser, daß er sich gegen den Zorn der „Architekturphilosophen" durch unwiderlegbare Stein-Argumente schirmen kann.

Der vor nicht langem in der Gizeh-Pyramide aufgefundene Sarkophag des frommen Pharao Menkere war in dorischem Style gemeißelt. Am reinsten ausgedrückt ist der Styl des alten Reiches in den Grottenfaçaden zu Beni Hassan in Mittelägypten, wo Säulenschaft, Architrav, Triglyphenfries und Giebelfeld völlig dorisch sind und woselbst die „dorischen Tropfen" nicht fehlen. Damit zum Argumente aber auch gar nichts mangle, hat man im südlichen Säulentempel zu Karnak selbst das rein dorische, dem Lotoskelche nachgebildete Capitäl gefunden.

Der Umstand, daß der urdorische Styl über die Periode der Thebe-Monumente hinaus in die Zeiten des alten Reiches zurückfällt und diese noch heute angestaunten Wunderwerke von Karnak erst nach dem Ausscheiden der griechischen Religion und der griechischen Kunst von der ägyptischen Religion und ägyptischen Kunst in einem ganz neuen Styl errichtet sind, bringt den scharfsinnigen Verfasser in keine Verlegenheit, weil erwiesenermaßen zahlreiche Trümmer jener älteren Periode in die Anlagen des neuen Reiches herübergenommen worden sind.

Wie der Verfasser scharf und lichtvoll die acht-, sechzehn- und zweiunddreißigseitigen hohlgestreiften dorischen Säulenschäfte in den Trümmern des Thotmes-Palastes in Karnak nachweist und mit mathematischer Präcision auf den viereckigen ägyptischen Pfeiler zurückführt, die zwanzigkantigen durch zwanzig flache Hohlstreifen geschiedenen Außensäulen des Parthenon aber als die gefälligere Wahl späterer Zeiten darstellt, das urägyptische Sechzehneck gerade in den ältesten Tempeln Griechenlands zu Selinunt, Syrakus, Pästum, Sunium, Assos, Aegina und zuletzt im Innern des Parthenon selbst gefunden hat und endlich

auch den hohlgestreiften dorischen Säulenschaft mit der viereckigen Platte des Abakus als urägyptische Schöpfung vindicirt, muß wegen der Schwierigkeit, solche Dinge im Auszug mitzutheilen, im Buche selbst nachgelesen werden. Wenn aber Hr. Braun in diesem Hauptabschnitte seiner Skizzen sich mehreremal auf die der Zeit nach älteren architektonischen Bemerkungen eines Champollion, eines Lepsius, eines Falkener und Parthey beruft und nicht alles allein und nicht alles zuerst gesehen, bemerkt und verstanden haben will, so gereicht ihm dieses rücksichtsvolle Anerkennen fremden Verdienstes nur zur Ehre, während es zugleich den Credit seiner Schrift erhöht. Nur der Ruhm, das von ihm selbst, wie schon vorher theilweise von andern Gesehene in den gegenseitigen Beziehungen erkannt und lebendig ausgedeutet zu haben, gehört ihm allein. Und selbst unter den beengtesten und kurzsichtigsten Hellasenthusiasten können nach sorglich und gewissenhaft angestellter Prüfung der Braun'schen Ansichten nur noch wenige die Thesis übel nehmen, daß der ganze griechische Tempelplan, die einfache gestreckte Zelle mit Säulen an den vier Seiten, als urheimatlich in Aegypten nachzuweisen sei.

Aber — denkt man hie und da — was bleibt für den Erfindungsgeist der genialen Hellenen übrig, wenn sie Alles, was das Dasein ziert, wenn sie Glauben und Wissen, Götter und Künste aus Aegypten und Syrien, aus Memphis, Theben, Ninive, Sais und Elephantine erhalten haben? Erfunden, wie es scheint, haben die alten Hellenen in der That nicht viel; dagegen bleibt ihnen der Ruhm, das von außen Empfangene veredelt und bis auf die höchste Stufe der Vollendung gebracht zu haben, ungeschmälert. Hr. Braun meint geradezu, „man könne der griechischen Erfindung nicht wenig genug zuschreiben — sogar jene höchst eleganten Ornamente, die wir am Erechtheum zu Athen bewundern, jene Palmetten oder Geisblattknospen, die

fächerartig ausstrahlen und nach oben sich zusammen- oder auseinanderbeugen, wie sie dort bänderweis sich um den Hals der Säule knüpfen, die Gesimse säumen — sie säumten bereits den Rock assyrischer Könige unverkennbar mit demselben Muster." Was einst Sicilien und Großgriechenland mit dem äußersten Hesperien für das gährende Hellas war und was heute das jugendliche Amerika für das zerrüttete Europa ist, dasselbe ist weiland das primitive jugendliche Hellas für die Staaten am Nil und am Euphrat gewesen — Brennspiegel der ausströmenden Lebensfunken, Land der Versöhnung und des erträumten Glückes. Wie sich das angelsächsische und das romanische Element in Amerika nebenbuhlerisch entfalten und ein drittes schaffen, ebenso durchdrangen sich in wetteifernden Bestrebungen das ägyptische und das arische Element im alten Griechenland, und als Frucht dieser schöpferischen Gährung ist die hellenische Cultur herangereift.

Dieser fruchtbare und zukunftvolle Gedanke wurde eigentlich durch den genialen Röth zuerst wissenschaftlich begründet und als großartige Errungenschaft dem geistigen Grundvermögen der westlichen Cultur beigefügt. Auf der neuen Unterlage fortgebaut, ihre Festigkeit erprobt und den innern Reichthum des Schachtes zu Tage gefördert hat im vorliegenden Werke Hr. Julius Braun. Die „Skizzen" nach den veralteten, in Archäologie, Philosophie und Geschichte bis auf die letzten Zeiten herrschenden Axiomen zu beurtheilen, wäre ein ganz verfehltes und völlig ungeeignetes Verfahren. Anfeinden kann man das Buch, aber der Moment, dieses gewaltige Concept zu kritisiren, d. h. in allen seinen Theilen und nach allen Seiten hin oberstrichterlich zu bewältigen, ist überhaupt noch nicht gekommen; auch hätte das Geschäft nebenher noch seine eigenthümlichen Bedenklichkeiten. Ein Kriticus, der diesen Namen verdient, soll dem Verfasser der zu beurtheilenden Schrift auf dessen eigenem Felde an Kenntnissen wenigstens

gleich, wo nicht gar überlegen sein. Hr. Braun bringt aber Dinge zum Vorschein, die früher noch nicht dagewesen sind. Hr. Braun hat das gelehrte Publicum durch die Kühnheit seiner Combinationen überrascht, und es braucht viel Zeit und viel Erfahrung und Studium, bis man ihm in gehöriger Fassung entgegentreten kann. Inzwischen muß man dem rüstigen Conquistador auf seinem Gebiete gleichwohl die Herrschaft lassen und seiner Autorität sich auch so lange fügen, bis sie die letzte Probe bestanden hat oder Mittel und Kräfte, sie zu erschüttern, gefunden sind. Letzteres wird freilich nicht so leicht geschehen, und ein gewissenhafter Gegner wird bald genug merken, daß er „à partie forte“ gegenüberstehe. Was wir geben, ist keine Kritik im strengen Sinn des Wortes, es ist Anmeldung, Einführung eines Candidaten in die große Gesellschaft der deutschen Literatur mit gedrängter Angabe der Titel, auf die er seine Ansprüche stützt, und die wir vorerst vollkommen stichhaltig und probat gefunden haben.

Es bedarf eines ungewöhnlichen Grades von Selbsttäuschung, um nicht einzusehen, daß die angestrengtesten Bemühungen, das Eindringen des Neuen, Bessern und Fortschreitenden in der Wissenschaft, wie in der Politik und in der Religion, bleibend zu dämmen und zu ersticken, am Ende doch jederzeit vergeblich sind. Von diesem Standpuncte ausgehend halten wir die Braun'schen „Skizzen“ für eine höchst beachtenswerthe Erscheinung der deutschen Wissenschaft, und man wird kaum irren, wenn man von der jugendlichen Kraft, von dem resoluten Charakter und von dem reichen Wissen des Verfassers noch Bedeutendes und in seiner Art Maßgebendes erwarten will. Die Vorstellung, daß für alles hellenische Culturwesen Ursprung und nächstletzter Erklärungsgrund in einer großen Revolution der Nilländer gefunden sei, scheint jetzt viel weniger abenteuerlich und schwankend, als vor dem Heraustreten dieser Schrift. Mag von der ganzen

Doctrin der Abschnitt über ägypto-gräkische Architektur vielen Lesern immer als das Vorzüglichste gefallen, so wird dagegen für andere die theologische Seite des Buches mit der scharfsinnigen Auseinandersetzung der Theogonie des Hesiodus und der homerischen Hymnen größeren Reiz besitzen. Alle Leser aber muß die Bemerkung überraschen, daß die Gottesgelahrtheit des Hesiodus nur eine Corruption des ägyptischen Systems sei und überall die minder hellenisirte, noch unbestimmte und mystische, Homer aber die völlig umgeprägte, fertige und plastische Seite der griechischen Religion vertrete.

„Die homerische Religion war eine Adelsreligion, gemacht für glückliche Menschen, die ihr eignes geniales Leben mit heroischer That, mit Genuß und Gelag, mit allen Lebensreizen musischer und bildender Kunst verklärt auf den Olympus setzen. Homer kennt das Phaiakenleben aus eigner Erfahrung. Aber diese adeligen Götter, wie sie im Feld vor Troja aneinander rennen, was gehen sie den Landbauer Hesiod an? Da steht ihm die mystische Hekate näher, die den Viehstand in den Ställen mehrt, von der er nicht Treffliches genug zu sagen weiß." „Wenn ein Volk zwischen jenen Tempeln und den schönen, stillen Götterbildern homerischer Art wandeln konnte, von ihnen auch in Zucht und Ordnung gehalten wird, ihnen seine Festzüge, d. h. immer nur die Erlesensten des Volkes, hinaufsandte und ihnen Spiele der Kraft und Schönheit weiht, so bleibt doch noch ein Bedürfniß des Gefühls, das diese homerischen Götter nicht zu befriedigen vermögen. Je näher der Mensch der Natur steht und ihrem unverstandenen Werden und Vergehen, um so mehr bedarf er Götter von gleicher Unergründlichkeit. Dazu sind die homerischen zu hell durchsichtig. Aber jener Weingott Dionysos Bakchos und die Getreidegöttin Demeter, beide in ihrer mystischen Bedeutung und ausgeschlossen von der homerischen Götterhalle, eben

um ihrer plastischen Unfaßbarkeit willen, sie gaben in ihrem Orgiendienst Raum für jenes Bedürfniß, in gefühlschwelgender Mystik auszutoben. Das ist die wahre Volksreligion. Diese sogenannten jedem zugänglichen Mysterien feiern fünfmal so viele Feste, als jene stolzen Adelsgötter, und sind, so viel wir wissen, nichts als das Weitertoben der ägyptischen Mystik."

Jener Reichthum an Kerngedanken und schlagenden Sentenzen, mit welchen man die Leser überzeugt, besticht, fortreißt, und mit welchen man neue Ordnungen und Systeme gründet, ist zwar über das ganze Buch verbreitet, ziert aber doch vorzüglich gedrängt und mächtig die Vorlesungen IV, V und VI, welche unserem Dafürhalten nach wie Apollo's Silberbogen einen langhallenden Nachklang im Gemüthe des Lesers zurücklassen,

δεινὴ δὲ κλαγγὴ γένετ᾽ ἀργυρέοιο βιοῖο.

Dr. Eduard Maximilian Röth: Die Proclamation des Amasis an die Cyprier.

(1855.)

Es sind jetzt bald zehn Jahre, daß Hr. Röth mit dem ersten Bande seiner Geschichte unserer abendländischen Philosophie hervorgetreten ist. Man stutzte Anfangs über die neue Erscheinung, warf sich gegenseitig Augurenblicke zu und — schwieg. Der Mann, hieß es, hat eigene Gedanken, geht unbetretene Wege, sieht was anderen verborgen ist und will am Ende gar noch die ägyptischen Hieroglyphen deuten, was „in docto nostro corpore" bisher nicht üblich war und als lästige Neuerung wie billig Verdacht erregt. Als unschuldige gelehrte Spielerei und als grammatikalischer Luxus mochte so etwas von jeher gelten; aber das deutlich hervortretende Bestreben des Verfassers, diese alten Priester-Pentagramme als Hebel und Brecheisen zu benützen, um das mastige Prytaneum erbgesessener Weisheit zu demoliren, mußte für die Röth'sche Schrift vorweg eine schlechte Empfehlung sein. Gelesen wurde indessen das neue Opus nicht bloß eifrig, es wurde des starken Preises und des ernsten Inhaltes ungeachtet sogar gekauft und ist, wie man sagt, noch vor vollendetem Druck des zweiten Bandes so viel als ganz vergriffen. Diese stumme und kalte Hinnahme hat also weniger das Werk, als den Verfasser selbst getroffen. Hiemit will man nicht sagen, daß in dieser

ersten großen Arbeit Röth's schon jegliches correct, unanfechtbar und in seiner Art vollendet war. Unzulänglichkeiten, Selbsttäuschungen und einzelne Irrthümer sind von einem so weit aussehenden und wesentlich reformatorischen Werke, wie Röth's Geschichte der Philosophie, unzertrennlich und bleibt ihre Berichtigung einer nachhaltigen und wohlwollenden Kritik anheimgestellt. Einzelne Partien der Schrift wurden zwar hie und da in öffentlichen Blättern besprochen, eine übersichtliche und empfehlende Analysis des Ganzen aber ist — soviel uns bekannt — nur Einmal vorgekommen; aber auch diese war unglücklicherweise mit Dingen verflochten, die nicht zur Sache gehören, und überdies auch noch in einem gelehrten Organ erschienen, welches dem Druck der Verhältnisse nur kurze Zeit widerstehen konnte. Liege nun die Schuld an der Unbeliebtheit der Umgebung, in welcher diese größere Kundgebung zum Vorschein kam, oder habe es die schiefe Stellung verschuldet, in welche zufällig der Panegyriker selbst damals gerathen war, genug, die Sache hatte nicht jene volle Wirkung, die unter günstigeren Umständen vielleicht nicht ausgeblieben wäre.

Hr. Röth behielt seine Bewunderer und seine Gläubigen, ward aber von den Großmächten der allgemeinen deutschen Wissenschaft noch nicht laut und vertragsmäßig als einer ihres Gleichen anerkannt. Vielmehr wollten die Stimmführer der Philosophie, der Historie und besonders der Philologie im Verfasser nur einen unwillkommenen Ruhestörer, einen lästigen Eindringling, einen Ehrgeizigen von mehr Prätension als Kraft, kurz einen Nebenbuhler und Concurrenten der gefährlichsten Art erblicken, dessen Aufschwung man um jeden Preis niederhalten müsse.

Uebel nehmen darf man es wohlconstituirten Gewalten freilich nicht, wenn sie aller Theilung, Schmälerung und Einengung in

Autorität und Profit durch neuauftauchende Mächte mit Hartnäckigkeit widerstreben. Man weiß ja, wie viel und wie lange jener Preußenkönig zu thun, zu dulden, zu ringen und zu wagen hatte, bis er als ebenbürtige europäische Großmacht anerkannt und behandelt wurde.

Was aber die gelehrten Confratres am Röth'schen Werk am meisten erbitterte, war der stillschweigende, aus dem Ganzen jedoch klar genug hervortretende Vorwurf, daß sie in Philosophie und Geschichte, in Religion, Kunst und Archäologie nach dem Spruche des beredten Römers nur „rivulos consectari, fontes rerum non videre", d. h. auf Seitenbächlein und Vicinalwegen sich abmatten, von der wahren Quelle aber keine Ahnung hätten. Den Zugang zu dieser wahren und letzten Quelle ewiger Wissensfrische habe nur die auf Hieroglyphenkunde gestützte „Geschichte unserer abendländischen Philosophie" des Dr. Eduard M. Röth in Heidelberg zuerst gefunden und aufgethan. Die Röth'sche Hauptthesis: „der althellenische Culturcyclus sei nicht autochthon, sondern der Abglanz und die eigenthümliche Fortbildung eines aus Baktra und Theben-Memphis ausgeflossenen Urgedankens," hatte wenigstens in der vorgebrachten Form etwas so verletzendes und die bestehenden Literatur-Interessen bedrohendes, daß selbst die schneidendste Kälte und die feindseligsten Gegenbestrebungen erklärlich sind. In Deutschland wenigstens lebt seit mehr als dreihundert Jahren die Literatur, und in der neuesten Zeit sogar die Politik beinahe ausschließlich vom Hellenischen. Hellas gibt uns Brod und Ehre. Denn wer wollte nachrechnen, für wie viele Bücher, Kathederhefte, akademische Denkschriften, Festreden, Schulprogramme, Staatsverhandlungen, Ministerialberichte, Congreß-Protocolle, Gratificationen und Decorationen Hellas mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft den Stoff geliefert habe und noch bis zu dieser Stunde liefere! Dieses

Füllhorn und sardanapalische Ruhebett der Gelehrten und der Diplomaten soll nun durch Röth et Co. in Deutschland gewissermaßen Boden und Halt verlieren? Ueberdies schreibt Hr. Röth nicht in die Journale, hat noch niemals einen kritischen Artikel unter das Publicum geschleudert, zecht und tafelt nirgend mit in literarischen Symposien, ist weder Freund noch Feind, weder kalt noch warm, weder Lobredner noch Tadler und hat — was man am meisten übel nimmt — bisher auch nicht das geringste Zeichen jener Malice und neidischen Tücke von sich gegeben, ohne welche man sich einen activen deutschen Gelehrten gar nicht denken kann. Ein verschlossenes, unheimliches Wesen — ein zweiter Polyphem — sitzt Hr. Röth in seiner Heidelberger Höhle und schleudert ohne Signal und Vorverhandlung von Zeit zu Zeit einen Donnerkeil unter das schwirrende Literatengewimmel und wundert sich doch, wenn er als öffentlicher Feind und muthwilliger Störefried von der Partei mit Acht und Bann geschlagen wird. Das Aufstellen einer neuen Idee reicht wohl hin, aller Orten Zorn und Widerspruch heraufzubeschwören und sich und andern das Dasein zu verbittern; um zu voller Geltung zu gelangen, muß man den neuen Gedanken auch zu vertheidigen und bis auf die äußersten Consequenzen durchzufechten Kraft und Muth besitzen. Um diese letzte und entscheidende Probe zu bestehen, gibt die Eingangs genannte „Proclamation des Amasis" Hrn. Röth die schönste Gelegenheit zur Hand. Und wenn wir uns an dem Verfasser nicht gänzlich täuschen, wird er seiner olympischen Ruhe endlich entsagen und auf die Häupter seiner Gegner in einer Weise niederwettern, daß man in der kritischen Welt noch länger davon reden soll.

Bekanntlich hat man unter den Ruinen der altberühmten Stadt Idalion auf der Insel Cypern, „wo Europa endet und Asien beginnt," eine in Erz eingegrabene, einunddreißig Zeilen lange

Inschrift gefunden, an welcher alle Entzifferungskünste der occidentalischen Epigraphik uud Philologie bis jetzt gescheitert sind. Die Lautzeichen, der Wortsinn, ja selbst die Sprachenfamilie, zu welcher die Inschrift gehörte, waren in gleicher Weise unbekannt und alle Hoffnung, den Faden in dieses unentwirrbar scheinende Labyrinth je aufzufinden, ward mit dem letzten erfolglosen Versuch des Hrn. Duc de Luynes, wie es scheint, auf immer aufgegeben. Man hielt diese Inschrift für einen jener unarticulirten, aus der vorhistorischen Zeit herübertönenden Klänge, deren Verständniß den jetzt lebenden Geschlechtern nun einmal nicht verliehen sei. Ein Facsimile und die Aufdeckung von ein paar Eigennamen war alles, was in seiner Numismatique et Inscriptions Cypriotes dem herzoglichen Mäcen gelungen war. Seine Vermuthung dagegen, daß die Sprache der Inschrift ägyptisch sei, hat sich bei näherer Prüfung durch Hrn. Röth gleich Anfangs als unhaltbar herausgestellt. Und selbst um dieses geringe, eben nur negative Resultat zu gewinnen, waren Kenntnisse nöthig, die auch nicht Jedermann zu Gebote stehen. Es gereicht Hrn. Röth zur Ehre, an einer Sache nicht zu verzweifeln, welche von den größten Meistern dieser Studien, einem Rougé, einem Brugsch, einem Seyffarth und Lepsius, als unlösbar und verzweifelt aufgegeben schien. Es ist hier wahrhaft der Goldpokal des Tauchers, das Pentagramm der Sphinx, das gefahrvolle Bewerbungsspiel jener Romantikhelden, und das Diadem, mit welchem die öffentliche Meinung alles höhere, über andere hervorragende Wissen schmückt, müßte Lohn des Siegers sein. Vermag es Hr. Röth die Gefahr zu bestehen und ein genügendes, durch wissenschaftliche Begründung selbst die Mißgunst der Gegner zähmendes Verständniß zu erzielen, so wäre ihm für diesen Zweig des philologischen Wissens ein vorzüglicher Rang nicht mehr streitig zu machen, und hätte er zu gleicher Zeit auch den Credit seines großen Werkes

über die abendländische Philosophie gestärkt und erhöht. Schlägt das Wagestück aber gänzlich fehl und stellt sich, was übrigens gar nicht zu befürchten ist, aus unparteiischer Prüfung von Röth's Entzifferungsmethode die allgemeine Ueberzeugung heraus: es habe sich der neue Oedipus Kenntnisse und Kräfte zugetraut, die er in der That nicht besitzt, so würde die entgegengesetzte Wirkung auch nicht abzuwehren sein. Die Gelegenheit, sich für das freundlicherseits dem Verfasser früher gezollte Lob zu rächen, wäre zu günstig, als daß man sie zur Demüthigung „unberechtigter Selbstüberhebung", wie sie es nennen, nicht schonungslos und im vollsten Maße benützen sollte.

Röth's Versuch, das Sphinx-Räthsel von Idalion zu bezwingen und in allen seinen Beziehungen kundig auszudeuten, liegt vor uns und zwar in einem typographischen Prachtexemplar, wie es nur Geschmack und Eleganz der Pariser Presse liefern kann.

Der Inhalt des Schriftstückes, sagt Hr. Röth, sei eine Proclamation des König Amasis an die Cyprier gelegentlich der Besitznahme des Eilandes durch die Aegypter beiläufig um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus; die Sprache der Inschrift aber sei in „Grammatik, Etymologie und Syntax" ganz semitisch, gleichsam eine Schwestersprache von Israel, ein Mischdialekt des Babylonisch-Aramäischen, wie es einst von den Grenzen Irans bis an die Küsten des Mittelmeeres, auf der Insel Cypern, am Südrande Kleinasiens und auf der Nordküste Afrika's bis an den Strand des atlantischen Oceans gesprochen wurde. An den Schriftzeichen selbst sei eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem ägyptischen, phönikischen, urgriechischen und lykischen Alphabet nicht zu verkennen. Nebenbei sei die Schrift aber doch von der phönikischen wie von der hellenischen in Form und Zahl der Buchstaben so abweichend, mit einem so schwerfälligen Zeichenreichthum überladen, so überraschend fremdartig,

daß sie eine eigene Entzifferung nöthig hatte. Zur Vermehrung der Schwierigkeiten zeigte sie sich gleich im Beginn auch noch als eine „polysematische“, d. h. als eine solche, welche für die verschiedenen Laute des Alphabetes einen die Zahl dieser Laute weit übersteigenden Reichthum an Charakteren besitzt, was bekanntlich eine wesentliche Eigenschaft der ägyptischen Hieroglyphen ist. Denn für einundzwanzig Laute (ph komme in der Inschrift nicht vor) des chaldäischen Alphabets hat die Entzifferung in diesem einzigen, verhältnißmäßig kurzen, nicht mehr als einunddreißig Zeilen und dreihundertachtundsiebzig Wörter fassenden Document, einundsechzig verschiedene Zeichen herausgefunden, so daß auf manchen Laut deren zwei, drei, vier, sieben und einmal gar neun gerechnet sind. — Ja, wenn das nur aber auch alles wäre! Die übrigen durch Hrn. de Luynes veröffentlichten Inschriften und Münzen bieten nach genauer Durchmusterung wenigstens noch einmal so viele dar, so daß die gesammten Lautzeichen des Alphabetes die Zahl von einhundertundzwanzig übersteigen und die Schriftgattungen aller alten Völker zwischen dem Oxus und den Säulen des Hercules in diesem Sammelsurium ihre Repräsentanten haben.

In ein solches Chaos Licht und Ordnung zu bringen und aus dem bodenlosen Wirrsal von Idalion kunstgerechte Redesätze herauszuschälen, durfte nur die Geduld, der Scharfsinn, das Wissens-Capital und die Zähigkeit eines Röth versuchen. Die Beglaubigung hiezu liegt in den hieroglyphischen Studien, in welchen er, insofern alles wahr und stichhaltig ist, was er von sich selber sagt und verheißt, bald als erste und größte Autorität gelten muß. Daß aber Hr. Röth von sich und seinen Leistungen in der Hieroglyphenkunst nicht zu vermessen denkt, hat er schon früher durch Auslegung einer großen Anzahl alt-ägyptischer Bildertexte in den Noten zu seiner Geschichte der Philosophie

bewiesen und eben erst jetzt in seinem neuesten Werke durch Verdeutschung eines Sonnen-Hymnus auf das genügendste dargethan. Um es dem Leser wie dem Beurtheiler ja recht bequem zu machen, hat Hr. Röth den Urtext Wort für Wort in das Hebräische übertragen und zwischen beide, Zeile für Zeile, die lateinische Uebersetzung eingefügt. Hr. Röth versichert uns zwar, er sei auf dem semitischen Sprachgebiete wohl bewandert und die Uebersetzung jedes einzelnen Wortes der Inschrift sei mit genauester Beobachtung aller, auch der minutiösesten Regeln der Grammatik verrichtet worden. Indessen wäre die Voraussetzung: ein Unternehmen, in welchem von den gemeinsten Lautzeichen bis zur rhetorischen Kunstphrase hinauf alles erst zu ergründen und neu zu schaffen ist, könne gleich beim ersten Wurf so vollständig gelingen, daß für kritische Anfechtung nichts mehr übrig sei, vielleicht doch zu gewagt. Soviel Triumph und feudalistische Bevorzugung vor seinen Mitgenossen wird und kann man Hrn. Röth nicht gönnen. Erst wenn alle möglichen Einreden gewissenhafter Prüfung, leidenschaftlicher Befehdung und neidischen Entgegenbellens erschöpft und ermattet sind, kann die neue Schöpfung zu ruhigem Bestand gelangen. Als Beleg, wie hartnäckig und verstockt in der Literatur oft die gesundeste und klarste Notiz, wenn sie sich über Vorurtheil und herkömmlichen Schlendrian erheben will, verfolgt und angefeindet wird, mag Hrn. Röth der Umstand dienen, daß sich jene einfache und leichtverständliche Phrase in der Geschichte von Morea: „Der ganze Peloponnesus wurde slavinisirt und barbarisch,“ erst nach einem Kampf von fünfundzwanzig Jahren das Bürgerrecht erstritten hat. Ebenso wird sich Hr. Röth nicht bloß für das Ganze, er wird sich auch für jedes einzelne Wort seiner cyprischen Auslegung wehren müssen. Bereits hat man ihm auch schon, und zwar von wohlbekannter Seite her, ein halbes Dutzend Sünden gegen den

semitischen Sprachgenius vorgerückt und auf diese „groben" Schnitzer hin den Spruch gethan, Hr. Röth verstehe gar nichts vom Semitischen und habe überhaupt nicht die geringste Befähigung, irgend ein Idiom wissenschaftlich und in seinem Wesen zu erfassen. Hier hat der Schütze offenbar das Ziel überschossen, aber wie es oft geschieht, dem Giftpfeil zugleich das Heilmittel angefügt. Hätten auch alle seine Einwendungen, was wir durchaus nicht zugestehen, ihren guten Grund, so wäre es doch nicht viel besser, als wollte einer den berühmten Orientalisten Heinrich Ewald oder gar den Jacob Grimm bloß deswegen für linguistische Windbeutel, Ignoranten und Charlatane erklären, weil gründliche Kenner der Bibeldialekte und der deutschen Grammatik beiden allerlei Peccadillen in ihrem eigenen Fache nachgewiesen haben. Es vermochte eben noch kein Sterblicher ein Buch zu schreiben, in welchem die Kritik nicht ihr Amt zu üben hätte. Wir selbst rühmen uns einer größern Billigkeit und haben nach bestem Vermögen von jeher auch Anderen zu Ehren und Credit geholfen.

Da nun aber das Fetwa gegen die Leistung des Hrn. Röth dieses Mal von einer Stelle ausgegangen ist, die nicht Jedermann gering achtet, so ist zu erwarten, daß der gelehrte Verfasser gelegenheitlich um eine Antwort nicht verlegen sei. Auch werden die Schwierigkeiten der Vertheidigung nicht gar zu unüberwindlich sein, wenn alle Einreden des bösen Kritikers von der Stärke derjenigen sind, durch welche der Ausgangspunct und gleichsam der Schlüssel der Röth'schen Inschriftlösung — das chaldäische Substantiv Massichtha — verdorben und zerbrochen werden soll.

Einer langen Entschuldigung, daß man Ihren Lesern in gegenwärtigen Zeitläuften noch Geschmack und Geduld für chaldäische Wortklaubereien zutraue, wird es gar nicht bedürfen, da sicherlich

Niemand so geschmacklos und übel berathen ist, um die Beschreibung eines chaldäischen Grammatikal-Scharmützels zwischen deutschen Literaten für weniger pikant und geistreich zu halten, als Pelissier's und Gortschakoff's Berichte über die kriegerischen Plänkeleien vor Eupatoria und Nord-Sewastopol.

Der vorbelobte Terminus „Massichtha" war der erste selbständige Fund des Hrn. Röth und gab ihm gleichsam den Faden in die Hand, um in das verzweiflungsvolle Irrsal von Idalion einzudringen. Dieses Wort muß also vor allem festgestellt und gesichert sein. In diesem „Massichtha" hat Hr. Röth — mit Verlaub zu sagen — den Status emphaticus von „Massekah" erkannt und es demzufolge mit σπονδή, pactio, Bündniß, übersetzt. Die Eigennamen Salamis, Amathus und Idalion waren schon vorher aufgedeckt und mit Hülfe dieser Lichtstreifen traten bald die weiteren Substantive: „Insel, Bürgerkrieg, Verwüstung, Ermattung, Aegypten, Mitleiden, Beistand, Ende der Kriegsleiden, Wiederherstellung der Gesetze, Sicherung der Integrität, Niederhaltung der Friedensstörer" u. s. w. aus der Dunkelheit hervor.

Der Name „Cypern" hat sich in der Inschrift zwar nicht vorgefunden. Wird aber in derselben von einer in hartnäckigen Bürgerkriegen verwüsteten, entvölkerten, zur Ohnmacht herabgesunkenen und am Ende nur durch unterthänigen Bundesanschluß an das intervenirende Aegypten wieder beruhigten Insel mit den Städten Salamis, Amathus und Idalion geredet, so kann das nur von Cypern verstanden werden, dessen Unterwerfung unter die Oberhoheit des Königs Amasis bei Herodot und Diodorus Siculus deutlich genug gemeldet wird. Auch cyprische Städtemünzen mit der Legende: „Bundesgenosse Aegyptens", „das trauernde Amathus", „das befreite Salamis", „Ende des Blutvergießens" werden von Hrn. Röth mit Recht in diese

Periode gesetzt und als Stütze seiner Auslegung geltend gemacht. Hr. Röth war also durch Entdeckung dieser wenn auch wenigen und isolirten Worte „einem der bedeutendsten geschichtlichen Denkmäler des Alterthums, einem Actenstück der diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Vorderasien und Aegypten“ auf die Spur gekommen.

Diese reiche und fruchtbare Gedankencombination möchte nun die Kritik durch die trockene, nirgend hinlänglich motivirte Bemerkung zerstören, das Substantiv „Massichtha“, auf welchem Hr. Röth seinen „phantastischen Bau“ gegründet habe, könne man im Aramäischen nicht durch σπονδή, pactio, Bündniß erklären, und auch das einfache „Massekah“ sei unsicher und habe überall nicht die Bedeutung, welche ihm Hr. Röth unterlege. Wenn das richtig wäre, so hätte man sich in der Sache nicht weiter zu bemühen und müßte man die saure Arbeit des Hrn. Röth als eine nicht genügend begründete Hypothese ihrem Schicksal überlassen. Woher weiß man denn aber, daß Röth's Erklärung von „Massichtha“ unstatthaft sei? Das Wort in dieser Form wird im hebräischen Bibeltext nicht gefunden, auch Buxtorf hat es nicht, und folglich ist vorauszusetzen, daß es dem Kritiker selbst ein Novum sei. Gäbe es in der That irgendwo Leute mit der liebenswürdigen Gewohnheit, sich als oberste Instanz jeglichen Wissens zu geriren und folglich alles, was sie nicht kennen und was sie noch niemals gehört und gesehen haben, voraus für irrig und unstatthaft zu erklären? Jener terentianische Gnatho sagt zwar,

> est genus hominum, qui esse primos se omnium rerum volunt,
> nec sunt;

man muß aber einem Beurtheiler, wäre er auch noch so herbe und fanatisch beschränkt, deswegen doch nicht gleich die schlimmsten Intentionen unterlegen. Vielleicht ist es in diesem Falle bloß

ein überhitzter Conservatismus, um dem revolutionären Vorwärtsdringen auch in der Scienz einen heilsamen Kappzaum anzulegen. Dr. Röth mit seinen Neuigkeiten ist längst verdächtig und auch Dr. Barth, der Afrikaner, hätte der Menschheit vermuthlich mehr genützt, wenn er statt nach Timbuktu und in das geheimnißvolle Land der Nigritier vorzudringen, die Anemonen auf Saron noch einmal abgezählt und einen Scheffel Flugsand aus der Jordanwüste nach *** getragen hätte.

„Sein oder Nichtsein" hängt also in unserer Frage zunächst vom mehrbenannten Terminus „Massichtha" ab. Ist es wirklich der grammatikalisch richtige Status emphaticus von „Massekah", was natürlich außer allem Zweifel ist, so braucht es, um wenigstens diesen ersten und entscheidenden Tadel zu entkräften, weiter nichts, als die wahre Bedeutung des letztern Wortes festzusetzen. Bekanntlich hat es der Urtext der heiligen Schrift (in diesem Sinne) nur einmal, und zwar Jesaias 30, 1. in der Phrase: „linsok Massekah", wo es in der ersten und ältesten Bibelübersetzung durch gräko-hebräische Akademiker von Alexandria mit *ἐποιήσατε συνθήκας*, „ihr habt Bündnisse geschlossen", wiedergegeben wird. Spätere haben es auch mit fusio, tela, consilium übersetzt, was aber, wie schon Gesenius bemerkt und nachgewiesen hat, im Grunde dasselbe besagt und besagen muß, weil der Sachsinn der oppositionellen Prophetenklage über die gegen den Czar von Babylon zwischen Jerusalem und Memphis abgeschlossene Allianz eine andere Deutung gar nicht gestattet und die Regeln der Grammatik wenigstens nicht dagegen sind. Ueberdies scheint mir, ein Comité jüdischer Philologen aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, oder doch nicht viel später, verdiene in Erklärung eines heute controversen Substantivs der jüdischen Kirchensprache unter gewissen Umständen mehr Credit, als das Urtheil eines noch so berühmten deutschen Professors aus dem

neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt. Vorderhand dürfen wir also das „Massichtha“ der cyprischen Erztafel noch so hinnehmen und gelten lassen, wie es Hr. Röth erklärt. Und folglich bleibt der Grund, auf welchem Hr. Röth seine Interpretation aufgebaut, noch unerschüttert.

Angefochten wird übrigens durch diese Bemerkung nicht eben die Competenz der gelehrten Widersacher überhaupt, wohl aber wird gegen das Unbillige, das Uebereilte, das Ungerechte, was man bei etwas mehr Ruhe in ihrem Urtheile finden kann, Verwahrung eingelegt. Selbst wenn die übrigen Beanstandungen alle gegründet wären und Hr. Röth zu ihrer Widerlegung gar nichts vorzubringen hätte, wäre einer noch lange nicht befugt, den Bewältiger der Hieroglyphen für einen philologischen Idioten und seine mühevolle, große und schöne Arbeit ganz kurzweg für Schwindelei zu erklären, besonders wenn man selbst auf dem Pfade, welchen Hr. Röth schon so weit durchschritten, auch nur den ersten schwanken Schritt zu thun noch nicht im Fall gewesen ist. Etwas gallische Urbanität würde den deutschen Grammatikern überhaupt nicht schaden und gemeinen Nutzen auch weit besser fördern, als der hochmüthige und wegwerfende Ton, mit welchem man den Versuch über das Gewöhnliche und Bekannte hinauszudringen jedesmal zu ersticken sucht. Altes, Ausgetretenes und hundertmal Wiederholtes noch einmal zu sichten und durchzufegen ist zwar verdienstlich, aber auch viel bequemer, als neue Wege der Erkenntniß aufzuthun.

Leugnen darf man indessen aber auch nicht, daß der Mangel jeglicher chronologischen Andeutung über den Zeitpunct der Abfassung dieses Schriftstückes, so wie der orientalisch-poetische Ton, die asiatisch-rhetorische Wortbreite, der flitterreiche, erkünstelte und hohl-pathetische Styl neben dem ermüdenden Gleichklang der Gedanken und den kunstvoll verschlungenen Tanzfiguren dieses

ägyptisch-cyprischen Staatsparadestücks wenigstens bei der ersten Durchlesung gewisse Bedenken gegen das Röth'sche Concept erregen. Ueberdies wird selbst der Name des Nilpotentaten, welcher diese Heilsbotschaft an die Cyprier erlassen haben soll, nur so nebenher und ohne deutlichen Accent in zwei von einander weit getrennten und bloß auch nur einem Hieroglyphendeuter als „Amasis“ lesbaren Zeichencomplexen genannt. Und was die Sache noch verdächtiger macht, ist der sonderbare Umstand, daß von dem ägyptischen Doppelnamen des Königs: Achme-Assi, d. i. Mondlieb-Sohn der Neith, in dem einen Zeichen bloß die erste, in dem andern aber allein die zweite Hälfte zum Vorschein kommt. Und als wenn das noch nicht genug wäre, führt gegen alle Praxis des despotischen Orients nicht der Pharao Amasis, dem ein Militäraufstand zum Thron verholfen, sondern die „Hauptstadt“, No-Amun, lobrühmend, tröstend, gnadenspendend und drohend in dieser Proclamation das Wort.

Hr. Röth fühlt die Last dieser Schwierigkeiten, verwischt, erleichtert und beseitigt sie aber mit soviel Geist, Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, daß man ihm am Ende den Beifall doch nicht versagen kann. Irgend ein priesterlicher Stylkünstler, eine Art Nil-Gentz, meint er, müsse Verfasser dieses hypercultivirten und völlig abgeflachten Phrasenbildes der Staatscanzlei von Memphis sein.

Bis zur Auffindung und Nachweisung tieferer Gebresten muß also diese Röth'sche Arbeit im Wesen als zu Recht bestehend angesehen, Abwehr und nähere Begründung aber dem Autor selbst zugeschoben werden. Bedenklicher würde die Sache erst für den Fall, daß die mit so großer Zuversicht angekündigte und mit so viel Neugierde erwartete Lösung der Todtenbuchhieroglyphen auch keine durchschlagendere Wirkung hervorzubringen vermöchte, als die Erklärung dieses cyprisch-ägyptischen Actenstücks. Der Kampf

hat aber jetzt erst begonnen und wir beneiden Hrn. Röth um das Vergnügen einen „guten, ehrlichen, christlichen Krieg“ zu führen und Feindseligkeiten niederzuschlagen, über deren Natur und Charakter man eigentlich nicht recht klug werden kann. Jedenfalls kommen bei dieser Veranlassung frische neue Kräfte sammt allen seit Decennien aufgehäuften ägyptologischen Brennstoffen in das Feuer, dessen Pflege uns über die Winterlangeweile hinüberhelfen soll, und von dem man nicht vorauszusetzen braucht, daß es die friedliebende Weisheit der Diplomaten, wie den leidigen Krimconflict, durch die vier Puncte zu dämpfen suchen werde.

Edouard de Muralt: Essai de Chronographie Byzantine pour servir à l'examen des Annales du Bas-Empire et particulièrement des Chronographes Slavons de 395 à 1057.

(1856.)

Die Russen hätten sich wahrhaft viel Ungemach und Seitens ihrer Gegner noch mehr Schadenfreude und Hohn erspart, wären sie zufrieden mit dem Ruhm, dem Credit und den Glücksgütern des Wendejahres 1853 früher auf den Plan verfallen, das byzantinische Reich, anstatt es durch Flotten und Kriegsheere, durch Menschikoff und Nachimoff mechanisch anzugreifen, bloß wissenschaftlich und auf Wegen der Intelligenz zu bezwingen, wie sie es jetzt durch eines der begabtesten Mitglieder der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg thatsächlich und mit einer Zähigkeit, Schärfe und geistigen Ueberlegenheit unternommen haben, die man wohl in ihrem politischen und materiellen Kraftbesitz bis auf die neueste Zeit vorausgesetzt, zu merklicher Ueberraschung des Abendlandes aber bei der Hauptprobe nicht gefunden hat.

Die auf den Schlachtfeldern an der Donau, in der Krim und früher auch vor Kars nicht rühmlich eingebüßte Waffenehre seines Adoptiv-Vaterlandes hat Hr. von Muralt, soviel an ihm gelegen, auf der geistigen Palästra durch eine Leistung wieder

zurückerobert, welche im Hauptsitze der Wissenschaft, im großen und gründlich geschulten Deutschland, um so schneller und entschiedener Anerkennung finden muß, je weniger wir uns von der noch wenig accreditirten Moskowiter-Muse einer solchen That und eines solchen Erfolgs versehen konnten. Im Bewußtsein ihrer politischen Unbedeutenheit haben die Deutschen von jeher und zwar mit ihrem besten Recht den Kopf in der Wissenschaft hoch getragen und nebenher auf fremdes und nicht selten sogar auf einheimisches Geistesproduct mit einem Parteiübermuth herabgeblickt, dem man in patriotischer Vorbesorgniß für jetzt und auf immer auch die leiseste Demüthigung und Zurechtweisung erspart sehen möchte. Was bliebe den vierzig Millionen starken, streitkräftigen, aber gemüthlich lahmen Deutschen mit ihrer Göttinger H. G.-Kritik und ihrem Leipziger Centralsprudel noch übrig, wenn sie sich auch noch auf dem Gebiet der Erkenntniß überhaupt und in einem der Hauptzweige geistiger Strebsamkeit — der historischen Forschung — insbesondere an Kenntnißreichthum, an Methode, an Kraft und Schärfe der Kritik durch bisher unbeachtete Fremde überflügelt und zurückgedrängt sehen müßten?

Hr. von Muralt ist zwar kein — eff und kein — off, auch haben seine Ahnen nicht die Mongolendisciplin ausgehalten und dem Chan der goldenen Horde Steuer bezahlt; Hr. von Muralt ist Romane, hat aber seine Haus- und Familiengötter schon längst an der Newa aufgestellt, und was er immer auf dem Felde der Wissenschaft rühmlich und mit Erfolg verrichtet, davon gehört die Ehre den Russen an.

Wir gestehen es aufrichtig, obgleich nicht gern, das vorliegende „Essai“, in welchem Hr. von Muralt das byzantinische Geschichtsmaterial für eine der gewichtigsten Lebensperioden der oströmischen Welt der Zeitfolge nach übersichtlich zusammenzustellen und kritisch zu fixiren sucht, hat uns ernstliche Bedenken

über den Wissensprimat der Deutschen in Historicis eingeflößt, nicht etwa wegen der absoluten Unmöglichkeit mit Hrn. von Muralt erfolgreich zu concurriren, sondern weil wir Gründe haben zu glauben, es sei unter allen historisch gelehrten Deutschen gegenwärtig keiner in der Verfassung, auf die akademische Preisfrage von St. Petersburg eine so gute, eine so ausreichende und eine umfassende und zugleich Hülfsmittel von ungewöhnlichem Belang verrathende Antwort zu geben, wie es Hrn. von Muralt gelungen ist.

Es klingt zwar nicht ganz erbaulich, gesagt muß es aber doch werden, der deutschen Literatur hat Verständniß und Wissenschaft von Byzanz bis zu dieser Stunde großentheils gefehlt. Man muß sich deswegen auch nicht wundern, wenn unter allen Völkern Europa's, die für geistig productiv und schöpferisch gelten, die Deutschen auf diesem Felde verhältnißmäßig das Wenigere geleistet haben und, wenn die Dinge bleiben wie sie heute sind, bald genug ihren Platz sogar noch hinter den Russen erhalten werden.

Das byzantinische Geschichtsmaterial ursprünglich aufgesammelt, nach Europa gebracht und als ungeordnete Masse in wohlverschlossenen Truhen aufgespeichert haben eigentlich zuerst die Italiener von Venedig, Florenz, Neapel, Genua, Turin und Rom. Das kriegerische und handeltreibende Italien des Mittelalters indessen hat im byzantinischen Orient bloß erobert, geherrscht und ausgebeutet, Schrift und philosophisches Räsonnement aber anderen überlassen. Den Ruhm, diese „rudis indigestaque moles“ der Italiener in ein System gebracht und, insoweit es ohne Aufstellung höherer Gesichtspuncte möglich ist, wissenschaftlich gegliedert und der gelehrten Welt zugänglich und genießbar gemacht zu haben, muß man unseren westlichen Nachbarn jenseits des Rheinstromes ganz allein überlassen. Die

byzantinischen Vorarbeiten eines Du Cange und die unter den Auspicien des Hauses Bourbon erschienene Prachtausgabe aller am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts in Europa bekannten Autoren der „Historia byzantina“ in einigen und zwanzig Folianten stehen in der Literatur noch heute unübertroffen da. Einen Abdruck dieser bourbonischen Prachtsammlung haben mit etwas erweitertem Material, aber dafür mit geringerer Correctheit und auch ohne das Verständniß im Ganzen viel weiter zu bringen, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu in Venedig besorgt.

Der erste Versuch, die zusammengetragenen oströmischen Thatsachen zu einer eigentlichen „Geschichte von Byzanz“ zu verarbeiten und ein faßbares Bild des politischen Lebens und Verscheidens der orthodoxen Christenwelt im Orient zu entwerfen, ward ebenfalls wieder in Frankreich, und zwar durch den gelehrten Akademiker Le-Beau in zweiundzwanzig Octavbänden vor bald hundert Jahren gemacht. Diesen ersten Le-Beau'schen Entwurf durch Zusätze aus später aufgefundenen romanischen, gräkofränkischen, arabischen, persischen, iberischen, georgischen und besonders armenischen Handschriften bereichert, befestigt und gleichsam ausgebaut hat ebenfalls ein gelehrter Pariser Akademiker, Mr. St. Martin, in unseren Tagen, so daß mit allen seinen byzantinischen Leistungen das ganze übrige Europa zusammengenommen — wenigstens was die materielle Vollständigkeit betrifft — gegen das einzige Frankreich noch weit zurückstehen muß.

Ob wir die Russen mit Recht oder Unrecht noch heute „halbcivilisirte asiatische Barbaren“ nennen, bleibe dahingestellt. Daß sie sich aber diese Benennung vor hundert Jahren noch gefallen ließen und gefallen lassen mußten, werden sie selbst nicht leugnen. Und doch ist in Folge der Schlözer'schen Untersuchungen über das östliche Europa schon damals dem russischen Akademiker

Stritter, dunkel zwar und noch halb ausgegohren, aber unter allen Gelehrten doch zuerst eine Ahnung von der praktischen Anwendbarkeit gewisser im Chaos der byzantinischen Sammlung zerstreuter Notizen über das Völkergewimmel am nördlichen Pontusstrande für Begründung der russischen Origenes aufgegangen, und mit dem den Russen eigenthümlichen Instinct für Zweckdienlichkeit und rechtes Maß in seinen „Memoriae populorum“ nicht ohne Ruhm ebenfalls im vorigen Jahrhundert schon nach- gewiesen worden.

Dagegen hat unlängst der in Athen wohnende gelehrte Schotte Georg Finlay, einen Schritt weiter greifend, den Standpunct der Materialiensammlung und der antiquarischen Einzelsichtung verlassen und mit vollständiger Beherrschung des Stoffes, der Literatur und aller Kunstmittel der Philosophie eine räsonnirende, ganz im Geist der Gibbon'schen Geschichtschreibung gehaltene Skizze des gesammten gräko-byzantinischen Staatslebens, von der Unterjochung durch die Römer bis zum Untergang der Paläologen, in vier Octavbänden aufgestellt, was in Europa vor ihm eigentlich noch Niemand unternommen hat. Wir halten diese Arbeit des Herrn Georg Finlay für bedeutend, ja für einen wesentlichen Fortschritt auf einem kaum noch dürftig angebauten Felde, und sie müßte wahrhaft die Aufmerksamkeit des gelehrten Abendlandes nachhaltiger als es bis jetzt geschah auf sich ziehen, wenn Staatsbiographien von Byzanz ein den West-Europäern weniger verhaßtes, weniger langweiliges und weniger indifferentes Thema wären. Nur zweifeln wir, ob mit der Schärfe seiner Theorien und ihrer künstlerischen Vollendung auch die praktische Anwendbarkeit seiner Concepte überall im besten Einklang stehe. Während man in Deutschland den russischen Eroberungsgelüsten am Bosporus noch immer die griechischredenden Byzantiner als Hemmschuh entgegenzustellen denkt, möchte Hr. Finlay in gerech-

tem Mißtrauen auf die Haltbarkeit dieses orthodoxen Wehrdammes lieber durch Vorschiebung der zwar auch griechischglaubenden, aber slavischredenden Bulgaren zu demselben Ziel gelangen. Es ist schwer zu entscheiden, ob das eine oder ob das andere dieser beiden Projecte unhistorischer, unstaatsmännischer, hoffnungsloser und verkehrter wäre. Wir sagen das etwa nicht, um die Verdienste des Hrn. G. Finlay zu schmälern, oder eine achtbare Classe deutscher Literaten und Staatskünstler der politischen Thorheit anzuklagen; wir möchten nur den spöttischen Bemerkungen derjenigen zuvorkommen, die noch immer den Einfluß guter historischer Kenntnisse auf richtige Führung der Staatsgeschäfte leugnen und mit Beseitigung aller Wissenschaft den Corporalstock und die Zauberruthe der Druiden als die einzig wirksamen Instrumente für Herrschaft und Regiment anerkennen.

Mitten unter diesen vielseitigen Bestrebungen der Nachbarvölker hat die deutsche Muse ihren Blick nur bei zwei Veranlassungen nach Byzanz gewandt: einmal zur Zeit der Religionszwiste im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und dann in unsern Tagen bei dem Aufstande der gräko-russisch gläubigen Völkerschaften des illyrischen Continents gegen die türkische Centralgewalt. Das erste Mal buhlte fanatisches Parteiinteresse um den Anschluß der „rechtgläubigen" Kirche des Morgenlandes an den hadernden Occident; letzthin aber wollte man bloß zur Glorification der abendländischen Schulgelehrsamkeit mit Feuerschlünden und diplomatischen Beschwörungsformeln auf der weiten Nekropolis von Illyricum das todte und längst der Verwesung anheimgefallene alte Hellas wieder lebendig machen. In keinem der beiden Fälle hat der Erfolg, wie man weiß, auch nur dem kleinsten Theile nach den Erwartungen entsprochen, auf deren Erfüllung enthusiastisch aufgeregte Gemüther selbst heute noch nicht verzichten wollen. Das „rechtgläubige" Byzanz ver-

schmähte es vorweg mit der „lateinischen Häresie" sich einzulassen, und wie die westländische Schul-Hellenerei der jüngsten Zeit geendet, zeigt uns jeder Tag.

Der Anlauf, den die deutschen Gelehrten zur Zeit der Reformation auf die byzantinische Literatur genommen, hat außer einigen Uebersetzungen und schwachen Editionsversuchen nur wenig Bemerkenswerthes hervorgebracht. Großartiger griff man es allerdings vor dreißig Jahren bei der revolutionären Erschütterung des illyrischen Dreiecks an. Ein für den Ruhm der deutschen Wissenschaft leider zu früh dahingegangener Forscher erster Größe begann das ursprünglich in Frankreich hergestellte und später in Venedig nachgedruckte „Corpus der Byzantiner" in bequemerem Format und auch nicht ohne wesentliche Verbesserung in Text und Inhalt zum drittenmal unter die Presse zu legen. Allein durch sichtlichen Neid der Geschicke ist mit dem Urheber auch zugleich die Seele und der Geist des löblich begonnenen Unternehmens vor der Zeit zu Grabe gegangen, und häufig vernimmt man Zweifel, ob für byzantinisches Geschichtsverständniß aus den nach der Katastrophe des Begründers erschienenen Bänden noch wesentlicher Gewinn erwachsen sei. Eifer und Theilnahme bei dem Publicum sowohl als bei den Mitarbeitern der Niebuhr'schen Ausgabe scheinen sogar noch vor der gänzlichen Durchführung des Projects schon zu erlöschen und hinzusterben. Nebenher sind in Deutschland zwar von Zeit zu Zeit vereinzelte Untersuchungen z. B. über das Reich Trapezunt, über Moraïtische Geschichte im Mittelalter, über Hagion-Oros, über Albanien (von Hahn) und über den Geist der byzantinischen Autokratie überhaupt bald polemisch, bald in ruhig fließendem Styl erschienen; allein das Ganze, wenn auch nur im Flug und in den entscheidenden Phasen zusammenzufassen, wie Hr. Finlay, oder eine in sich abgeschlossene Hauptperiode der byzantinischen Geschichte chronologisch bleibend

zu fixiren wie eben jetzt Hr. von Muralt, hat man in Deutschland weder Muth noch Kraft gehabt. Es ward bei dieser Gelegenheit wieder von neuem klar, daß die Deutschen — wenigstens in der Historiographie — mehr Talent zum fleißigen Taglöhnern und zierlichen Karrenschieben in Detailforschungen als zu Großbauten und den Gegenstand schöpferisch umfassenden Originalwerken besitzen. Elegant und stetig wie die Ochsen des Virgilius ziehen wir bei kärglichem Stoppelfutter am Pflug, damit sich von den Früchten unserer Kümmernisse und Noth bequem und lässig andere mästen können.

Man ist bei uns in Abneigung, Feindschaft und Gleichgültigkeit gegen diese Studien so weit gekommen, daß sich gegenwärtig, soviel man weiß, unter dem großen deutschen Literatenheere nur noch Gottlieb Tafel in Ulm, Georg Thomas in München und Dr. Hopf in Bonn — versteht sich auch nur im Detail — mit Byzantinischem beschäftigen. Tafel und Thomas lassen nach Vorausſendung verschiedener, mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit verfaßter und in Finlay's Werken rühmlichst anerkannter und auch wohlbenützter Arbeiten über den Text des Theophanes, über Slavisches und Normannisches in Illyricum, über Geographie und Ethnographie, über Handel und Verkehr der Occidentalen mit Byzanz, eben jetzt in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Wien ein großes Werk in mehreren Bänden über diplomatische und national-ökonomische Beziehungen des lateinischen Abendlandes im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zum orthodoxen Orient erscheinen. Das Material zu diesem Werke — großentheils neu und unbekannt — haben vorzugsweise die unerschöpflichen Archive in Venedig und Wien geliefert. Aus derselben Fundgrube hat auch der fleißige und verdienstvolle Dr. Hopf in Bonn seine zwar weniger „amüsanten“, aber desto mühevollern und daher doppelt anerkennenswerthen,

ebenfalls in den Schriften der Wiener Akademie niedergelegten und im Geiste Du Cange's geführten Studien über Geschlechtsregister der kleinen abendländischen Dynasten des Archipelagus geschöpft. Männern, welche uneigennützig und herzhaft genug sind, ohne Aussicht auf Lohn und Anerkennung Zeit, Geld und Kraft dieser undankbarsten und freudelosesten aller literarischen Kundschaften zuzuwenden, soll wenigstens von unserer Seite das theilnehmende und wohlverdiente Lob nicht vorenthalten sein.

Ueber Theilnahmlosigkeit und Vernachlässigung durch seine französischen Landsleute hat freilich auch der rühmlich bekannte Hr. Buchon zu klagen gehabt, wenn er am Ende nicht gar an seinen franko-byzantinischen Nachgrabungen vollends verkümmert und verhungert ist. In Deutschland läuft man aber außer der Vernachlässigung und Mißachtung alles dessen was Byzanz betrifft noch überdies Gefahr, von irgend einem Hellaswüthigen injuriarum belangt zu werden, wo nicht gar als Unruhstifter und turbulenter Kopf das Augenmerk der Sicherheitsbehörden auf sich zu ziehen *).

Woher kommt das? Wie erklärt man das? Was ist der Occident? Was Rom? Was Byzanz?

Die beiden Hauptfactoren und zugleich die beiden lebendigsten Gegensätze des conservativen Stillstehens und des revolutionären Vorwärtsstrebens, aus welchem ewig unentfliehbaren Wechselspiele das heutige Europa mit seinen Sitten, seinen Künsten und seiner Literatur hervorgegangen ist, sind ursprünglich das pontificale Rom und das orthodox-autokrate Byzantium. Zu Byzanz blieb das Unbeweglichkeitsgesetz des alt-heidnischen Imperiums als oberstes Staatsprincip auf dem Thron und spann

*) „Herr Graf W..! geben Sie mir auf den B... Acht, er hat ein Buch geschrieben," ist ein Deutschland wohlbekanntes, das Bücherschreiben ungemein ermunterndes Dictum des höchstseligen Kaisers Franz I.

sich bis zu den äußersten und letzten Consequenzen der Verknöcherung und der Selbstaufzehrung in mehr als tausendjährigem Lebenscyclus ohne Unterbrechung fort. Das Christenthum hat die byzantinische Staatsgewalt weder stärker, noch gerechter und humaner, das Volk aber weder glücklicher, noch lebensfroher und sittlicher gemacht, als sie unter den vergötterten Gewaltträgern aus dem Hause Cäsars oder unter der mannhaften Faust der illyrischen Soldatenkaiser beide gewesen sind. Die alte Tiberstadt mit ihrer Staatspraxis, ihrer Unerbittlichkeit, ihrem Fiscus, ihrem Codex und ihrem Tribunal lebte ungemildert am Bosporus fort, und im Dunstkreise dieser Romuliden-Metempsychose konnte sich die neue Lehre niemals zu jener lebenspendenden, selbständigen und genuinen Kraft erheben, mit welcher sie gleich im Frühroth ihrer Erscheinung den Occident erquickte. Sie blieb in Byzanz schweigsames, schüchternes und verächtliches Instrument der geistigen Entmannung, des fiscalischen Steuerdrucks und der vergötternden Umzäunung des Autokraten gegen die am Ende sogar in Byzanz mögliche Erschöpfung der menschlichen Geduld. Das Problem, die freie Strömung der Geister und das aus den Tiefen der politischen Bestände unausbleiblich und überall zur rechten Zeit hervorbrechende Drängen nach Fortschritt und Verbesserung kirchlich wie staatlich zum Stillstand zu bringen, zu brechen, und selbst den Wunsch nach Veränderung im Herzen der Untergebenen zu ersticken, hat nur das orthodoxe Byzanz gelöst. Inmitten der geistigen Fluth, die auf der einen Seite den Orient und auf der andern den Occident zugleich ergriffen hatte, blieb Byzanz allein regungslos, stumm und abgeschlossen, eine Welt für sich, wie die versteinerte Heimat des Confucius. Und sonderbar genug mußten die Hauptwerkzeuge dieses wohlberechneten oströmischen Versumpfungs-Systems jedesmal dem Geschlechte der Slaven angehören. Justinian I. hat die Ueberlieferungen

und die Institutionen der alten classischen Welt zerstört; die christliche Erneuerung des Staates aber, mochte sie vom kaiserlichen Palast oder von den unteren Volksschichten ihren Anstoß erhalten, hat während ihres langen Machtbesitzes die große Slavendynastie Basilius des Makedonen im Blute von Hunderttausenden ihrer Unterthanen ersäuft. Treuer Zeitspiegel und untrügliche Wandelscala der sinkenden Civilisation von Byzanz ist die byzantinische Literatur, wie sie vom Beginn des fünften bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts auf uns herabgekommen ist. Anfangs zehrt sie noch von der reichen Erbschaft der alten Hellenen- und Römerwelt; zusehends aber schwindet und mindert sich der Grundstock, vertrocknet das Mark, erlischt der Geist, zerfließt die Form, bis endlich der letzte Lebenspuls unter dem Schorf orthodoxer Barbarei erstarrt und die Fäulniß überall zu Tage tritt.

Genau das entgegengesetzte Schauspiel bietet uns zur nämlichen Zeit das pontificale Rom im Abendlande. Hier wird mit dem alten Heidenthum, seinem Geist, seinem Wesen und seinen Erinnerungen vollständig gebrochen; hier wächst gleichsam eine neue Welt aus dem Boden heraus, eine Welt voll Leben und Bewegung, voll Jugendkraft und Trotz, voll Ringen, Schaffen, Bilden und Vorwärtsstreben. Die Anfänge und ersten Lebenszeichen, Kalender, Martyrologien, Kirchenlegenden ꝛc., sind hier natürlich schwachathmend, ärmlich, unbehülflich, geistlos, dürr und matt; aber in demselben Maße wie es zu Byzanz sinkt und rückwärts geht, hebt, erweitert, mehrt und veredelt sich in Form und Gehalt das geistige Product im Abendland, bis es an Geschmack, Reichthum, Kunstform und Eleganz wieder den Höhepunct der alten Welt in ihrem höchsten Glanz erklomm. Alle culturfördernden und weltumgestaltenden Erfindungen, die Entdeckung und Zähmung neuer Hemisphären mit allen Schöpfungen und

Künsten, die das Leben verschönern und die öffentliche Glückseligkeit erhöhen, gehören dem lateinischen Westland an und sind die nächsten und natürlichsten Früchte der Aussaat, welche die weise und kräftige Hand der pontificalen Roma über das westliche Europa hingestreut. Byzanz hat nichts erfunden und nichts geschaffen; es hat nur vergessen, zerstört, begraben und erstickt.

Hat nun der Geist, in welchem die lateinische Kirche das Evangelium erfaßt, oder hat das Ingenium der germanischen Völker, welche das himmlische Senfkörnlein am wärmsten gepflegt, oder hat irgend ein anderes, bisher unbeachtetes Motiv diesen Gegensatz zwischen Ost und West, zwischen Byzanz und Rom erzeugt?

Die Gesammtcultur des lateinischen Occidents, wie sie heute in ihrer vollen Kraft und Blüthe der stagnirenden Rechtgläubigkeit des Ostens gegenüber steht, ist — man erschrecke ja nicht über den Ausdruck — die gesunde und natürliche Frucht der Revolution, des Aufstandes, der rebellischen Gehorsamverweigerung der Unterthanen gegen ihren legitimen Oberherrn. Das christliche Rom mit Klerus und Pontifex, im Beginn des achten Jahrhunderts noch in Eid und Pflicht dem rechtgläubigen Autokraten von Byzanz verpfändet, hat seine Laufbahn mit Abfall und Revolution begonnen. Oder wie nennt man den politischen Act, wenn sich der Untergebene gegen die Befehle des anerkannten Gewaltträgers auflehnt und seinen Willen dem Willen des Gebieters entgegenstellt? Ob es mit Recht oder Unrecht geschehen sei und geschehen könne, haben wir nicht zu untersuchen.

Revolutionen und aufständische Bewegungen, wenn sie keinen Selbstmord begehen wollen, sind allzeit liberal, und werden schon durch die Natur ihrer Stellung, oft selbst wider ihren Willen, zu Praktiken hingetrieben, die in allen Stücken auf das wesentliche Gegenspiel der umgestürzten Ordnung zielen. Hier wird

ohne alle Nebenbeziehung, ohne parteiischen Seitenblick und ohne alles schiefe Corollar bloß eine geschichtliche Thatsache von tiefeingreifender Bedeutung und unermeßlichen Folgen festgestellt, die dann Jedermann in seiner Weise begreifen, erklären und vertheidigen, Niemand aber als nicht geschehen aus dem europäischen Bewußtsein streichen kann.

Das Princip der Freiheit und des sittlichen Fortschritts im Gegensatz zur stupiden Rückschritts- und geistigen Erstickungslehre der anatolischen Orthodoxen ward dem westlichen Europa von der lateinischen Kirche eingeimpft und die Völker des Abendlandes geben noch bis zu dieser Stunde Zeugniß von dem Keime, aus welchem sie hervorgewachsen und aus welchem unsere ganze Art zu sein, zu denken und das politische Leben einzurichten entsprungen ist,

et documenta damus, qua simus origine nati.

Fortschritt und Stillstand, Fluch und Segen, Blühen und Verwelken, Fäulniß und Leben, strenges Recht und gerechte Insurrection bedeuten im Mittelalter Byzanz und Rom. Aber wie der frische Lebenssprudel im Westen, so hatte auch die orthodoxe Fäulniß im Osten ihr Gesetz, ihren Herz- und Lebenspunct, ihre Unsterblichkeit, ihre Propaganda und ihre Incarnation. Der nie ersterbende Geist von Byzanz ist nach Abstreifung der Bosporus-Hülle an der Moskwa wieder Fleisch geworden und steht heute riesig angeschwollen auf den weiten Räumen von Archangel bis Cap Matapan kampfbereit und mit der Sclavenkette in der Hand für Wiederfesselung des freiheitstolzen, heidnischinsurgirten Knechts im Occident. Eine byzantinische Restauration des alten Orbis Romanus, wie sie Justinian I. durch Belisar und Narses auf kurze Zeit der Verwirklichung nahe gebracht, die orthodoxen Autokraten zu Stambul aber selbst in ihrer tiefsten Erniederung noch festgehalten und als unveräußerliches Recht

ihren moskowitischen Erben überliefert haben, ist der geheime Gedanke, mit welchem der „christusliebende rechtgläubige“ Czar jetzt den „heidnischen“ Occident angefallen und einen Kampf heraufbeschworen hat, dessen Natur und Unabwendbarkeit zwar nicht Jedermann begreifen will, der sich aber gegen alle Schwächen kurzsichtiger und verzagter Menschen sein Recht und seine Geltung selber schaffen wird.

Zu sagen wie das enden möge und ob der Streit wirklich so leicht, so kurz und alltäglich verlaufen könne, wie viele glauben und alle wünschen, und ob zwischen den beiden unversöhnlichen Elementen, die sich bewaffnet am östlichen Rande Europa's gegenüberstehen, jetzt schon wieder harmloses Neben- und Ineinandersein, Friede und Vergleich möglich sei, ist nicht unsere Sache und gehört überhaupt nicht hieher. Wir wollten nur den Grund anschaulich machen, warum der lateinische Occident im Allgemeinen so wenig, der Hauptträger des lateinischen Christenthums aber, das große deutsche Volk, von Staat, Kirche und Literatur der Byzantiner so viel als gar nichts wissen will, und warum dagegen die Russen einen Preis auf diese Studien setzen und wie früher die Politik, so jetzt die Wissenschaft des Abendlandes ihren Zwecken dienstbar zu machen keine Mühe scheuen. Glaube man ja doch nicht, daß die Russen irgend einen öffentlichen Act, möge er an sich auch noch so unbedeutend erscheinen, in der Verwaltung, in der Diplomatie wie in der Wissenschaft ohne stetige Beziehung auf Hebung und Förderung ihres einzigen, ihr ganzes Dasein ausfüllenden Staats- und Nationalgedankens verrichten. Religion und Wissenschaft sind bei den Russen nicht Selbstzweck wie im Abendlande, sie sind beide nur Werkzeuge der nachhaltigsten und stärksten aller menschlichen Leidenschaften, der Herrschsucht und des Machtbesitzes. Das Uebergewicht des slavischen Byzantinismus auf dem ganzen Erdboden

und auf ewige Zeiten zu begründen und die „Revolution" d. h. den Occident und das im Occident menschgewordene, aus dem Geist der lateinischen Kirche hervorgewachsene, freie und uncontrolirte Entfalten und Strömen des geistigen Völkerlebens zum Stillstand zu bringen, es überall dem Willen des „Einzigen" dienstbar zu machen oder, wenn man will, auf gut altbyzantinisch zu ersticken, ist das letzte, mit unglaublicher Ruhe, mit eisiger Kälte und mit der herzlosesten Zähigkeit von der russischen Monarchie verfolgte Ziel, von dem wir aber — um mit homerischer Götter-Politur zu reden — nicht glauben, daß sie es erreichen könne.

Will man in unserer Lucubration über die byzantinischen Dinge und ihre Beziehungen zur abendländischen Welt weiter nichts als metaphysische Grübelei und unerquickliches Spiel tüdesker Phantasie erblicken, so können wir es nicht verhindern; nur soll man im Gedächtniß behalten, daß wir mit der Geschäftelei und den täglichen Nöthen der „Schachzügler" nichts zu thun haben und immer nur an jene Ihrer Leser denken, die voll Ekel und Besorgniß (Langeweile zu sagen wäre jetzt nicht mehr erlaubt) über die täglichen Widersprüche, über das plan- und gedankenlose Herumtappen im dunkeln Labyrinth und über das ängstliche Aufhaschen zufällig auf der Oberfläche hintreibender momentaner Auskunftmittel nach der Leuchte hinblicken, in welcher die schwirrenden Eintagsfliegen am Ende doch verschwinden.

Wollen die Russen für eine bestimmte Periode der byzantinischen Geschichte eine feste Unterlage gewinnen, so möchten wir auf den granitenen Kern hindeuten, um welchen in der Wissenschaft wie in der Politik der ganze Byzantinismus gravitirt.

Völlig am Schlusse des verhängnißvollen Jahres 1848 wurden die Gelehrten des Abendlandes durch ein in französischer Sprache verfaßtes historisches Programm zur Mitbewerbung um den Preis

eingeladen, welchen die kaiserliche Akademie d. W. zu St. **Petersburg** auf die beste Bearbeitung einer „byzantinischen Chronographie“ ausgeworfen hatte. Die Einladung war ganz im slavisch-russischen Sinne gestellt. Die „byzantinische Chronographie“ der St. Petersburger Akademie sollte etwa nicht eine nach den Vorgängen von Le-Beau und Finlay die ganze Lebensdauer der orthodoxen Autokratie des Orients umfassende, mehr oder weniger gedrängte, mehr oder weniger geistreich und philosophisch gehaltene Zusammenstellung geschichtlicher Thatsachen sein. In Rußland hat man keine Eile und will man auf einmal nicht so viel; die Russen haben in allen Dingen Methode, rücken wie die „Litä“ des Homer nur schleppend von der Stelle und thun niemals den zweiten Schritt, bis der erste nicht von allen Seiten gesichert ist. Das Programm verlangte nur eine Vorarbeit, die bei künftig anzustellenden Untersuchungen über die alten warego-russischen Reichsannalisten und ihre Beziehungen zu den Chronikschreibern von Byzanz als Leitfaden oder vielmehr durch chronologische Fixirung der einregistrirten Thatsachen als feste Unterlage dienen sollte, auf welcher man über den Geburtsschein und über die ersten Regungen des Moskowiter Riesenkindes endlich einmal in das Reine kommen könnte.

Ein selbständig erzeugter, aus dem Urwesen der Slaven-Nationalität hervorquellender Gedanke hat bei den Anfängen der Russen weder in der Religion, noch in der Politik, noch in der Wissenschaft überhaupt, am wenigsten aber in der Historiographie je existirt. Der Russenstaat in seinen Ursprüngen ist überall nur ein mechanischer Abklatsch der orthodoxen Zustände am Bosporus, und was daselbst rechtgläubige Chronisten niederschrieben, das haben durch großfürstlichen Ukas gleichsam über Nacht ebenfalls rechtgläubig verwandelte warego-russische Annalisten zu Kijew und Nowgorod blindlings übersetzt und nachcompilirt.

Ost-Rom — wir haben es ja schon oben gesagt — mit seinen imperialistischen Ueberlieferungen, seiner Jurisprudenz und seiner Administration ist in Byzanz niemals erloschen und durch eine neue, ganz heterogene Schöpfung überwuchert worden wie West-Rom. Es hat sich, ohne daß der byzantinische Herzschlag je völlig stillgestanden, nur der Lebensmittelpunct verschoben und aus den Ruinen des Autokratenpalastes von Blachernä nach Kijew und hinter die Mauern des Kremlin zurückgeflüchtet um, wenn die Fluth wieder schwillt, in die alte Heimat zurückzuströmen. Die Fluth hat sich gehoben und die warego-russische Byzantiner Welle mit Gemurmel zum Pontusstrand herabgewälzt. Wie im lauen Frühlingshauch und in der frischen Rebenblüthe der alte Wein im Fasse gährt, ebenso erwachte am andern Pontusstrande die erstarrte Sympathie und streckten, gleich den getrennten Körperhälften in Platons Symposium, Süd- und Nord-Byzanz in sehnsuchtsvollem Begehren die Arme nach dem jenseitigen Ufer hin,

tendebantque manus ripae ulterioris amore.

Wie Virgils Corydon folgt der Moskowiter seinem angebornen Zug und die Politik des Occidents wäre mehr als übel berathen, wollte sie für leichteres Verständniß der Gegenwart und ihrer Procedur einerseits den Russen das Recht, und andererseits den Gräko-Slaven die Neigung mit ihrem eigenen Blut und Leben in Eins zusammenzurinnen streitig machen. Die Frage ist nur, wie viel von dieser naturberechtigten Gefühlsromantik zwischen Nord- und Süd-Byzanz das höhere Bedürfniß der europäischen Ordnung dulden kann. Wer immer dieses Quantum nicht nach Parteiinstinct, nicht im Drang des Augenblicks, nicht unselbständig und als dienstbetrauter Knecht, sondern nach den tiefer liegenden und ewig geltenden Gesetzen der sittlichen Nothwendigkeit bemessen will, der kann dem langen und mühevollen

Pfad der wissenschaftlichen Ergründung nicht entrinnen. Auf diese einzige Bemerkung hin wird man begreifen, daß Herr von Muralt sein Buch für * * * gewiß nicht geschrieben hat. Es gibt in Europa noch immer Leute, die heute noch weit weniger als früher glauben, daß die Menschen mit aller ihrer Weisheit und selbst mit Dareingabe der materiellen Macht auf dem Gebiete der Politik etwas lebens- und zeugungsfähiges aufzustellen vermögen, wenn es nicht in der Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse seine Berechtigung hat. Ueber Natur und Stand der gesellschaftlichen Verhältnisse aber hat die Menschen von jeher das Studium und nicht die Leidenschaft belehrt.

Die byzantinische Geschichtsperiode, deren haltlos ineinanderfließendes Factengewirre das kaiserliche Programm von St. Petersburg nach Zeit und Datum kritisch fixiren will, beginnt mit dem J. 395 und reicht bis zum J. 1057 der christlichen Aera. Sie umfaßt also nicht mehr als 662 Jahre, innerhalb welcher Frist einerseits die politische und nach langen Wehen zuletzt auch noch die kirchliche Trennung zwischen Ost und West, zwischen Byzanz und Rom zu Stande kam, und andererseits die Besetzung des byzantinischen Reichsbodens von der Strohhütte in Arkadien angefangen bis zum goldgeschmückten Kaiserthrone Konstantins hinauf durch die von Norden herabbrausende wilde Slavenfluth, und nach der kirchlichen Umbildung der Eindringlinge die unmittelbare Transfusion der oströmischen Staatsidee auf die neugeschaffenen warego-russischen Fürstenthümer zu Kijew und Nowgorod geschah.

Nur kurze Zeit früher als von Süden her Religion, Kunst und Palast-Despotismus zu den nordischen Slaven vorgedrungen waren, hatte die von Skandinavien eingewanderte Herrscherkaste der Warego-Russen ihr politisches Gährungselement in die weite Ländermasse zwischen dem Wolchow und der Dniepermündung

hineingeschleudert, so daß kriegerisches Ungestüm und erhöhte Nervenkraft der Germanen in engster Allianz mit der Kirchenzucht und dem Cäsareo-Papismusdogma von Byzanz zu gleicher Zeit an einem socialen Bauwerk arbeiteten, dessen Grundfesten Dank der Unzerstörbarkeit des Ritus bisher noch in allen Stürmen unerschüttert geblieben sind. Was wir heute „Rußland" nennen, das Land, welches alle erdenkbaren Uebel innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überwunden hat und aus der hoffnungslosesten Erniederung jedesmal mit verjüngter Kraft wieder auferstanden ist, war am Schlusse der von der kaiserlichen Akademie zur Preisbewerbung angesetzten Periode, also früher als die Mehrzahl der westeuropäischen Staaten, in seinem innern Wesen vollständig ausgebildet, die Gährung war abgeklärt und beim Tode des Großfürsten Jaroslaf (1054) die warego-russische Einwanderung bereits im Slavenelemente aufgegangen. Hr. von Muralt hat ganz Recht, wenn er die Lage Rußlands von der Einwanderung Ruriks (862) bis zum Tode des letzten allgemeinen Großfürsten Jaroslaf (1054) mit der Glanzperiode unter Peter dem Großen auf gleiche Linie stellt. Um dieselbe Zeit mit Jaroslaf mußte auch in Konstantinopel die große Slavendynastie erlöschen, welche mit dem orthodoxen Kaisermörder Basilius dem Makedonen den Thron bestiegen und in ihrer zweihundertjährigen Dauer legislativ wie militärisch den Ausbau der byzantinischen Autokratie eigentlich vollendet hat.

Kijew und Byzanz in gegenseitiger Sättigung wandelten, von diesem Zeitpunct angefangen, ihre eigenen Wege und mit der Lockerung der politisch-kirchlichen Bande der beiden orthodoxen Reiche waren auch die Beziehungen zwischen den russischen und griechischen Chronisten zum Abschluß gekommen. Wir sagen das nur, um die westlichen Landsleute auf das feine und durchdringende Verständniß aufmerksam zu machen, mit welchem die kai-

serliche Akademie das Preisthema zu wählen und im Interesse der russischen Staatsbiographie zu umgrenzen wußte.

Aus dem Occident ist wahrscheinlich keine Bewerbung eingelaufen und nach allem was wir schon oben bemerkt, wird auch Jedermann begreifen, daß den Russen dieses Mal nichts übrig bleiben konnte, als auf die aufgestellte Frage ebenso die Antwort selber zu geben, wie sie den vor zwei Jahren angehobenen Waffentanz dem Terentianischen Phormio gleich allein und ohne fremde Begleitschaft durchzufechten haben,

ad te summa solum, Phormio, rerum redit;
tute hoc intrîsti, tibi omne est exedendum.

Ob die Russen auf die zweite Frage mit gleicher Virtuosität wie auf die erste zu antworten verstehen, muß die nächste Folge zeigen. Wir haben es hier nur mit dem vor uns liegenden stattlichen Groß-Octavbande von 888 Pagina zu thun, mit welchem Hr. von Muralt der kaiserlichen Akademie Rede steht. Diese Muralt'sche Rede — wir müssen es noch einmal sagen — wird alle jene Leser, die in solchen Dingen ein Urtheil wagen dürfen, nicht etwa bloß durch Umfang und Inhalt befriedigen, sie wird den Deutschen manchmal auch ein wenig überraschen und, wenn gegen Russisches überhaupt unfreundliche Gesinnungen vorwalten, hie und da sogar unangenehm berühren, weil nach germanischen Begriffen verwickelte Wissenschaftsprobleme ihre Lösung in Deutschland und nicht bei den Russen finden müssen. Eine gewisse „Ascendency" in Politicis, insofern sie einerseits aus der slavischen Geduld, der byzantinischen Verschlagenheit und der mongolischen Brutalität der Russen, andererseits aber aus dem Individualismus und der Bornirtheit ihrer deutschen Antagonisten nothwendig erwachsen mußte, hat man während der letzten vier Decennien wenigstens in Deutschland willig anerkannt und wäre, wenn es nur auch so ginge, sie noch ferner anzuerkennen nicht abge-

neigt. Dagegen waren wir auf dem Gebiete der Philosophie, der schönen und der bildenden Künste, der Historiographie und besonders der Grammatik und der „Erudition" unserer Meisterschaft so sicher, daß wir ohne Neid und Besorgniß selbst auf Karamsins „russische Geschichte", auf Puschkins Poesien und auf Kotzebue's Kunsterfolge hin noch mit wohlwollender und selbstzufriedener Protectormiene auf die russischen „Schulspecimina" hinüberblickten. Die Sache scheint sich aber auch in diesem Puncte allmählich ändern zu wollen und zwar wieder nicht ganz zu unserem Vortheil, wie es in Deutschland schon öfter geschehen ist.

Warum ist es denn aber auch immer Deutschland, welches seit dem dreißigjährigen Kriege und dem Friedensschluß von Münster zu allen möglichen Continentalausgleichungen und Pacificationen das Material liefern muß? Um wie viel die Russen an politischer Macht und scientifischer Bedeutung in die Höhe steigen, um ebenso viel sinken die Deutschen in beiden von ihrer alten Majestät herab. Und doch sagt dieses indolente Volk noch immer: Was gehen uns der Pontuskrieg, der Ländergeiz, das Bosporusgelüste und das westliche Hereinragen Rußlands an und was haben wir mit dem historisch-byzantinischen Programm von St. Petersburg zu thun? Und haben die Russen unter den Auspicien der kaiserlichen Akademie nun auch vom geistigen Territorium Deutschlands eine wichtige Provinz weggerissen und ihrem Besitzthum einverleibt, so will man hier nicht entscheiden, ob dieser neue Verlust unserer Fahrlässigkeit oder unserer Ohnmacht beizumessen sei; gewiß ist nur so viel, daß diese in der byzantinischen Literatur bedeutsame Schrift des Hrn. v. Muralt bei den kommenden Geschlechtern, wir wollen nicht sagen als Document einer deutschen Niederlage, aber doch als eine nicht zu überhörende Mahnung gelten wird.

Wollte aber irgend ein deutscher Leser und warmer Patriot

in diesen Bedenken nur das vorlaute Geschrei und unzeitige Verzagtthun eines literarischen Alarmisten erkennen, so lese er nur die Vorrede, die an der Spitze des Muralt'schen Werkes steht, und er wird, wenn er die Natur und die beinahe unbesiegbaren Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens zu würdigen versteht, bald selber fühlen, daß wir über diese Kriegsthat der russischen Minerva nicht umsonst Lärm schlagen. Daß es sich aber im St. Petersburger Programm nicht ausschließlich um Herbeischaffung neuen Stoffes, sondern wesentlich um kritische Bewältigung, architektonischen Ausbau und geistige Belebung eines bereits gegebenen, aber in wildestem Chaos untereinanderliegenden todten Trümmerschuttes handle, haben sich die Leser aus dem bisher Gesagten natürlich schon abstrahirt. Mehr als einhundertundfünfzig Autoren, von denen ein großer Theil in allen alten und neuen, lebenden und todten Sprachen des Morgen- und Abendlandes noch als unedirte Manuscripte im Staube der europäischen Bibliotheken vergraben liegt, mußte Hr. v. Muralt nach Möglichkeit consultiren, gegen sechstausend meistens in widersprechender Weise erzählte, isolirt und datumslos hingestellte Facta aus dem Schutt herausgraben, sie dann nach dem Grade der Wahrscheinlichkeit um einzelne feste Puncte gruppiren, die verschiedenen Berichte über die nämliche Thatsache untereinander vergleichen, die Abweichungen deutlich hervorheben und endlich die Autoren jeder Aufstellung nach ihrer Anciennetät hintereinander reihen, um auf diesem Wege dem Ursprung der sich widersprechenden Angaben oder der allmählichen Trübung der Quelle selbst gründlich auf die Spur zu kommen.

Diese weitaussehende und nicht etwa bloß literarische Dilettanten von gewöhnlichem Unternehmungsgeist, sondern auch geübtere Adepten mit Recht zurückschreckende Arbeit hat Hr. von Muralt neben seinen übrigen zahlreichen Berufsgeschäften im

Laufe weniger Jahre zu Stande gebracht und zwar weniger unvollkommen, als man es von einem ersten Versuch hätte erwarten sollen. Man wird Hrn. v. Muralt auf diese Arbeit hin einen bedeutenden Rang unter den Männern der Wissenschaft nicht versagen können. Eigentlich aber wird in diesem Essai de Chronographie Byzantine noch mehr geleistet, als die kaiserliche Akademie dem Preisbewerber auferlegte. Hr. von Muralt hat selbst tiefgreifende Fragen aus dem Gebiete der Numismatik und Ethnographie, besonders aber der skandinavischen Alterthümer nicht gescheut, wenn aus denselben für Sicherstellung seiner byzantinischen Annalen irgend ein wesentlicher Behelf zu erzielen war.

Die byzantinische Chronographie als eine eigene, neue und ganz für sich bestehende Wissenschaft in den europäischen Ideenkreis einzuführen, war das Ziel, welches die kaiserliche Akademie von St. Petersburg in der Aufstellung ihres Programms und Hr. v. Muralt bei der Ausarbeitung seiner Schrift vor Augen hatten. Daß es aber noch langer und vielfacher Anstrengungen bedürfe, um dem vorgesteckten Ziele so vollständig als möglich gerecht zu werden, hat sich der ebenso umsichtige als gelehrte Verfasser selber nicht verhehlt; er nimmt aber für das, was er in seinem Werke als feststehende Unterlage zu künftigem Weiterbau der byzantinischen „Regesten" hingestellt, nur das Lob der „Präcision" und der strengsten Gewissenhaftigkeit in Anspruch, „überall nur kritisch Unanfechtbares zugelassen, nirgend aber dem Leser Conjecturen für Gewißheiten vorgelegt zu haben." Dieses Zeugniß wird, insoweit wir dazu berechtigt sind, dem Verfasser zu gerechter Vergeltung seiner Mühe gerne ausgestellt. Wem das süßeste aller Gefühle, selber in der Sache etwas Tüchtiges und Schönes geleistet zu haben, nicht gestattet ist, dem kann nur das Vergnügen fremdes Verdienst anzuerkennen einigen Ersatz gewähren. Concur-

rentenlob hat noch nie Verdacht erregt; und wenn wir uns auch nicht rühmen dürfen, das ganze große Opus des Hrn. von Muralt Zeile für Zeile geprüft und kritisch ausgelaugt zu haben, so hat sich doch aus der Verification einzelner Perioden zur Genüge herausgestellt, daß man sich auf die im „Essai“ niedergelegten Hauptresultate im Allgemeinen verlassen kann. Kleinere Uebersehen wären bei der häufigen Reduction orientalischer Zeitrechnungen auf die byzantinische, und dann bei der Unmasse von Jahrzahlen, Monats- und Wochendaten der einzelnen Thatsachen überall verzeihlich. Der Verfasser ist aber so kühl, so behutsam und gegen sich selbst so strenge, daß er dem Leser die Freude solche „incurias“ aufzustechen, wenigstens S. 266, Zeile 18 durch Selbstberichtigung nicht vergönnt. Und wie man für Ergänzung und Vervollständigung dieses ersten soliden Entwurfs einer Chronographie von Byzanz weiter arbeiten, schaffen und graben soll, hat der Verfasser in seinen zum Theil höchst wichtigen und dem Werke unmittelbar angefügten „Additions“ selbst gezeigt.

Für eine weit eingreifende Besprechung und kritische Auseinanderlegung des Gesammtinhalts der Muralt'schen Preisschrift wäre hier nicht der rechte Ort. Wir wollten und konnten dem gelehrten deutschen Leser nur im Allgemeinen vom Dasein und vom Geiste dieser merkwürdigen literarischen Erscheinung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften Kunde geben und nebenher mit wenigen, aber hoffentlich doch ausreichenden Worten auf die musterhafte Methode aufmerksam machen, mit welcher hier ein unermeßlicher, in Europa kaum vermutheter Reichthum an historischem Material in schönster Ordnung zur Uebersicht gebracht und in einen Bau verflochten wird, dessen künstlerisches Ebenmaß und leichten Schwung mehr als Ein schwerfälliger, endlos im Sand sich fortschleppender und nie zu Ende kommen-

der Veteran deutscher Erudition für eigene Belehrung nicht übersehen soll.

Vom patriotischen Standpunct aus betrachtet hat die Sache allerdings auch ihre Bedenklichkeit. Und wenn man bisher nur die europäischen Diplomaten, die Glücksritter und die politischen Abenteurer zum Theil in demüthig gebückter Haltung, wie im gemeinsamen Mittelpuncte der Größe und der Macht, am Hofe des Czaren zusammenströmen sah, so wäre es leicht möglich, daß in nicht zu langer Zeit auch die Repräsentanten der geistigen Mächte ihren Blick nach „Turan" und seinem hellen Morgenschimmer wenden müssen — vorausgesetzt, daß die „Chronographie Byzantine" keine isolirte Erscheinung bleibe.

Um bei den Deutschen überall in Rechnung gebracht und vielleicht auch gefürchtet zu werden, genügt physische Uebermacht und gewissenlose Verschlagenheit; will aber ein fremdes Volk bei uns auch geachtet sein, so muß es eine literarische Reife verrathen und geistige Producte liefern, wie dieses Muralt'sche Buch.

Hammer-Purgstall: Geschichte Wassaf's.

(Persisch und deutsch.)

(1856.)

Von Julius Cäsar haben die Zeitgenossen selbst eingestanden, daß es ihm weniger Mühe koste, Großes und Preiswürdiges zu verrichten, als den Mitlebenden, seine ruhmvollen Thaten zu loben und nach Verdienst anzupreisen. Das alte Dictum findet gegenüber den wissenschaftlichen Leistungen des großen Orientalisten, dessen Name an der Spitze des ebengenannten merkwürdigen neuen Buches steht, seine volle und unbedingte Geltung. Selbst die Fehde und die leichte aristarchische Velitation, der ein solches Ingenium nicht entfliehen kann, fängt allmählich zu erlahmen an, und die übrigen Sterne, die mit dem ungetrübten Glanze eines Hammer-Purgstall am literarischen Himmel des neunzehnten Jahrhunderts funkeln, sind in Europa bald gezählt. Wir haben aus unserer Bewunderung dieses genialen Mannes von jeher kein Geheimniß gemacht, nicht etwa bloß weil wir unser geringes Wissen in Dingen des Orients aus dem unerschöpflichen Born der Hammer'schen Muse geschöpft, sondern hauptsächlich weil wir durch Fleiß und sorgliches Bemühen die Tiefe, den Umfang und die Mannigfaltigkeit seines Wissens vielleicht richtiger erkannt und die Unzerstörbarkeit seiner Thatkraft vielleicht auch billiger als andere gewürdigt haben. Gelehrt, vielwissend und kenntnißreich sind in Europa neben Hrn. von Hammer-Purgstall

auch noch viele andere Leute; aber wo, fragen wir, hat die schöpferische Kraft eine solche Dauer und Energie, die Unterjochung der Materie aber durch den Geist eine solche Gewalt erreicht wie an diesem Mann? Wir wollen weder Jemanden eifersüchtig machen, noch den Gegenstand unserer achtungsvollen Bewunderung selber langweilen, am wenigsten aber möchten wir durch leises Hindeuten auf die „Ritter vom Geiste" irgend eine gleichberechtigte deutsche Philautie verletzen; darf man aber das stille Wirken der Wissenschaft mit dem brausenden Getriebe der Politik vergleichen, und glänzen in der Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts vor allen anderen und auf ewige Zeiten Alexander, Cäsar und Napoleon, so ist nicht zu erwarten, daß im Verzeichnisse der lorbeergekrönten Triumvirn, die uns die elfenbeinernen Thore des Morgenlandes erschlossen haben, die späteste Nachwelt den Namen Hammer-Purgstall je vergessen könne. Was die Gegenwart hervorragenden Geistern bietet, ist meistens so unbedeutend, hohl, verkümmert, demüthigend und zweifelhaft, daß wahre Größe nur in der unsterblichen Fortdauer des Namens eine ihrer würdige Vergeltung sehen kann. Was wir über Hammer-Purgstall denken, kommt hier gewiß nicht das erstemal zu Tag; aber eben weil im Lobe wie im Tadel überall ein weises Maß nicht fehlen darf, sei hiermit des Preisens für alle Zeit genug und bleibe die Bestätigung unseres Urtheiles über diesen merkwürdigen Mann den kommenden Geschlechtern anheimgestellt.

Hr. von Hammer-Purgstall hat ganz Recht, wenn er in seiner Vorrede Wassaf's persische Mongolengeschichte vor allen anderen Werken dieser Art für übersetzenswerth erklärt und, insofern dem Original durch gereimte Prosa und durch dichterische Wiedergebung der Verse Gerechtigkeit geschehen soll, diese Uebertragung nur in der mit der persischen auf das innigste verwandten deutschen Sprache für möglich hält. Daß unter allen jetzt lebenden

Persischgelehrten zu dieser Arbeit vorzugsweise nur ein Hammer-Purgstall berufen sei, konnte er natürlich nicht selber sagen. Wer aber, wie wir es wenigstens in einigen der vorzüglichsten Stellen nicht ohne Anstrengung versuchten, den Originaltext mit der deutschen Uebersetzung vergleicht, kann überall nur derselben Meinung sein, besonders wenn er die mit einer Fülle des reichsten Wissens ausgestatteten Anmerkungen und erklärenden Noten unterhalb nicht übersieht.

Wassaf's Geschichtswerk ist zwar in ungebundener Rede verfaßt, aber die reine und keusche occidentalische Prosa, wie man sie bei Cäsar, Voltaire, Lessing und Macaulay liest, ist den Asiaten völlig unbekannt. Was bei Arabern, Türken und Persern Prosa im höhern Style heißt, ist gewöhnlich reimdurchspickt, poetisch angeschwollen und mit Citaten aus dem Koran und den berühmtesten Dichterwerken alter und neuer Zeit so reichlich ausgestattet, ja überladen, daß ein Abendländer, um das Ohr an diese asiatische Reim-Musik zu gewöhnen und sich aus dem unwegsamen Bilder- und Phrasenwust zum klaren Begriff hindurchzudrängen, langer Zeit bedarf. Wassaf's dichterische Iran-Prosa kann nur übersetzen, wer selber Dichter ist und die deutsche Sprache redet.

Kein Gelehrter in Europa, selbst Thomas Carlyle nicht ausgenommen, würde in einem historischen Prosawerk zu schreiben wagen: „Die Sage von der Pracht und Macht, der Autorität und Majestät Mostassims ist mehr, als daß ich sie hier erkläre"; oder: „Der Vernünftige, welchem die Leitung freund, und der Verständige, welcher mit Verstand Schlauheit vereint, wenn er das Schlagen des Feuersteines und Stahls vernimmt in seinem Ohr, denkt auf das Feuer vor. Es wird Funken sprühen, die wie Paläste, wie gelbe Kamele glühen (Koranvers), und wenn er von Weitem die Wasserspiegelung schaut, so ist er schon mit

dem Meere der Wüste und mit den wie Berge thürmenden Wogen des Sandes in seiner Einbildung vertraut. Der Unwissende, der Nachlässige, der Träge und Lässige denkt nicht eher auf Mittel sich zu retten, bis nicht die Flammen über ihn schlagen zusammen, und bis er, ins Meer versenkt, von den Fluthen wird ertränkt, er nicht auf die Fähre und das Gestade denkt. Vor dem Anfalle der Tataren ist es Zeit zu denken der Gefahren, und Heere zu ihrer Abtreibung zu schaaren, und nicht weiter nach den Worten des Wesirs zu gebahren." Im Orient hat man zwar in allen Dingen seinen eigenen Geschmack, man stellte aber — wenigstens im Zeitalter des Chalifates — an einen Gelehrten und Staatsmann weit höhere Forderungen, als im Abendlande üblich ist.

Wer ein gelehrtes Buch schreiben und gelesen werden wollte, zugleich aber auch in der höhern Gesellschaft zu Bagdad, Tebris, Ghasna und Samarkand sich zu bewegen prätendirte, wie Wassaf, der mußte nicht bloß das Gesammtwissen seiner Zeit in Theologie, Poesie, Literatur, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Metrik, Astronomie, Thier- und Pflanzenkunde sammt Chemie in sich aufgenommen haben; er mußte auch das ganze Rüstwerk dieser Disciplinen im Gedächtniß bereit, lebendig und mobil erhalten, um nach Zeit und Bedarf Citat, Vergleich, Bild, Witz und Anspielung richtig und passend hervorzulangen. Um aber an den moslimischen Höfen in den Euphratländern und in Iran ein hohes Staatsamt zu bekleiden und sich z. B. als „Herr des Diwans" (Premierminister) zu behaupten, mußte einer nicht bloß in den vorgenannten Disciplinen vollendet sein, er mußte überdies auch noch das Arabische und das Persische correct, fließend und im feinsten Style reden, in beiden Sprachen Dichter und Improvisator sein und oft immitten der Reichsgeschäfte oder der prunkvollsten Hofscenen und Festgelage die Schreibtafel nehmen

und ex tempore ein Gedicht eigenster Composition niederschreiben. Welche Rolle, fragen wir, hätten unsere europäischen Premiers insgesammt mit aller ihrer Routine, Redefertigkeit und Politur bei den „Parties fines“ der geschmackreichen und raffinirt-eleganten Chalifenstadt gebildet?

„Wassaf“ ist übrigens nicht der eigentliche Name des in Frage stehenden persischen Geschichtschreibekünstlers. Er hieß, wie er selbst sagt, ursprünglich Abdallah Ben Fadhlallah, war von arischem Geblüte und wurde erst nach Herausgabe seiner Geschichte der Mongolen unter der arabischen Benennung „Wassafol-Hasret“, d. i. Lobredner der Majestät, unter seinen Zeitgenossen bekannt. Bevor er Amt, Stellung und Charakter eines Böttiger oder eines * * von Iran übernahm, war Abdallah Ben Fadhlallah Philolog von Profession, fahrender Magister, der die sieben freien Künste trieb, besonders aber Grammatik, Rhetorik und Metrik übte, Gelegenheitsgedichte schrieb, in geistreichen Gesellschaften um Lohn declamirte und die jungen Moslimen in der Kunst arabische und persische Disticha zu scandiren und selbst Kassideten und Gaselen zu componiren unterwies. Das Erträgniß dieser vielfachen Praxis reichte aber nicht mehr hin, nahm sogar, wie er klagt, mit jedem Jahre ab; es waren der Grammatiker im Land zu viele, die Philologen fraßen, wie man zu sagen pflegt, einander selber auf und bei der Unbeschränktheit des grammatischen Gewerbes bei den Moslimen war der Markt in Bagdad und Tebris schon längst überführt.

„Die Philologie, jammert Wassaf, ist heut zu Tage veraltet, sie nährt ihren Mann nicht mehr und Jedermann ist jetzt Dichter, und statt mit ergiebigem Honorar in Gold, antworten die Großen auf die warmen Schmeichelhymnen hungernder Musen mit elegant gereimter Gegenpoesie.“ Natürlich fand Abdallah Ben Fadhlallah unter solchen Umständen die moslimische Welt tief verfallen, die

Zeitrichtung völlig verkehrt, echtes Verdienst und gründliches Wissen überall schnöde mißachtet und alle Rechtschaffenheit und alle Kunst aus der Welt verbannt. Die Philologen und fahrenden Poeten in Bagdad und Iran werden hier als Leute geschildert, die man nie hoch und fett genug honoriren, placiren, decoriren, loben und füttern konnte und die den Untergang der Civilisation, ja des Universums selbst verkündeten, weil ihr Gewerbe in Mißcredit verfallen war und die Reichen nichts mehr von Grammatik wissen wollten:

„Es folget stets dem Niedrigen die Welt,
Der Schluß stets für Geringere ausfällt."

„Heute zu Tage, fährt Wassaf klagend fort, heißt Verdienst nur Dunst, und Neuerung die Kunst; die Tugend liegt darin, nicht zu besitzen Tugend."

„Die Unverschämtheit — welche Schändlichkeit! — heißt heute Beredsamkeit, Leichtfertigkeit gilt für Freigebigkeit, die gleißnerische Wendung für Vollendung und verfangendes Wort für Fleißes Hort; das Feuerzeug des Verdienstes gibt nicht Funken, das Licht der Philologie ist in Finsterniß versunken; Redner gelten für Narren, die Welt zieht den Possenkarren und sie ist zu Dienste der Niedrigen ohne Verdienste."

„Es sei von Gott nicht Dauer dieser Welt gewährt!
Vernünftigen ist sie nicht einen Heller werth;
Sie wendet ihr Gesicht von Freien ab im Stillen,
Doch jedem Possenreißer ist sie gleich zu Willen."

„Wo ist ein gründlicher Gelehrter, fragt der gekränkte Schöngeist, dem die unerbittlichen Sphären einen andern Sold als die Thränen des Morgen- und Abendthaues gewähren? und wo ist ein verfluchter Dummkopf, dem nicht Morgens und Abends das Glas des Wunsches vom Weine der Eroberungen voll ist?"

„Die Zeit begünstigt nur der Dummen Macht,
Da sie Unwissende zu Herren macht;
Und wünschet Ihr von ihr erhöht zu werden,
So müßt Ihr unvernünftig und sorglos Euch geberden." —

Lange schwankte unter dem Eindruck dieser strafpredigenden Selbstbetrachtung Abdallah Ben Fadhlallah (möge Gott, schreibt er, sein Ende besser als seinen Anfang machen), was er nach dem Erlöschen aller Aussicht, sich durch die Philologie zu schwingen, für sein weiteres und besseres Fortkommen beginnen sollte. Endlich entschloß er sich in klarem Gefühle, daß mit Metrik und lyrischem Getändel, besonders aber mit Opposition und eigener Meinung, selbst bei glänzenden Talenten, in Iran nichts zu gewinnen sei, und bloß die Hohen und die Großen anzusingen auch nicht viel einbringe, die Allerhöchsten und die Allergrößten mit seinem Lobe heimzusuchen und Dschuweini's berühmtes, aber unvollendetes Werk über die Geschichte der Mongolen fortzusetzen, „auf daß er sich dem großen Vorgänger als Saum anhange und durch den Namen des Padischah zu ewigem Ruhm gelange." Daß sich Wassaf mit unfruchtbarem Ruhm allein nicht begnügte, sondern substantiellere Gedanken hatte und vorzugsweise auf die Municifenz des Padischah von Tebris speculirte, braucht man dem Leser nicht zu sagen. Aber nur zu bald machte er die Erfahrung, daß Eunuchen, Günstlinge und Wesire alles was asiatische Höfe spenden, als ihr Eigenthum betrachten und mit der Eifersucht eines Kolchis-Drachen den Zutritt zur Gnadenquelle hüten. Ueberdieß hatte Wassaf das Mißgeschick, nach anfänglich raschem Erfolg dem brillanten Dichter, Schöngeist und allmächtigen Wesir Schemseddin plötzlich nicht mehr zu gefallen. Der Wesir fand, daß sich der Hofgunst-Candidat gar zu hitzig an die Sultans-Schüssel dränge, wurde kalt und schob den Riegel vor. Den Frost dieses Mannes zu erwärmen, wollte um

keinen Preis gelingen. Je begeisterter Wassaf sang und lebte, um so eisiger wurde Schemseddin. Erst nach der Katastrophe, die den Wesir verschlang, unter Arghun-Chan, Oldschaitu und Ebuseid fing Wassaf's Glück zu blühen an.

Erzähltes und Ueberliefertes, Gehörtes und Gesehenes, im Einzelnen und im Ganzen nach Maßgabe der Zeit und der Umstände wollte er, wie er selbst sagt, in seiner Schrift behandeln, für die er das Todesjahr des Groß-Chans Mengu im J. 655 der Hidschret (1257 nach Chr.) als Ausgangspunct, den Frühling vom J. 699 (März 1300) aber Anfangs als Schluß bestimmte, den er am Ende doch bis nahe zu seinem eigenen, um das Jahr 1327 erfolgten Tode hinauszurücken seiner vom Regentenlobe übersprudelnden Seele nicht versagen konnte.

Das ganze Werk, mit dessen Anzeige wir uns beschäftigen, umfaßt also einen Zeitraum von höchstens neunzig Jahren, muß aber als gelehrtes Product eines berühmten Zeitgenossen von doppeltem Werthe sein, weil der Verfasser einerseits als der vollendetste Repräsentant der geistigen Zustände seines Jahrhunderts in jenen Kreisen der islamitischen Gesellschaft Zutritt hatte, in welchen man Geschichte macht und wo er zugleich die Pragmatik des Geschehenen erfuhr; andererseits aber auch, weil er die wahren Motive der Staatsverhandlungen nicht ohne Ironie nur so weit verkleistert und verdeckt, als es ihm die Natur seiner Stellung als erster Wesir zum Gesetze macht. Dazu kommt noch, daß Wassaf im Geschmacke des Orients als das noch immer nicht übertroffene, ja nicht einmal zu erreichende Muster vollendeter Redeeleganz und historiographischer Stylistik noch heute gilt.

Wie es bei Autoren meistens noch heute üblich ist, will auch Wassaf, der Lobredner der Majestät, sich nicht bloß aus innerem Zuspruch des eigenen Gemüthes, er will sich auch von verdienstvollen Männern ermuntert und auf ihre helfende Nachsicht bauend

dem neuen Beruf ergeben. Selbst die einem Europäer wenig verständliche und etymologisch noch heute controverse Titelaufschrift seines großen Werkes habe er nicht ohne höhere Inspiration zu Papier gebracht.

Tedschrijetol emssar we Tedschijetol aassar

lautet im Original diese bizarre Phrase und wird durch Hrn. von Hammer-Purgstall mit

„Sanfte Antreibung der Regionen und linde Betreibung der Aionen"

übersetzt. Allein Titel und Uebersetzung sind für ein abendländisches Ohr gleich matt und nebelhaft, geben aber dem Leser schon im Anbeginn einen Vorgeschmack der beinahe unbesiegbaren Schwierigkeiten, mit welchen eine Uebertragung dieses persischen Geschichtswerkes zu kämpfen hatte. Die Sprache desselben, sagt Hr. von Hammer, ist ein reich gesticktes Gewebe der gesuchtesten Bilder und seltensten Allegorien, der mannigfaltigsten astronomischen und mythologischen Anspielungen, der künstlichsten Alliterationen und Wortspiele. Rechne man zu diesen Bedrängnissen noch die selbst dem schärfsten Ohr kaum vernehmbaren Feinheiten der persisch-arabischen Metrik, wie sie in der neuesten Philologie allmählich hervortreten, und man wird gestehen: das Unternehmen bleibt aller Controversen über Syllabirung einzelner Worte ungeachtet ein colossales und das Verdienst eine That verrichtet zu haben, vor welcher selbst ungewöhnlich reiche Kräfte zurückbeben, unvergänglich und beneidenswerth. In der Reimfertigkeit ist der Uebersetzer dem persischen Original vollkommen ebenbürtig, ja er übertrifft es zuweilen noch an Reichthum, Gewandtheit und Redefluß.

Schade ist es nur, daß die Zeitverhängnisse den hochgebildeten und mit einer unglaublichen Masse von Gelehrsamkeit angefüllten Wassaf zum Lobredner der grausamen und gefühllosen

Mongolen bestimmen mußten, dieser Leute von der „gelben Race", die Hr. von Gobineau neuerlich nicht ohne Aergerniß vieler Gelehrten aus ihrem Urlande Amerika, wie er sagt, auf das ostasiatische Festland herüber kommen läßt. Die Mongolen, mumienfarbig, mit ausdruckslosen, nach Einem Typus geformten, viereckigen Gesichtern, schwarzen Straffhaaren, platten Nasen, kleinen schiefgeschlitzten Augen, vorstehenden Backenknochen und kurzen auswärts gebogenen Beinen — unausgeprägte, wandernde Fleischklumpen, wie sie St. Hieronymus nennt — wohnen noch heute wie im dreizehnten Jahrhundert jenseits der Wüste Gobi um den Baikalsee, zwischen der chinesischen Mauer und Süd-Sibirien, und erhoben sich durch das dämonische Ingenium Dschengischans plötzlich wie der Wirbelwind zu weltverheerender Macht. Vom deutschen Oderstrom bis zum Ocean von China und vom nördlichen Polarkreise bis zum Golf von Persien herab erlag alles, was die Welt an Macht und Culturherrlichkeit besaß, dieser wilden Fluth. Das zusammeneroberte Länderchaos ging zwar nach dem Ausscheiden des Eroberers in seine natürlichen Bestände auseinander; allein auch in den Trümmerstücken des zerrissenen Drachenleibes wirkte und lebte die Mongolenkraft noch lange fort. Eine dieser dschengischanischen Tetrarchien — die goldene Horde von Kiptschak, durch welche einst das Russenvolk gegen dritthalbhundert Jahre in unwürdiger Knechtschaft gehalten wurde — lebte zum Theil bis in die neueste Zeit herab und hat schon früher in dem Uebersetzer des Wassaf'schen Werkes ihren Historiker gefunden. Iran dagegen seufzte im Ganzen nur etwa einhundertfünfzig Jahre lang unter dem verhaßten Joche, dessen Süßigkeit und leichte Bürde Abdallah Ben Fadhlallah — der Lobredner der Majestät — vor Mit- und Nachwelt in seiner „Sanften Antreibung der Regionen" zu verherrlichen unternommen hat. Wassaf wußte seiner Zeit so gut, als es heute

Mickiewitsch weiß, daß die Mongolenrace für Hebung der Cultur nichts gethan, — daß sie aus ihrer Mitte keinen einzigen Dichter und keinen einzigen Künstler hervorgebracht, und daß der Großchan im Rathe seiner Weisen auf die Frage: „was die höchste Glückseligkeit in der Welt wäre", die von allen Anwesenden laut als volksthümlich gepriesene Antwort gab: „den Gegner besiegen, ihm die Gattin unter seinen Augen schänden, seine Kinder ermorden und zum Schluß ihn selbst zu Tode quälen."

Es gibt für verständige Leute kein drückenderes Gefühl, als die Nothwendigkeit Personen und Dinge zu loben, die man unmöglich achten kann. Der Durst nach Gold und Ehren war aber von jeher die Klippe, an welcher gerade die begabtesten und reichsten Naturen zu Grunde gingen. Am meisten Aergerniß und Ekel erregte bei den polirten Bewohnern Irans die brutale Undankbarkeit und die rohe Härte, mit welcher das Mongolenregiment die höchsten Functionäre des Reichs, die größten und genialsten Staatsmänner, Feldherrn, Literaten und Wesire behandelte, sie erniedrigend und ehrenrührig ausschimpfte und wie gemeine Knechte der Knute unterwarf. Bei den Mongolen, wie man weiß, wurde ohne Unterschied Jedermann geprügelt und ward nur die Beschränkung festgesetzt, daß ein Prinz aus kaiserlichem Geblüte nicht mehr als dreiundsiebenzig Peitschenhiebe erhalten durfte. Bei den übrigen Sterblichen dagegen war kein Maß und keine Zahl gestellt. Nur ein einziges Mal im vorliegenden ersten Bande konnte der „Lobredner der Majestät" seine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrücken und macht die immerhin noch zahme und auch nur allgemein gehaltene Bemerkung: „es sei in der mongolischen Natur eine schädliche und schwachsinnige Spur, daß ihre Nowwabe und Emire stets den heftigsten Verweisen und Rügen unterliegen, und daß Dienste von fünfzig Jahren zuletzt enden in unverdaulichen Gefahren, — daß gute

Dienste, wenn Böse schlagen und Neider klopfen, vergessen sind und in den Wind geschlagen." Diese Seite des Mongolenthums ist aber, wie einige behaupten, irgendwo in Europa noch bis zu diesem Tage in Kraft geblieben. Secundäre Werkzeuge der kaiserlichen Hofbrutalität stellt Wassaf zwar einige Mal höflich auf den Pranger der Oeffentlichkeit; weiter hinauf zu greifen und einen sultanischen Wüstling, Feigling, Trunkenbold und Sünder tadelnd zu nennen, wagte er ebenso wenig, als es vor ihm Procopius von Byzanz und in der jüngsten Zeit ein Karamsin und Ustrialow bei den Moskowitern wagen durften. Dagegen bemüht sich der „Lobredner der Majestät", den leisen Tadel durch ein freilich ebenfalls nur wenig sagendes, wenn nicht gar zweideutiges Lob wieder gut zu machen. „Es ist bei den Mongolen, sagt er, eine löbliche Sitte, daß sie den Anschwärzer und Wortsammler nicht achten und ihm nicht trauen; — daß sie, wenn sie auch aus der Angabe und dem Verrathe Nutzen ziehen oder einen Halsstarrigen bestrafen und sein Wort ins Ohr nehmen, sobald die Geschäfte geschlichtet und der Zweck der Angeberei ausgerichtet, den Angeber und Verräther wie einen zu einem schmutzigen Gebrauche bestimmten Fetzen schätzen, und in sein Wort keinen Glauben setzen." Verräther zu benützen, ihnen aber nachher zu mißtrauen und sie um das gehoffte Sündengeld zu täuschen ist nichts außerordentliches und war in der Politik von jeher eine stark geübte Sitte. Anschwärzern und Intriganten aber ein williges Ohr zu leihen pflegten im Orient von jeher nur bösartige und schwache Fürsten; die einen, weil sie das Rechte vom Gegentheil zu unterscheiden selber nicht das Talent besitzen; die anderen aber, weil ihnen jede, auch die als falsch erkannte Veranlassung Schlimmes zu thun willkommen ist.

Von den mongolischen Groß-Chanen selbst kommt in diesem ersten Bande eigentlich nur der auch von gleichzeitigen christlichen

Glaubensboten und Kaufherren des Abendlandes als ein Fürstenwunder gepriesene Kubila zur Sprache, und überdies wird hier in anmuthigen Excursen von der idyllenhaften Glückseligkeit erzählt, in welcher von Tschin und Matschin bis nach Syrien und Aegypten hin unter Kubila's Regiment alle Länder schwammen. „Bis an den äußersten Occident, heißt es, waren in jeder Zeit und in jedem Moment die Länder angebaut und mit dem Ausflusse seiner Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit bethaut.“ Die schon von Dschengischan begonnene, aber erst durch Kubila um das J. 1272 n. Chr. vollendete Eroberung oder, wie sich der „Lobredner“ ausdrückt, Befreiung China's ist die eigentliche Großthat dieses gewaltigen und edlen Herrschers, und mit nicht weniger lebendigem Interesse wird man Wassaf's Berichte über die Einzelheiten dieses Heerzuges, über die klugen und verständigen Anordnungen nach dem Siege, und über das eminente Verwaltungstalent, über die weisen Finanzmaßregeln und über die grosartigen Bauten dieses großen Eroberers lesen, als einem die lieblichen, auf Angaben von Kaufleuten und glaubwürdigen Reisenden gestützten Erzählungen über Sitten und Einrichtungen, über Geldwirthschaft und Agricultur, über Baukunst und Städtepracht, über Bevölkerung, Polizei und statistische Bestände jener weit entlegenen Regionen willkommen sind.

Chunsai, heißt es, ist die größte der chinesischen Städte. Sie ist länglich gelegen, vierundzwanzig Farsangen (etwa dreißig Stunden) vom Meer entfernt, mit Steinen und gebrannten Ziegeln gepflastert, die Häuser und Wohnorte sind aus Holz gebaut und mit schönen Götzenbildern angefüllt. Vom Anfang der Stadt bis zum Ende derselben sind drei Poststationen errichtet. Die längste ihrer Gassen hat drei Farsangen (gegen vier Stunden). Sie faßt vierundsechzig Vierecke symmetrisch in ihren Theilen, mit gleichen Säulen. Der Salzstempel allein trägt

täglich siebenhundert Balische Dschaw, d. i. Papiergeldes (3500 Gulden rh. täglich, oder 1,277,500 Gulden rh. jährlich). Die Menge der Handwerker ist so groß, daß zweiunddreißigtausend Menschen allein die Kunst der Färber treiben. Es werden darin siebenhunderttausend Waffentragende und ebenso viele Unterthanen gezählt, deren Namen in den Blättern und Registern des Diwans eingetragen sind. Ihre Kirchen sind wie Schlösser. Jede derselben wogt von ungläubigen Mönchen, Priestern und Küstern, Kirchen- und Götzendienern, mit einer Menge von Leuten, deren Namen nicht zu berechnen sind. Vierzigtausend Mann hatten für innere Sicherheit und nächtliche Polizei zu sorgen. Ueber die Canäle, vom chinesischen Meere abgeleitet und so tief wie der Tigris bei Bagdad und von zahlreichen Schiffen bedeckt, führten dreihundertsechzig Brücken. Wer aber wollte das Gedränge der von allen Theilen der Welt für Handel und Wandel nach Chunsai eilenden Fremden schildern! Und doch war Chunsai nicht die Residenz, es war nur die erste Handelsstadt des Reichs und überließ das Glück den Groß-Chan zu beherbergen an Chanbaligh und an das feenhafte, von Kubila in colossalem Maßstabe neu angelegte Mongolen-Prätorium zu Taidu, wo der kaiserliche Palast mit Jaspis ausgelegte Fußböden und massiv mit Gold und Silber vergitterte Fenster hatte.

Aus all dieser irdischen Herrlichkeit ward der „gerechte Chan" im J. 1293 vom Schicksal abgerufen, und wenn das unermeßliche Reich, so lange Kubila lebte, durch seine persönliche Größe wenigstens nominell zusammenhing und eine staatliche Einheit bildete, so löste sich nach seinem Ausscheiden der Verbindungskitt nur um so schneller, da mit der Macht und den Goldpalästen nicht auch der überwältigende Genius auf die Nachfolger überging. Thatsächlich war der über Iran herrschende Zweig des

Hauses Dschengischan schon jetzt ganz unabhängig und lebte unter dem kraftvollen Hulagu erblich und wohl constituirt sein eigenes Leben, während der gewaltige Groß-Chan am Ufer des östlichen Weltmeeres goldbekleidete Holzpaläste zimmerte und seine Flotten wider Japan und die malaiischen Inseln sandte. Ein besonderer Abschnitt in Wassaf's Geschichte beschreibt die im vorletzten Lebensjahre Kubila's (1292 n. Chr.) erfolgte Unterwerfung des Eilandes Mol Dschawea (Java); über den Seezug nach Japan aber, weil er wie Semiramis' und Napoleons Züge gänzlich mißlungen ist, wird vom „Lobredner der Majestät" nichts gemeldet. Ueberhaupt wirft er nach seinem lebenswarmen Bilde der Größe Kubila's nur noch zeitweise und vorübergehend einen flüchtigen Blick auf den kaiserlichen Mongolen-Süzerän hinter der großen Wüste. Die volle Kraft seines beredten Kieles bleibt dem eigenen Vaterlande, dem schönen Iran aufgespart, dessen Geschicke unter Hulagu († 1264) und seinen drei Erbnachfolgern Abaka-Chan († 1282), Ahmed-Sultan († 1284) und Arghun-Chan den Hauptinhalt des mit der Thronbesteigung des letztgenannten Fürsten abgeschlossenen ersten Bandes dieses berühmten Werkes bilden.

Die ganze reiche Fundgrube morgenländischer Regierungs- und Staatsweisheit, Philosophie und Sittenkunde, Poesie, Beredsamkeit und zauberischer Künstelei des Styles einerseits, andererseits aber auch die melancholischen Betrachtungen über Scenen des Verraths, der Grausamkeit und der mehr als dämonischen Bosheit der öffentlichen Gewalt neben der unbegreiflichen Geduld der Menschen und der Providenz auszubeuten und erschöpfend darzustellen, hätte zwar einen großen Reiz, würde aber selbst der riesig hereinbrechenden europäischen Gedankenversandung ungeachtet hier dennoch kaum gestattet sein. Für ein Gemälde jener Zeiten, Sitten und Culturbestände besonders wichtig sind die

Proclamationen, Manifeste und diplomatischen Noten, welche die mongolische Staatscanzlei zu Tebris bei großen Ereignissen, z. B. nach dem Fall des Chalifats und nach der Bekehrung Ahmed-Sultans zum Islam, an die auswärtigen Höfe in Kairo, Haleb rc. erließ und welche der persische Verfasser sammt der Antwort in extenso wieder gibt. An Weitläufigkeit und erschöpfender Fülle kommen diesen orientalischen Erlassen nur die Botschaften der nordamerikanischen Präsidenten gleich. Ob aber die Fillimore, die Nesselrode und die Manteuffel unserer Tage auch den Zeug zu einem solchen Concept besitzen, brauchen wir nicht zu wissen.

Nur auf zwei in ihrem Belang allerdings verschiedene, für Kunde der Menschen und Dinge aber gleich wesentliche Thatsachen, die Zerstörung des islamitischen Kirchenstaates von Bagdad und die grauenvolle Militärrevolution, durch welche Arghun-Chan über die Leichen seines Bruders und Gebieters Ahmed-Sultan und seiner glänzenden Wesire auf den Thron von Iran kam, darf noch mit wenigen Worten hingedeutet werden. Mit der einen dieser beiden Thatsachen beginnt Wassaf und mit der andern schließt er seine persisch-mongolische Separatgeschichte, soweit sie im ersten Bande abgewickelt ist.

Von dem großen geistlichen Staate der Abbassiden hatten sich im Laufe der Jahrhunderte Spanien, Nordafrika, Aegypten, Arabien, Syrien, Ostkleinasien, Armenien und Kurdistan mit dem ganzen weiten Ländercomplex von Iran und Turan zwischen dem Indus, dem Jaxartes und dem Golf von Persien nach einander abgelöst, und im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war dem Statthalter des Propheten von seinem weltlichen Besitzthume nichts mehr geblieben, als die schöne und reiche Landschaft am untern Laufe des Euphrat-Tigris, mit der prachtvollen Haupt- und Residenzstadt Bagdad an beiden Ufern des

letztgenannten Stromes. So viel ungefähr hatten auch die drei Nachfolger Nebukadnezars, jenes großen Vollstreckers der Jehovah-Decrete im alten Bunde, von der Herrlichkeit der chaldäischen Monarchie gerettet, bis die Arier des Cyrus auch diesen blühenden Rest verschlangen. Unbestritten hafteten mitten unter Aufruhr und Tumult der Säcularisation nur die kirchliche Gewalt und die unbezahlte, thatsächlich schlummernde religiös-politische Oberaufsicht über die Gesammtstaatenwelt des Islam an der geheiligten Person des Chalifen. Ein geistliches Oberhaupt des Islam ohne weltlichen Besitz konnte man sich in der mohammedanischen Welt nicht denken, und der Einfall den Chalifen in seinem Erblande zu befehden und weltlich auszupfänden, war im Aufruhr aller Elemente selbst dem rohesten und mächtigsten Condottiere in Iran und Turan nicht gekommen. Der Chalifenstaat am Tigris war für alle Zeiten neutrales Land.

Zwischen der Himalayakette und dem atlantischen Ocean war Bagdad noch um diese Zeit die größte, die schönste, die goldreichste und an Wissen, Können und feiner Politur hervorragendste Stadt der Erde. Die Künstler zu Bagdad, sagt Wassaf, waren so geschickt, daß sie Feuer auf Wasser zu malen verstanden und daß selbst die schwungvollsten Dithyramben der geistreichen C...es der Chalifenstadt noch weit hinter dem wahren Verdienst der bagdadischen Malerakademie zurückgeblieben sind. Für persönliche Sicherheit und für Aufrechthaltung der weltlichen Autorität Seiner islamitischen Heiligkeit wachte, Festungswerke und Stadtmilizen abgerechnet, unter erprobten Führern ein gutbezahltes und kriegerisch geübtes Reitercorps von sechzigtausend Mann.

Mostassim, der letzte Chalif, üppig, geizig, sorglos, schwach und ahnenstolz, war der Lustigkeit, der Ruhe und trägem Sinnengenuß ergeben, füllte seine Palasteisternen mit gemünztem Golde und überließ die Herrschergeschäfte fremder Hand. Ibnol-

Alkami, sein vertrauter Wesir, war in allem was Empfang und Ausgabe, Gewährung und Verwehrung betraf, unumschränkter Herr. Die Wahl indessen schien eine glückliche. Alkami, sagt Wassaf, war zwar nur ein Bauernjunge aus dem benachbarten Dorfe Kerch; er war aber ein ausgezeichneter Gelehrter, der vortrefflich in Prosa und Versen schrieb und in Theologie wie in Philosophie seines Gleichen suchte; großmüthig, fröhlich, freundlich und in Staatsgeschäften der gewandteste Mann im ganzen Lande. Der Credit bei seinem Gebieter war unbedingt und schien für alle Zeiten festgegründet. Das alles schirmte aber den Emporkömmling und Ketzer (Alkami war Schiite) doch nicht vor dem hochmüthigen Naserümpfen der orthodoxen Großen und Vornehmen des Chalifen-Hofes. Selbst an Kränkungen der empfindlichsten Art hat es nicht gefehlt. Alkami, ehrgeizig und rachsüchtig wie alle Morgenländer, konnte so wenig, als jener Haman an der hohen Pforte zu Susa, Demüthigungen, die sich täglich wiederholten, mit Resignation ertragen und wollte sich, da der stolze Chalife seinen Diener nicht schützen konnte, für die Bosheit der Knechte zuletzt am Herrn selber rächen. Alkami conspirirte, schrieb verrätherische Briefe nach Tebris und lud die Mongolen zu einem Angriff auf Bagdad ein, in der sichern Voraussetzung, man werde nach dem Sturze des Chalifen ihn, den großen Staatsmann und Dichter, aus Dankbarkeit als Generalstatthalter und Vicekönig des unterjochten Kirchenstaates decretiren. Hulagu zögerte lange; die starke Festung, die sechzigtausend Reiter, die öffentliche Meinung seiner mohammedanischen Unterthanen und endlich die Heiligkeit Mostassims selbst flößten ernste Bedenken gegen das Unternehmen ein. Connetable de Bourbon war weniger Scrupulant als der Mongolen-Chan. Alkami wußte alle Bedenken zu beschwichtigen; er rieth dem Chalifen das einheimische Reitercorps zu entlassen, Pferde

und Kriegsvorräthe zu verkaufen und die Sicherheit des Staates den bagdadischen Stadtmilizen anzuvertrauen; der Friede, versicherte er, sei jetzt für alle Zeiten befestigt und der kostspielige Soldat von nun an überflüssig; mit dem ersparten Solde könne der Glanz des allerheiligsten Hofes erhöht und der noch halbleeren Goldcisterne bald ihre volle Ladung werden. Der Chalife ging in diese Anträge ein, und wie die Hauptstadt entwaffnet und schutzlos war, stand das große Mongolenheer vor den Thoren. Nach fünfzigtägiger Gegenwehr erfolgte auf Alkami's Rath die Uebergabe, und der Beherrscher der Gläubigen erschien mit der ganzen Pracht seiner geistlichen Ueppigkeit im Hauptquartier des Hulagu. Das Loos der Besiegten blieb nicht lange zweifelhaft; zuerst ward der Hofstaat des betrogenen Fürsten niedergemetzelt und zuletzt er selbst, weil das geweihte Blut zu vergießen Niemand wagte, in Teppiche eingewickelt und mit zerquetschten Knochen zu Tode gerollt, die wehrlose Bevölkerung der prachtvollen Hauptstadt aber der Brutalität der mongolischen Soldatesca preisgegeben. Der Krieger durfte in Bagdad, wie später Tilly's Croaten in Magdeburg, plündern, morden, brennen und sich ungestraft erlauben was er wollte. Nach vierzigtägigem Greuel wurde endlich Pardon ausgerufen und was an Menschen und Wohngebäuden noch übrig war, unter gesetzlichen Schutz gestellt.

„Bagdad war verwüstet und leer," und die Länder der Welt, schreibt der Lobredner der Majestät, durch die erbeuteten und verschleuderten Schätze derselben wieder blühend hergestellt. Wassaf wußte für alles Trost, und von einer Threnodie à la Nicetas trifft man in seinem Werke auch bei dieser grausigen Katastrophe keine Spur. Kaum ein Zehntel der Stadt war stehen geblieben und doch übertraf dieser Rest, wie der Lobredner ein halbes Jahrhundert später als Augenzeuge berichtet, noch alles, was er auf

seinen Wanderungen durch weite Länder an Pracht und Lieblichkeit gesehen hatte.

Konstantinopel durch die abendländischen Ritter (1204) und Bagdad durch die Mongolen Hulagu's erstürmt und verbrannt (1257) sind neben dem Henkertode des letzten Hohenstaufen zu Neapel (1268) die drei traurigsten Scenen des dreizehnten Säculums.

Der Urheber des großen Unglücks, der hochstudirte Verräther Alkami, hatte sich übrigens nicht bloß verrechnet; er ward von dem Sieger gleichgültig und ohne Lohn der Vergessenheit überlassen, und lebt nur als Symbol des Abscheues und der allgemeinen Verwünschung im Volkssprichworte der Euphratländer bis auf den heutigen Tag fort.

Wir wollen den Leser in seinen tragischen Empfindungen nicht durch weitere Auszüge und Betrachtungen aus Wassaf's erstem Bande stören; wir hoffen aber, die kaiserliche Akademie in Wien werde mit Herausgabe des zweiten Bandes nicht gar zu lange zögern, damit wir zu eigener Beruhigung sobald als möglich erfahren, durch welche Handlungen der Weisheit und Gerechtigkeit Arghun-Chan seine Blutthat gesühnt und die Manen seines erschlagenen Bruders und Oberherrn beruhigt habe.

Dr. G. L. Fr. Tafel und Dr. G. M. Thomas: Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante.

I.

(1856.)

Die nächst und streng politische Seite des Pariser Friedens vom 30. März und die „Aristeia" Napoleons sammt der neuen Stellung, in welche durch dieses große und unerwartete Ereigniß die Staaten des lateinischen Occidents im Allgemeinen und Deutschlands insbesondere gerathen sind, lassen wir unberührt. Ebenso wenig soll hier von den Hoffnungen, die der Ausgang des letzten Kampfes getäuscht, und von den Erwartungen, die er nicht erfüllt, am allerwenigsten aber von der Natur und von dem Belang des neuen Prätoriums im Occident auch nur leise die Rede sein.

Es mag sich diese Dinge jeder im eigenen Gemüthe zurechtlegen und es bei sich selbst entscheiden, ob die politischen Größen, welche Zufall oder eigene Kraft in Europa an das Steuer hingestellt, mit vermehrtem oder mit vermindertem Credit aus der Katastrophe hervorgegangen sind, und dann, ob das neue Europa jetzt dauerhaftere Unterlagen seiner Socialbestände gewonnen, als

die früheren waren, oder ob wir nach ohnmächtiger und talentloser Pause weiter reichenden Erschütterungen und größeren Uebeln entgegengehen, als die durch Napoleons weise Mäßigung und vollendete Staatskunst eben vor ihrer vollen Reife noch erstickten gewesen sind. Die Schmeichler wie die Starren, die Incorrigibeln wie die Pessimisten haben jetzt gleiche Muße und gleiches Spiel; für alle aber, die der einen wie der andern dieser Künste fremd geblieben sind und doch keine Langeweile haben, wäre Schweigen jetzt das klügste, wenn nur der Streusand der Pariser Protocolle, wie der Staubwurf in Virgils Bienensturm, bloß die aufgeregten Gemüther im Occident zur Ruhe gebracht und nicht zugleich einen positiven, in seinen Wirkungen unberechenbaren, dem Wesen nach aber höchst conservativen, ja antirevolutionären, von vielen aber doch als antichristlich verschrieenen neuen Staatsgedanken in Europa eingebürgert hätte. Unter den Auspicien Napoleons und mit lautem Beifall des vielwipfeligen Olympus hat das Pariser Friedensinstrument den Padischah der Osmanli, Sultan Abdül-Medschid Chan, als ebenbürtiges und gleichberechtigtes Mitglied in das europäische Fürstencollegium eingeführt und sämmtliches Besitzthum der byzantinisch-türkischen Monarchie unter die Garantie des europäischen Staats- und Völkerrechts gestellt. Dieser große Act hat das Dasein der Osmanen auf dem geheiligten Boden Europa's in Permanenz erklärt und nicht ohne peinliche Verletzung manches hochherzigen Gefühles der alten Stadt des Konstantin, ihren Säulen und ihren Tempeln auf diplomatisch-ewige Zeiten den Stempel einer islamitischen Metropole aufgedrückt. Der Ruf des Staatsromantikers: man soll zu Gunsten der alten Besitzer die ungläubigen Türken aus dem illyrischen Dreieck und aus Stambul treiben, wäre dem öffentlichen Recht gegenüber von jetzt an nicht mehr verständiger und zulässiger, als das Ansinnen an den großen

europäischen Areopag, durch Verjagung der Magyaren aus Pannonien, der Angelsachsen aus Großbritannien, oder selbst der Russen aus Moskovien, den verkommenen Stämmen der Slovenen, der Finnen und der Kelten ihr altes Erbtheil und ihre verlorene Macht zu restauriren. Kalt und gefühllos, wie der Senat von Sparta, hat das große Concilium an der Seine die von der abendländischen Literatur und Politik während eines Menschenalters warm und innig gepflegte Idee einer Wiedererneuerung des althellenischen Glanzes wo nicht mit einem Federstrich ganz erstickt, so doch wenigstens in ihrer begeisterten Strömung abgekühlt und überall auf ihre eigene Kraft und ihr eigenes Maß zurückgeführt.

Die Türken und nicht die Griechen, der Padischah der Gläubigen mit seinen Wesiren, Uelema und Mufti, nicht der orthodoxe „Morea-Kral" mit seinen Archonten, Klephten und Archimandriten sind durch den Spruch der Tagsgewaltiger, und nicht ohne gerechtes Erstaunen vieler, als das Bedürfniß der Zeit und als die politische Nothwendigkeit des Jahrhunderts proclamirt. Gegenüber dieser inappellabeln Sentenz den Leuten noch jetzt ihre verjährten Hellasträume vorzuhalten und sie nachträglich zu belehren, daß sie ihren politischen Calcül nicht mit König Cecrops und König Menelaos und ihren Hopliten, sondern mit den orthodoxen Unterthanen der unheilbar verblendeten Landverderber und schlechten Fürsten, der Paläologen Demetrius von Mistra und Thomas von Chalandritza beginnen müßten, wäre nach allem vorausgegangenen, mehr als zwanzig Mal wiederholten Sermon nicht mehr an der Zeit. Traurig genug, daß es so gekommen ist und daß politische Ueberschwenglichkeiten, weil die kluge Rede überall nichts vermag, nur durch das demüthigende und unerbittliche Factum im Fluge aufzuhalten und einzudämmen sind. Sicamber, sagte St. Remigius zum neugetauften Chlodewig,

was du früher angebetet, das mußt du jetzt verdammen, und dem weiland verschmähten Christenglauben sei hinfür deine Herzensneigung zugewandt. Zu viel indessen darf man von den Leuten auch jetzt nicht verlangen, und ist der Hellenen-Cultus mit seinen Götterbildern und Säulengängen durch die Pariser Conferenzen auch amtlich für todt erklärt und aus der Staatspraxis ausgemärzt, so lebt er doch als letzte Medicin gegen die Erbärmlichkeit der Gegenwart in allen edleren Gemüthern fort. Das Geständniß indessen, daß Alt-Hellas mit seinen physischen und geistigen Beständen ganz und gar erloschen, und daß etwas neues, ungekanntes und noch unerprobtes an die leere Stelle getreten sei, wird man unserer Zeit, besonders aber dem standhaften Ellissen wohl nicht ersparen können, wenn man den wahren Grund verstehen will, warum der Occident mit der ganzen Wucht seiner geistigen und materiellen Kraft gegen das „Fatum von Byzanz" nichts vermag, und warum gleich im Beginn des illyrischen Trauerspiels der Versuch die Vergangenheit zurückzubannen, und am Ende selbst noch der Gedanke eine „hellenische Autokratie" zu schaffen, vor der unerbittlichen Wirklichkeit als todtgeborne Phantome zu Boden fallen und verschwinden mußten.

Das auf den Landschaften unserer Prädilection lastende Fremdenjoch konnte, wie wir sahen, Europa wohl zerbrechen, das künftige Schicksal aber, die politische Stellung und den sittlichen Werthgrad des freigelassenen Knechts zu fixiren, ward den emancipirten Trümmern selbst in die Hand gelegt. Nur heißt es der guten Sache einen zweideutigen Dienst erweisen, wenn man die nothwendig noch ärmlichen und dürftigen Bestände am Ilissus nicht als neuumgerodete und in ihren Erträgnissen noch unsichere Plantage der Nachsicht und dem mitleidigen Wohlwollen des Occidents anzuempfehlen, sondern als ein Continuum des

classischen Alterthums, als etwas in seiner Art schon jetzt vollendetes, mustergültiges, als ein alt-praktisch weises und seiner höhern Begabung wegen achtunggebietendes Schaffen, Bilden und Können auszumalen noch immer für nöthig hält. Wer heute noch ernstlich glaubt, es lasse sich, so lange der Herzpunct des türkischen Reiches — die große Stadt Konstantinopel — aufrecht steht und das goldene Horn unter den Augen des Padischah die Reichthümer und die Flotten der halben Welt beherbergt, aus der bankerotten Verlassenschaft der Comnenen und der Paläologen selbst mit der größten Summe politischer Weisheit und Rechtschaffenheit eine selbständige und in der anatolischen Politik maßgebende Centralgewalt erschaffen, der hat über die Schwierigkeiten der Lage, so wie über die Natur der byzantinischen Reichs-Elemente wohl niemals ernstlich nachgedacht. Eine Aufzählung des Guten, das sie nicht gehindert, und ein Nachweis des Bösen, das sie nicht gethan haben, wäre ein würdiges und genügendes Lob der mühevollen Pfleger und Baumeister der neuen Hellas-Pflanzung. Unsere Zeit ist so nüchtern, so kalt und so trocken, daß sie wenigstens in der Politik nicht mehr an Mirakel glauben will und den ungemessenen Tiraden eines Troplong und eines La Gueronnière überall mit frostiger Miene Cicero's bekannte Phrase an Fabius Gallus entgegenhält: tu quidem multa dicis sed tibi nemo credit.

Gesagt wird hiermit eigentlich nur, daß Byzanz gegenüber durch den letzten Pariser Frieden mit der Politik auch die Literatur des Occidents aus ihren Fugen gedrängt und auf eine neue, ungekannte und ungewohnte Bahn hinübergeschoben wird. Durch die Begebenheiten der beiden letzten Jahre ist ohne Zweifel auch das emancipirte Hellas zur Einsicht gekommen, daß man es bereits für großjährig hält und daß es sich von jetzt an selber helfen muß, weil ihm das Abendland mit aller seiner Macht

und selbst mit seinem besten Willen nicht mehr weiter helfen kann.

Am tiefsten über diese Wendung der östlichen Dinge muß sich am Ende die deutsche Muse grämen, weil sie durch Napoleon III. aus der Region olympischer Träume und aus dem Wiesen-Asphodil des Elysiums in die traurige, ideellem Schwung mit Recht verhaßte Langeweile der Byzantiner-Welt herabzusteigen und neben den Chören der Antigone die Staats- und Handels-diplome der orthodoxen Autokraten, und zum Schlusse gar noch die theologischen Controversen über das unerschaffene Licht des Berges Tabor zu commentiren gezwungen wird.

Das Verständniß der illyrischen Halbinsel-Politik im Allgemeinen und der neugriechischen Zukunft insbesondere wird jetzt nicht mehr zu Delphi und in der Höhle des Trophonios, sondern in den Reichsannalen von Byzanz und in den kernhaften, wenn auch noch formrauhen Compositionen der Romanen des Mittelalters, folglich in den Archiven von Venedig, Wien, Paris, München, Genua, Florenz, Turin und Rom zu suchen sein. Fürwahr, die Last des Wissens wächst riesig an, und die Berechtigung in gelehrten Dingen mitzureden knüpft sich mit jedem Tage an unerfüllbarere Bedingungen. Am Ende hätte * * l noch Recht, wenn er mit kräftiger Hand das sausende Rad der Zeiten hemmen und den schwelgenden Occident auf die Ignoranz und auf die „hölzernen Teller" des armen und finstern Mittelalters zurückschieben will. Zum Glück wächst in Deutschland mit den Schwierigkeiten auch der Muth und treten, wenn die Ermattung überwiegend scheint, unvermuthet neue Kräfte in den Kampf. Wir haben vor nicht gar langer Zeit Muralt's „Chronographie Byzantine" angezeigt und bei dieser Veranlassung zugleich die Verdienste der verschiedenen europäischen Literaturen in Förderung der byzantinischen Studien aufgezählt. Mochte in dieser Liste

manchem Eiferer für das Vaterland die Rangstellung der Deutschen ungenügend scheinen, so können wir jetzt nach Durchsicht und gewissenhafter Prüfung der Eingangs genannten Schrift das frühere Urtheil zu nicht geringer Selbstbefriedigung wesentlich umgestalten. Es liegt der erste Theil einer, vorerst bis 1300 reichenden, auf drei starke Octavbände berechneten und im Manuscript bereits vollendeten venetianisch-byzantinischen Urkundensammlung vor, die — ein wahres Propyläum von Byzanz — ein correctes und gründliches Verständniß der mittelalterlichen Levante-Geschichte wesentlich erleichtern und ihren beiden Urhebern unter den Geschichtsforschern Deutschlands einen bedeutenden und wohlverdienten Rang sichern wird.

Der Leser begegnet hier etwa nicht, wie es nur zu oft geschieht, einer mechanischen Compilation lose zusammenhängender, aus verschiedenen Archiven planlos aufgeraffter, theils halb theils ganz unbekannter Schriftstücke, in welchen Leichtes und Allverständliches mit überflüssiger Gelehrsamkeit erläutert, über wahrhaft kranke Stellen aber leise hinweggeschlichen wird. In Geist, Methode und Erfolg wird hier Neues und Seltenes geboten, besonders aber muß die Sorgfalt und die Kunst, mit welcher die Herausgeber zu der gewöhnlichen bibliographischen Zuthat, den Einleitungen in die Documente, auch noch einen lichtvollen historischen Hintergrund zu geben und den organischen Zusammenhang der Urkunden mit den Begebenheiten der Epoche zu beleuchten verstehen, nicht übersehen werden. Wir glauben auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn wir den ersten gelungenen Versuch, die Hülfsmittel der historischen Kritik, wie früher auf das classische Alterthum, so jetzt auf die Denkmäler des byzantinischen Mittelalters anzuwenden, in dieser Doppelarbeit zweier achtbaren deutschen Gelehrten sehen. Ebenso wäre auch die Bezeichnung dieser Schrift als Wendepunct für die byzantinischen Studien

in Deutschland nur ein Act der Gerechtigkeit und der wohl und sauer verdienten Anerkennung. Nicht die Methode an sich — damit man uns ja nicht mißverstehe — sondern nur ihre Anwendung auf das Byzantinische und Mittelalterliche will man hier als ein Novum bezeichnet haben und als ein den beiden Herausgebern eigenthümlich angehöriges Gut vindiciren. Als Vorbilder dieser umfassenden Arbeit müssen wir die französische Schule seit Du-Cange und das Berliner Institut der „Monumenta Germaniae“ von Pertz betrachten. Haben aber die Herausgeber in den beiden Städten Venedig und Konstantinopel die zwei mächtig wirkenden Pole und Träger der byzantinischen Geschichte des Mittelalters erkannt, und in Folge dieser Erkenntniß ihr venetianisch-byzantinisches Urkundenbuch nach dem Höhepunct der historisch-philologischen Wissenschaft aufzubauen und zu veröffentlichen unternommen, so beweist das nur den richtigen Tact, mit welchem sie den Herz- und Lebenspunct ihrer geistigen Schöpfung zu erkennen wußten. „Sollten aber die Fontes rerum Venetarum für die Geschichte Venedigs insbesondere, und für die des Mittelalters überhaupt eine neue und lichtvolle Durchsicht gewinnen lassen, so mußten erstlich alle hieher bezüglichen Documente, welche in alten oder kostbaren Werken verborgen liegen, in eine geordnete Folge gebracht und soweit als nur möglich, sei es durch neue Collationen oder durch Anwendung der kritischen Methode, lesbar und verständlich gemacht werden. Dann aber war es unumgänglich, den Zusammenhang Venedigs und des Orients, das Wechselverhältniß zwischen der Lagunenstadt und dem byzantinischen Imperium bis in die älteste Zeit der Republik urkundlich nachzuweisen, und die allmähliche politische Machtentwickelung des adriatischen Karthago nach dieser Seite hin Schritt für Schritt zu verfolgen und zu belegen.“ Dieses Programm fordert zu einer um so strengeren Prüfung der Leistung auf, da die Heraus-

geber im Gefühle ihrer Hülfsmittel und ihrer Kraft es sich aus freien Stücken selber stellen und nebenher als classisch geschulte Männer dem tugendreichen und geschmackvollen Occident das Panorama anatolischer Verkommenheit und Fäulniß vorzumalen den Muth besitzen.

Wir glauben Niemand zu verletzen, wenn wir ihrer Präcedentien wegen die beiden Herausgeber unter den jetzt lebenden deutschen Gelehrten zur Lösung dieser Aufgabe für besonders geeignet halten. Das lange und harte Noviziat, durch welches man sich für diese byzantinische Ordensmiliz vorbereiten muß, haben sie beide beharrlich überstanden, und sie treten nun gefeit und wohlgerüstet auf den Plan. Dr. Gottlieb Lukas Friedrich Tafel, Veteran und Meister der Tübinger Schule, hat durch umfassende historisch-philologische Vorarbeiten auf diesem Felde, namentlich durch geographische Untersuchungen Illyricums, und durch byzantinische Textkritiken bereits solche Proben von Gelehrsamkeit abgelegt und als würdiger Rivale eines Reiske, Wolf und Höschel im In- und Auslande so namhafte Erfolge erzielt, daß ihm der Rang eines ersten Byzantologen Deutschlands nicht mehr abzustreiten ist.

Nicht weniger hat Dr. Georg Martin Thomas, weiland Zögling der strengen Ansbacher Disciplin und später Gottfried Hermanns Schüler, durch eine Reihe in Zeitschriften und akademischen Abhandlungen niedergelegter Versuche, entweder corrupte und angefochtene Stellen classischer Autoren, vornehmlich der großen Historiker, zu beleuchten und herzustellen, oder den innern Zusammenhang wichtiger Abschnitte derselben und ihre Bedeutung für die Culturgeschichte darzulegen, hauptsächlich aber durch das Markige und ungewöhnlich Scharfe seiner mit Tafel durchgeführten venetianisch-byzantinischen Präludien schon lange die Aufmerksamkeit des gelehrten Publicums auf sich gezogen und seinen

Credit in der öffentlichen Meinung so gründlich befestigt, daß ihn die philosophische Facultät in Erlangen seiner real-philologischen Leistungen und seines allgemein anerkannten ausgezeichneten Lehrtalentes wegen einstimmig für den neu zu errichtenden Lehrstuhl der Geschichte vorgeschlagen hat. Durch Cooptirung solcher Kräfte haben sich die Akademien von München und St. Petersburg nur selbst geehrt, und wenn es in der Folge auch an weiteren Auszeichnungen für diese beiden Forscher nicht fehlen wird, so kann es überall nur der gerechte Lohn des Verdienstes sein, da man hier die Früchte, wie sie sonst nur corporative Thätigkeit erzielt, namentlich in Opfern von Geld und Zeit, durch die sechsjährigen, still und prunklos fortschreitenden Bemühungen zweier schlichter Privatgelehrten zur Reife gebracht und eingesammelt sieht. Deswegen verdient die kaiserliche Akademie in Wien wegen ihrer großmüthigen und ergiebigen Unterstützung dieses Werkes im gelehrten Europa besondern Dank. Sie ist da mehr als österreichisch; sie hat, wie man es andererseits in der byzantinischen Politik gesehen, so hier in der byzantinischen Wissenschaft das eine große Deutschland repräsentirt.

Wer immer die zahlreichen kritischen Proben dieses ersten Bandes überdenkt, namentlich aber die Pagg. 99, 119, 120, 169, 248 und 249 durchgeführten mit dem verdorbenen Urtext zusammenstellt, oder auch nur die Staats- und Handelsverträge der Dynastie Angeli mit dem Abdruck derselben bei Marin vergleicht, der muß den überwiegenden Werth einer vielfach, aber mit Unrecht angefeindeten und geschmähten Wissenschaft, mit deren Hülfe sich solche Dinge verrichten lassen, doppelt fühlen. Fürwahr, einem tüchtigen Philologen kann man seine Achtung nicht versagen, so lange man es mit der Wissenschaft redlich meint. Ohne genaueste Kenntniß der Sprachgesetze und ohne Sicherheit der kritischen Methode kann nun einmal in der

Historie, weder in Herausgabe von Urkunden, noch in der Darstellung selbst, irgend etwas Erkleckliches geleistet werden. Oder hat nicht eben erst jetzt der treffliche Sprachforscher und schneidend scharfe Kritiker Theodor Mommsen bloß durch die Strenge seiner philologischen Disciplin die römische Geschichte unter ein völlig neues Licht gestellt und dem Leser Genüsse bereitet, deren Möglichkeit früher Niemand ahnte? Man kann gegen die Grammatiker ungerecht sein, man kann ihre Verdienste und ihre Bedeutung mißkennen und sie selber unbenützt auf die Seite schieben; aber einen Leonhard Spengel nicht hoch zu halten und ihn nicht als eine der vorzüglichsten Zierden der Wissenschaft zu ehren, wird sich das deutsche Volk nicht so leicht überreden lassen.

Was nun endlich Inhalt und Ergebniß des hier angezeigten ersten Theiles des Urkundenbuches selbst betrifft, so ist Venedigs allmähliches Losschälen aus dem byzantinischen Reichsverband und sein stufenweises Heranwachsen als Großmacht und erster Handelsstaat des Occidents durchweg das Hauptmoment. Wie heute die drei Donaufürstenthümer, war auch der neugeschaffene Lagunenstaat, bei voller Freiheit der innern Verwaltung, in den drei ersten Jahrhunderten seiner Existenz doch staatsrechtlich dem orthodoxen Autokraten zu Konstantinopel unterthan, und hatte folglich als politisches Annexum der Centralgewalt am Bosporus in Kriegs- und Friedenszeit an den öffentlichen Lasten des byzantinischen Gemeinwesens seinen Antheil mitzutragen. Zu der Kunst, wie sich durch kluges Benützen der Oertlichkeit, der Zeiten und der Umstände der arme hörige Knecht zu Reichthum und Macht erschwingen und endlich selbst der Herr seiner ehemaligen Gebieter werden könne, hat man von jeher in der Geschichte von Venedig den schönsten Commentar erkannt.

Die Erwerbung des Adria-Golfes mit Istrien und Dalmatien;

dann die im Laufe der Kreuzzüge klug eingeleitete Gründung venetianischer Handelsniederlassungen in Syrien und auf den Südküsten Kleinasiens; und endlich der mit Venediger Kraft und Intelligenz vorbereitete und durchgeführte stürmende Angriff auf die Hauptstadt des griechischen Reiches selbst, die Zertrümmerung der orthodoxen Monarchie und in Folge der Theilung des immensen Raubes die Besitznahme der reichsten und zum Handel am vortheilhaftesten gelegenen Eilande und Continente rund um das illyrische Dreieck, vom goldenen Horn bis zum Golf von Cattaro durch die Dogenrepublik, bilden die natürlichen Anhalts- und Ruhepuncte dieser ersten Lieferung. Nebenher läuft eine Reihe von Handels- und Staatsverträgen mit dem Ikonischen Sultanat von Rum und mit den christlichen Königen von armenisch Cilicien, welche Verträge, wenn man sie durch frische, mit den neuesten Hülfsmitteln der geographischen Wissenschaft anzustellende Untersuchungen jener Himmelsstriche vom Rost abendländischer Ignoranz und Barbarei zu säubern verstünde, als reiche und beinahe einzige Fundgrube für mittelalterliche Länder- und Ortskunde jener altberühmten Regionen gelten müßten. Für Hebung und Förderung bloß ideeller Güter der Erkenntniß und der Wissenschaft hatte das nur greifbaren Interessen huldigende, reiche, seemächtige, prunkvolle und kriegerische Venedig des dreizehnten Säculum nicht dieselbe Empfänglichkeit wie wir. Dem Erfolge nach aber macht es für uns und für die Wissenschaft keinen Unterschied, ob nach der kläglichen Katastrophe des Jahres 1204 venetianischer Golddurst oder venetianische Erkenntnißtriebe an der Wiederauffindung und Benutzung der alten Handelsstraßen des Orients größeren Antheil hatten.

Besonders reizend aber und pikant werden unter den gegenwärtigen Umständen für abendländische Leser gewiß jene Documente der Sammlung sein, welche die Charakterzüge der Haupt-

acteure zeichnen und uns neben dem Urtheil, welches der eine über den andern fällt, zugleich das Spiegelbild der politischen Moralpraxis beider, der Christen von Venedig und der Christen von Byzanz, sehen lassen. Für Staatsmänner dagegen und für politische Architekten, weil sie das ungelöste Pensum des dreizehnten Jahrhunderts neuerdings vor sich liegen sehen, wird die mehrbesagte große Katastrophe vom J. 1204 mit dem ephemeren Sieg und der definitiven Niederlage des lateinischen Kirchengedankens im Ringkampfe mit dem anatolischen das überwiegende Thema politischer Contemplationen sein. Der lateinische Cäsar des Occidents kann sich mit dem orthodoxen Basilevs von Byzanz am Ende noch verständigen; Otto der Sachse und Nicephoros der Kappadocier, die stolzen Hohenstaufen und die thöricht-eiteln Angeli mögen immerhin ihrer Eifersucht entsagen, mögen durch Vermittelung der venetianischen Staatsmarine nicht bloß lebhaft mit einander correspondiren, sie mögen auch durch Gesandtschaften engern Verkehr mit einander pflegen und im Gefühle gemeinsamer dynastischer Interessen zeitweise und vorübergehend sogar Freundschaft und Bündniß schließen; nur zwischen den beiden heiligen Stühlen von Alt-Rom und von Neu-Rom, zwischen dem „Servus Servorum Christi“ und dem „Patriarchen der gesammten bewohnten Erde“ gibt es keinen Compromiß. Da man aber die Säculargewalt, durch welche die geistlichen Rivalen bisher getrennt und niedergehalten wurden, jetzt überall in Europa, wie entmuthigt und aufgebraucht, vor der höhern Macht der Kirche im Rückzug sieht, so hat sich auch das politische Zukunftsprogramm der civilisirten Welt in seinen Hauptzügen von selbst festgestellt. Wie lange aber Europa noch warten muß, bis ein neuer Innocenz III. und ein blinder Dandolo auf die Bühne tritt, vermögen wir nicht vorherzusagen.

Die gefährlichste, aber nebenher auch die lohnendste und dankbarste Probe, um die Superiorität ihrer Arbeit vor den Leistungen der Vorgänger zu beweisen, ward den Herausgebern des Urkundenbuches im Documentencomplex über Erstürmung, Plünderung und Einäscherung der prachtvollen Hauptstadt des orthodoxen Morgenlandes, sowie über die Theilung des Reiches unter die siegreichen, von Andacht und Golddurst begeisterten Barbaren des Occidents geboten.

Obgleich die Stadt Konstantinopel, wie ein von den Herausgebern unter den Handschriften der Münchner Hofbibliothek aufgefundenes gallisches Ineditum bemerkt, zu den stärksten Festungen der Welt gehörte und mehr als dreimalhunderttausend Bewaffnete innerhalb seiner Mauern zählte, so ist sie doch nach einer Gegenwehr von nur wenigen Stunden einer Mischlingsbande von zwanzigtausend aus allen Gegenden des Abendlandes zusammengelaufenen Abenteurern in die Hände gefallen.

Was immer an griechischen, lateinischen, romanischen und deutschen Quellenschriften über dieses große Ereigniß im Staub der Bibliotheken verborgen lag und aufzutreiben war, ist dem Inhalte nach hier mitgetheilt und ausgebeutet, so daß wesentlich neues über das Factum selbst von jetzt an wohl nicht mehr zu erwarten steht. Dagegen wird die gewichtvollste aller in diesem Bande gesammelten Urkunden, der byzantinische Theilungsvertrag vom Jahre 1204, ungeachtet des reichen, lichtvollen und mit der größten Sorgfalt geschriebenen Commentares, mit welchen ihn die Herausgeber von Anfang bis zu Ende begleiten, in seinen geographischen Beziehungen hie und da doch noch einer höhern Vervollkommnung fähig bleiben und auch noch länger Stoff für Berichtigung von Lesearten und genauere Präcisirung byzantinischer Oertlichkeiten bieten. Dieser Commentar — der eigent-

liche Glanzpunct des ersten Bandes — kennzeichnet übrigens am besten den heutigen Standpunct der geographischen Wissenschaft, so wie den Grad von Geschicklichkeit, mit welchem die Herausgeber das neue Instrument handzuhaben und zu gebrauchen wissen. Für classische Scholaren wird es indessen immerhin ein peinliches und allzeit nur schwer herauszupressendes Geständniß bleiben, daß mit den alten Sprachen, mit Strabo und den kleineren griechischen Geographen, mit Pomponius Mela und C. Plinius in der byzantinischen Geographie nicht mehr auszukommen sei. Unglücklicher Weise fällt aber der schwerste Bann der Classischen gerade auf jenes Element, ohne welches die wahre Schreibart und die richtige Bedeutung unzähliger byzantinischer Ortsnamen herzustellen unmöglich ist. Eskimaux und Azteken, Papuas, Tonga-Tabu und Quiche ließe man sich noch gefallen; aber Slavisches auf dem geheiligten Hellasboden zuzulassen, kann man sich nur in der äußersten Noth und bei unabweisbarer Evidenz entschließen. Dieser Vorwurf harthörigen Widerstrebens trifft zwar die beiden Herausgeber auch nicht im entferntesten; zu bemerken ist es aber doch, daß z. B. in der geographischen Auslegung des oftbesagten Theilungsvertrages ein frank und freies Eingehen auf die verbesserte Leseart des thessalischen Ortsnamens *Ραδοβίτζιον* (Radowitz) alles weitere Schwanken gehoben hätte. Ortsnamen wie Radowitz und Dobra-Voda haben sich besonders in Epirus und Thessalien bis auf den heutigen Tag erhalten. Ebenso ist unter der Ortschaft Bondica der Goldbulle Kaiser Manuels (1148) nicht ein in Epirus belegenes Bondizan, sondern das altslavische Küstenstädtchen Vonizza auf der hellenischen Seite des Golfs von Arta zu verstehen, weil in byzantinischen Documenten bei slavischen Namen V mit B, n mit nd und z, tz und zz mit c bezeichnet werden. In derselben

Stelle darf auch über den byzantinischen Handelsplatz „Theologon“ kein Zweifel sein; es ist Ephesus, der alte Bischoffitz des Apostels Johannes, den die Byzantiner in ihren geistlichen und weltlichen Erlassen vorzugsweise den „Theologen“ nennen und dann aus lauter Respect vor dem heil. Apostel diese Benennung auch auf die Stadt Ephesus selbst übertragen. Dafür wird in Aufzählung des an der asiatischen Seite des Bosporus dem lateinischen Imperator zuerkannten Gebietstheiles unter den sinnlosen Varianten verschiedener Drucke und Manuscripte von den Commentatoren rasch und tactfest das Wahre getroffen und Servochoriis, d. i. Serbendörfer, in den Text aufgenommen. Die Bewohner dieser Serbendörfer, im Waldgebirge zwischen Nicäa und Nikomedia, reden mit der Außenwelt zwar türkisch, unter ihnen selbst aber und am häuslichen Herd lebt die alte Slavensprache aus den Zeiten der großen Transmigration seit mehr als tausend Jahren auch jetzt noch fort, wie uns Hr. Mordtmann, die Zierde der europäischen Diplomatie am Bosporus, erst neulich aus eigener Erfahrung kund gethan.

Diese Andeutungen mögen vorläufig genügen, um die Aufmerksamkeit des orientliebenden Publicums auf das Eingangs genannte venetianisch-byzantinische Urkundenbuch der HHrn. DD. Tafel und Thomas hinzulenken. Den Gehalt eines literarischen Products auf Gerathewohl durch eigene Prüfung zu ermitteln, hat die Masse der Lesewelt jetzt weder Zeit noch Lust. Der rasche Flug, das kurze Leben, die dunkle Zukunft, das Interesse, der Reiz, der Genuß, alles treibt, drängt, stürmt und gönnt uns keine Besinnung, keine Muße, keine Rast. Wer sind die Leute, die uns belehren wollen? ist ihre Gabe blauer Dunst, leeres Stroh, grauer Nebel, dürre Schwindelei, oder ist es greifbar und reell, was ihre Broschüre bringt? Die Vorantwort auf

diese Fragen hat man geben wollen, und wir wissen wahrhaft nicht, bedarf es noch eines besonderen Fingerzeigs, oder weisen die hier zusammengestellten Documente über die Ausbreitung des alt-venetianischen Handels und über die Wege, die derselbe in kluger Wahl getroffen, nicht gleichsam von selbst auf die Bahnen hin, in welche sich die stürmische Thätigkeit der Europäer in dem sich neuerschließenden Orient auch künftig wieder drängen wird?

II.

(1857.)

Unsere Meinung über den Werth und die Bedeutung dieses historischen Quellenwerkes und über die Eigenschaften seiner Herausgeber haben wir gleich nach Durchsicht des ersten Theils vor ungefähr Jahresfrist mit bestem Wissen und Vermögen kund gethan. Inzwischen hatte das unbefangene gelehrte Publicum Zeit genug, das Urtheil zu prüfen und die Gerechtigkeit desselben durch seinen Beifall zu bestätigen und anzuerkennen. Lappenberg, um gleich eine bedeutende Autorität in Historicis zu nennen, hat das „europäisch und universalhistorisch wichtige Werk" freudig begrüßt, und sogar Italiener und Russen, die sich im Lobe deutscher Geistesproducte gewöhnlich nicht zu übereilen pflegen, haben dieses Mal ihre warme Anerkennung nicht versagt. Und es ist gewiß etwas mehr als Zufall, wenn diese Schrift der beiden bayer'schen Akademiker vorzugsweise die Aufmerksamkeit jener Staaten und jener Männer auf sich gezogen hat, deren Blick weit über die Schranken der Alltagsnöthen hinaus in die entfernte Zukunft dringt. Freiherr von Bruck, der umsichtige Staatsmann und geniale Wiederhersteller des österreichischen Staatshaushaltes, hat den beiden Herausgebern „sein lebhaftes Interesse" am Fortgang ihres Unternehmens in eigener Zuschrift auf das ermunterndste und wohlwollendste zu erkennen gegeben. Von einem Buche aber, wenn es auch noch so scharfsinnig und noch so akademisch gründlich und formschön geschrieben ist, den Lebensdrang der Zeit aber

nicht berührt, wird in den maßgebenden Regionen günstigsten Falles als wie von irgend einem literarischen Curiosum und amüsanten Spielwerk flüchtig Notiz genommen. Seinen Ekel an bloß unfruchtbarer Gelahrtheit hat noch kein Zeitalter so aufrichtig kundgegeben, wie die Gegenwart.

Das Elend eines dreißigjährigen Religionshaders, wie eines spanischen Erbfolgestreites oder eines siebenjährigen deutschen Bürgerkriegs einiger Fetzen Landes wegen über Europa zu verhängen, hält man heute allgemein für eine Unmöglichkeit. Selbst für die ausschließliche Herrschaft einer bestimmten Staatsform sich gegenseitig den Hals zu brechen, werden die Europäer auf die Proben der letzten sechs Decennien hin mit jedem Jahre langsamer und bedächtiger. Man hat sich gegenseitig dulden gelernt und allmählich die Ueberzeugung erlangt, daß die allgemeine Wohlfahrt weniger von der äußern Form des staatlichen Seins abhängt, als von der Leichtigkeit, aus dem Nationalkern auf naturgemäßem Wege die größtmögliche Summe geistiger und materieller Güter hervorzubringen. Durch Arbeit und Verstand reich und mächtig und folglich irdisch glücklich zu werden, ist die Thesis unserer Zeit. „Siamo prima Veneziani e poi Cristiani“ haben weiland die Pregadi von San Marco gesagt, und bei allem Anschein und bei noch so lauter Versicherung des Gegentheils wird diesem Lagunen-Dictum in der weiten Christenwelt mit einer Entschiedenheit gehuldigt, die auf den Beifall der Verächter behäbigen Erdenlebens — der Entbehrungsphilosophen von Kapilawastu — ein- für allemal zu verzichten scheint. Contemni turpe est, legem dare superbum, sagt der Dichter im Petronius, und den Glauben an die Wahrheit dieser Sentenz und an die Nothwendigkeit ihrer Praxis im Herzen der europäischen Völker zu ersticken, wird keine Schrift, kein Exempel, keine Psalmodie, kein Strafsermon je vermögend sein. Aber nicht als

Almosen verlangt der Mensch unserer Zeit Autorität und Brod; er will beides als die Frucht der eigenen Arbeit und der eigenen Intelligenz erwerben. Die freie Thätigkeit und der schrankenlose Verkehr ist sein Lebenselement, und „hostis publicus“ wird hinfüro nur derjenige sein, der ihm auf diesen Wegen nebenbuhlerisch oder hindernd entgegentritt. Handelskriege, vielleicht nicht weniger hartnäckig und zerstörend als früher die politischen und religiösen Kämpfe, können in Zukunft allein noch möglich sein. Wir stellen diese Aussicht hauptsächlich zur Beruhigung jener Tapfern, die das edle Waffenhandwerk zu ihrem Lebensberuf gewählt und nebenher in Sorgen sind, die Homilien eines Elihu Burritt und die beredten Declamationen eines Cobden und eines Bright könnten am Ende doch die Langeweile eines ewigen Friedens unter die Leute bringen und die Soldaten überflüssig machen.

Das Volk, welches reichlicher, intelligenter und nachhaltiger als andere sein Brod gewinnt und seinen Nahrungsstand erhöht, wird von nun an auch das mächtigere sein und es so lange bleiben, als es dem Genius der Zeit gehorcht. Das unerschöpflich reiche Vorrathshaus, ohne welches der weiße Mensch nicht leben kann, war aber von jeher und ist heute noch in den milden Regionen Asiens aufgestellt. Und die Zugänge zu dieser unversiegbaren Lebensquelle zu besitzen oder wenigstens offen und wegsam zu erhalten, ist Aufgabe und Ende der europäischen Politik im großen Styl. Wären die Russen, im Falle man ihrer „rabbia bisantina“ die Türkei überließe, harmlos und tugendhaft genug, um die Reichthümer des Orients nicht eigennützig zu ihrem Privatvortheil zu verwenden und als Instrument herrschsüchtiger Uebermacht auszubeuten, ich glaube, man hätte sie letzthin gegen den Padischah unbehindert gewähren lassen. Aber eben weil man ihrer christlichen Einfalt und Uneigennützigkeit nicht vollkommen trauen zu dürfen glaubte und auch in Zukunft nicht

von moskowitischem Almosen leben wollte, hat sich ihnen der abendländische Nebenbuhler vor Sebastopol in den Weg gestellt.

Aus den blutgedüngten Leichenfeldern Tauriens hat sich die asiatische Fehde auf das friedvolle Gebiet der Musen zurückgespielt und von der Rolle des Duc de Malakoff haben, wenn Sie den Vergleich gestatten wollen, die Herausgeber des venetianischen Urkundenbuches ihr bescheidenes Antheil auf sich genommen. Denn Verhandlungen über asiatische Verkehrswege, asiatische Producte, Besitzthümer, Fahrten und Staatsverträge werden in Europa entweder mit den Waffen oder mit der Feder in alle Zukunft fortbestehen. Nur wird wie der Einsatz und die Noth, so auch der Glanz und der Lohn der Streiter in beiden Kampfweisen ungleich sein. Nur dürfen die vielgelobten friedlichen Hersteller der Notizen über mittelalterige Lebens- und Machtprocesse zwischen Asien und den Repräsentanten der europäischen Verkehrswelt ja nicht glauben, sie hätten durch ihre mühevollen Lucubrationen dem abendländischen Genius erst den Weg gezeigt, auf welchem er sein Glück im Orient zu suchen habe. Wie aller Philosophie der Glaube, so ist aller Theorie von jeher die That vorangegangen, und in den meisten Dingen hat der Instinct die Menschen ebenso sicher geleitet, wie die später kommende Doctrin. Das alte Venetia, dessen politische und commercielle Verherrlichung sich die beiden Verfasser als Ziel vorgesetzt, hat ohne Urkundenbuch, ohne akademisches Vademecum, ohne kritische Philologie und selbst ohne sich auf die „relazioni“ eines Marsigli und eines Sanuto zu stützen, die sicherste und die kürzeste Procedur entdeckt, um aus den entlegensten Regionen des Orients den goldenen Strom der Glückseligkeit in die Lagunen herüberzuleiten. Und wenn das neue Europa die venetianischen Lucubrationen der Herren Tafel und Thomas mit Wohlgefallen und mit Beifall aufgenommen hat, so geschah es nicht, weil

außer der Nothwendigkeit, die gräko-russischen Hemmnisse an den Thoren des Morgenlandes wegzuschaffen, auch das Bedürfniß eines Suezcanals und einer Euphratbahn etwa erst durch dieses Buch hervorgetreten wäre. Der Mensch liebt es aber, sein spontanes Thun nachträglich durch das Räsonnement als vernunftgemäß, als correct, weise und folgerichtig, ja als nothwendig und zugleich durch Exempel aus der Vorzeit gerechtfertigt dargestellt zu sehen. Diesen Dienst haben den europäischen Zeitgenossen die gelehrten Herausgeber des Urkundenbuches geleistet, die Mittel zu dieser Leistung aber neben dem eigenen Aufgebot jahrelanger und uneigennütziger Studien aus der thatkräftigen Nachhülfe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien geschöpft.

Von den beiden wissenschaftlichen Akademien Süddeutschlands hat sich die eine in kluger Berechnung von Bedürfniß, Zeit und Kraft für ihre Thätigkeit ein landenges Ziel gesetzt, diesem selbstgesetzten Ziele aber durch ein volles Jahrhundert, zum Theil unter nicht günstigen Umständen, mit einer Beharrlichkeit, mit einer Sicherheit und mit einem Erfolge nachgestrebt, denen man Beifall und Bewunderung nicht versagen kann. Die andere dagegen, eine Tochter der neuesten Zeit, führt Höheres im Sinn, und hat eben erst durch ihre Patrocinanz des venetianischen Urkundenbuches den Beweis geliefert, daß sich ein großes Reich außer der Waffengewalt ebenso wirkungsvoll durch Förderung der Wissenschaft und der correcten Einsicht an der großen Frage des Tages betheiligen kann.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen und Fingerzeigen ist nur noch über den Inhalt des neu ausgegebenen Bandes das Nöthige anzudeuten.

Wenn der vorausgegangene erste Theil die Anfänge der venetianischen Herrschaft, zunächst als Gebieterin des adriatischen Meeres, dann als Beherrscherin der griechischen Gewässer, die

Theilnahme an den ersten Kreuzzügen, die Niederlassung in den Küstenstädten Syriens und zuletzt den welthistorischen Zug Dandolo's nach Konstantinopel sammt der Theilung des byzantinischen Reichs in folgerechter Ordnung bis auf den Kaiser Heinrich von Flandern (1205) urkundlich belegte, so bietet der neu ausgegebene zweite Band, indem er das nächste halbe Jahrhundert umfaßt, jene Documente, welche von der Befestigung der venetianischen Macht in den neu erworbenen Gebietstheilen, von der Sicherung des Handels in den Reichen und Fürstenthümern, die aus jener Katastrophe hervorgingen, von der Ausdehnung des Verkehrs auf Kleinasien, Armenien, Aegypten, Tunis u. s. w. Zeugniß geben. Wir finden hier die Verträge: 1) mit den lateinischen Kaisern von Konstantinopel; 2) mit den Herren von Negroponte delle Carceri aus Verona; 3) mit den Fürsten von Achaja, aus dem Hause Villehardouin; 4) mit den griechischen Despoten von Arta, dem Erzbischof von Dyrrhachium, den Herren auf Rhodos, Corfu u. s. w.; 5) mit Theodor Lascaris, Kaiser von Nicäa; 6) mit dem Erzbischof von Tyrus, mit den Herren von Byblos, Beirut, Saona (Sahjun) u. s. w.; 7) mit den Sultanen von Rum, von Aleppo, von Aegypten und von Tunis (Barbaria); 8) die Urkunden über Creta und seine Verwaltung; 9) die Pacta mit Genua, soweit sie die Verhältnisse des Orients berühren; 10) die Verhandlungen mit Rom, hauptsächlich wegen des so wichtigen lateinischen Patriarchats in Konstantinopel; 11) die erneuten Verträge mit den bedeutungsvollen nächsten Berührungspuncten der Dogenstadt, mit Triest, Ragusa, Zara und mit dem König von Ungarn; 12) Erlasse wegen des Handels und der Jurisdiction im Orient; 13) die ersten Relazionen venetianischer Geschäftsträger.

Unter diesen Urkunden sind mehr als sechzig hier zum ersten Mal neu oder vollständig gegeben, die anderen aber großentheils durch

die exacte Methode philologischer Kritik so gut als in neuer Recension dargestellt. Man vergleiche z. B. die Cretischen Urkunden, die ebenso interessant als schwierig sind, mit ihrer Ausgabe bei Flaminio Cornaro, und man wird sogleich erkennen, welche Fortschritte unsere Philologie gemacht und wie heilsam es ist, daß diese neue Wissenschaft nun auch in größerem Maßstabe das Mittelalter und seine verworrene Hinterlassenschaft in ihren Bereich zu ziehen angefangen hat.

Mit echt historischem Sinn haben die Herausgeber die Briefe der Päpste, so weit sie hergehören, in ihre Sammlung aufgenommen. Wer dürfte aber auch einen Innocenz III. in irgend einer Staatsaction jener Zeit übergehen? Die Geschichte des lateinischen Patriarchats von Konstantinopel wäre ohne diese Excerpte geradezu zerbröckelt und ohne innern Zusammenhang. Dagegen wird auf diese schon durch Bréquigny allerdings gut edirten Briefe, wo es nöthig war, sprachlich, historisch und geographisch vielfach neues Licht verbreitet.

Von ganz besonderer Bedeutung erscheinen die Cretischen Urkunden. Zur Geschichte dieses Eilandes, die erst noch zu schreiben ist, hat selbst Pashley nur Präludien aufgestellt, deren Ausbau nur auf dem Wege zu erwarten ist, den die Herausgeber angedeutet haben. Theils die ewigen Aufstände der stark gemischten Bevölkerung, theils die Lage selbst haben den Besitz von Creta den Venetianern nicht weniger kostspielig als unsicher und schwierig gemacht. Die Anlegung militärischer Colonien in altrömischer Weise und mit feudalistischem Zuschnitt ist vielleicht eine der merkwürdigsten Phasen im venetianischen Creta-Regiment.

Dagegen entwickeln die theils im mittelfranzösischen und italienischen Dialect geschriebenen Verträge mit den moslimischen Staaten im Allgemeinen und mit den Mameluken-Sultanen von Kairo insbesondere (vergl. pag. 143, 184—191, 221—225,

256—260, 274—276, 299—307, 416—418, 426—429, 450—456, 483—493) einen Begriff des Völkerrechts, wie er in den Handelsverträgen unserer Zeit kaum höher und ausgebildeter hervortreten könnte. Der große Bericht endlich, welchen der venetianische Bailo Marsilius im Jahre 1243 über Syrien erstattete (pag. 351 — 398), die umständlichen statistischen und national-ökonomischen Nachweise über die Besitzungen der Republik San-Marco in und um Tyrus, dann die geographischen Notizen und der Periplus des Sanuto (pag. 399—416) mit möglichst vollkommenem geographischen Commentar sind ebenso viele Lichtpuncte der Sammlung, als Verdienstestitel der Herausgeber um Aufhellung und festere Begründung einer mittelalterigen Wissenschaft von Byzanz.

Hammer-Purgstall: Geschichte der Chane der Krim unter osmanischer Herrschaft

und

Moriz Wickerhauser: Wegweiser zum Verständniss der türkischen Sprache.

(1856.)

„Omnia fui, nihil expedit“ hat auf dem Gipfel irdischer Größe Septimius Severus ausgerufen. So lange es Arbeit, Kampf, Sieg und Sorgen gab, ist der melancholische Spruch diesem unruhevollen und ehrgeizigen Imperator nicht in den Sinn gekommen. Erst nachdem er zwischen der Euphratwüste und dem öden Caledonien alles, was in Wort und That seiner kaiserlichen Omnipotenz entgegenstand, besiegt, erdrückt, niedergeschlagen und stumm gemacht, ist ihm endlich mit der Unmöglichkeit die flüchtige Welle zu bannen und in der Römerwelt etwas bleibendes zu schaffen, die ganze Leerheit seines Strebens klar geworden. Selbstkritik und Ironie waren von jeher der letzte Lebensact vorausgegangener Sättigung und hereinbrechenden Ueberdrusses. Ganz genau paßt zwar das Bild auf Hammer-Purgstall nicht, unmöglich kann man sich aber beim Lesen des Vorworts zur Geschichte der Krimchane des Gedankens erwehren, der sieggekrönte Heros so vieler Geisteskämpfe auf der morgenländischen Palästra sei endlich bei einer Gemüthsstimmung angelangt, welche an die

Resignation und an den ekelvollen Ruhmesüberdruß des berühmten Soldatenkaisers grenzt. Von den ersten schriftstellerischen Versuchen (Skizzen einer Reise von Wien über Triest, Venedig und durch Tirol nach Salzburg), mit welchen Hr. von Hammer schon im J. 1798, also im vierundzwanzigsten Lebensjahre hervorgetreten, bis zum neuesten Product seines ewig frischen Genius sind nahe an sechzig Jahre hingegangen. Was Hr. von Hammer in dieser langen Periode wissenschaftlicher Thätigkeit geleistet und zu Tag gefördert, weiß Jedermann und braucht man seinen europäischen Zeitgenossen und Rivalen nicht noch einmal vorzurechnen. Ebenso gut wissen wir alle, und der edle Freiherr selbst scheint es zu fühlen, daß er in seiner Sphäre auf der nebenbuhlerlosen Spitze des Ruhmes angekommen ist und nicht mehr weiter in die Höhe kann. Wie aber Ingenium und Kunst, nach dem Ausdrucke eines Vellejus Paterculus, auf der Schneide der Vollendung nicht lange schwebend bleiben, und alles, was den letzten Grad der Vollkommenheit erklommen hat, nach natürlichen Gesetzen wieder sinken muß, so sind auch zur Sühne gelehrten Uebermuths dicht an den Saum nicht mehr bestrittener Triumphe Gleichgültigkeit und abspannende Geringschätzung zuerst des Kampfobjectes, dann der Nebenbuhlerschaft und am Ende seiner selbst geknüpft.

Zeigt sich die Wahrheit dieses Dictums an Cäsar und Napoleon dem Leser nicht klar genug (Alexander war zu schwärmerisch und lebte zu kurz, um die Menschen mit allem irdischen Tand gehörig zu verachten), so mag er an das letzte Lebensjahr des Felix Sulla denken, wie es uns neulich Theodor Mommsen geschildert hat.

Wir fragen das lesende Publicum, ob der Freiherr von Hammer-Purgstall je in einem seiner früheren Werke nicht nur die Vorrede weggelassen, ja Vorreden überhaupt für nutzlos und

überflüssig erklärt, oder ob er von dem ephemeren Werthe und von der Bedeutungslosigkeit geschichtlicher Werke selbst der subtilsten Erudition — „Sammlungen von historischem Heu und Spreu“ — irgendwo mit so trostloser Geringachtung, wie in seiner Geschichte der Krimchane gesprochen habe? Und fürwahr, was in der Literatur nicht unmittelbar das menschliche Herz und das ewig Wahre und ewig Bleibende, das unstillbare Leiden, Begehren und Empfinden unserer Natur berührt, das kann im Sturmgewoge der fortschreitenden Bewegung unmöglich lange dauern, ja muß — wäre es auch noch so scharfsinnig ausgedacht, noch so verführerisch dargestellt und selbst noch so gewichtvoll für den Augenblick — nach wenigen Generationen schon verschüttet, erloschen und vergessen sein. Denn die Geschichte der Menschheit in ihrem ganzen Umfang zu erfassen und im Gedächtniß zu behalten, wird der Nachwelt, wie Hr. von Hammer-Purgstall meint, unmöglich sein. Es gibt aber Leute, die, ohne sich auch nur des hundertsten Theiles der Hammer'schen Thatkraft rühmen zu dürfen, schon längst Bekenner dieser Ueberzeugung sind, Leute, die in Trübsinn und Hoffnungslosigkeit sogar noch weiter gehen und geradezu behaupten, daß es bei der allgemein verbreiteten Bildung und bei der Raschheit der Ereignisse und des Gedankenfluges selbst bei höherer Begabung und genialem Schwung durch ein literarisches Product das Augenmerk auch nur der Mitwelt auf längere Zeit zu fesseln, beinahe heute schon unmöglich ist. Es schwebt uns, während wir dieses schreiben, das Schicksal zweier deutschen, in der neuesten Zeit erschienenen Schriftwerke vor dem Sinn, von welchen Schriftwerken das eine die philistäische Küste von Gaza bis Jafa, das andere aber die Hellenen im Scythenlande zum Vorwurf hat, und beide troß der seltenen Gelehrsamkeit und Kunst, mit der sie geschrieben sind, die verdiente Aufmerksamkeit selbst in Deutschland nicht ge-

funden haben. Man begreift aber auch in der That nicht, wie Jemand, den weder Noth, noch Dienstjochsdruck, noch unwiderstehlicher innerer Drang zum Bücherschreiben treibt, sich heute noch dieser Last unterziehen mag. „Warum so viel Mühe um ein Leichentuch?" Ist Ruhe und Schweigen nicht etwa würdevoller als kurzathmendes Getön mit der Klapper des Archytas, wenn es der nächste Lufthauch schon verweht? Wir reden nicht etwa als Patron der „faulen Genügsamkeit", die man uns Deutschen wiederholt zum Vorwurf macht. Mahnten ja auch schon im Alterthum die Leute, sobald sie erst ihr kleines Landgut hatten und von selbstgezogenen Trauben und Oliven zehrten, die Welt vom vielen Schreiben ab!

> . . . sed, quod non desit, habentem
> quae poterunt unquam satis expurgare cicutae,
> ni melius dormire putem quam scribere versus?

Daß bei Hammer-Purgstall von den drei genannten Schreibmotiven nur das dritte gilt, ist selbstverständlich. Und während andere voll Geringschätzung gelehrten Krams und eitler Büchermacherei das kurze Dasein, wie die Götter des Epikur, in seliger Aergie verträumen, hält der edle Freiherr jeden Tag für verloren, an welchem er nicht irgend eine Geistesfrucht unter die Presse legt. Hätten wir da nicht jenes „furibunde", cäsarianische Ungethüm, jenes τέρας, von welchem in Cicero's Episteln so oft die Rede ist? Man hat in den letzten fünfzig Jahren Hrn. von Hammer in öffentlichen Blättern so viel besprochen, gepriesen und angeräuchert, daß er als Mann von Geist am ewigen Einerlei freundlich lächelnder Kritik wahrscheinlich schon seit lange Ekel fühlt und eine harmlose Variante in der monotonen Psalmodei ihm selbst als erfrischende Kühlung, ja als pikantes Labsal gelten muß. So geringfügig indessen, wie er selbst, dürfen wir von der Geschichte der Krimchane doch nicht sprechen, weil hier,

wie überhaupt in den weniger wichtigen Arbeiten dieses berühmten Gelehrten, gerade wo man es am wenigsten erwartet, nicht selten ein Gedankenblitz hervorleuchtet und irgend eine schlagende Wahrheit ausgesprochen wird, die den leeren Inhalt zierlich übertüncht. Seinen Ruhm zu vermehren und die Lesewelt durch neues und unbekanntes in Erstaunen zu setzen, hat Hr. von Hammer bei dieser historischen Arbeit über die Krimchane gewiß selber nicht gedacht.

Als Beilage und pièce justificative zu den zehn Bänden der Geschichte des osmanischen Reichs dagegen mag auch diese dynastische Plänkelei ihren Werth besitzen. Es ist keine Geschichte der taurischen Halbinsel in Geschmack und Styl unserer Zeit. Es ist im Grunde nichts weiter als ein trockenes, aus trockenen Türken-Chroniken gezogenes Familien-Successions- und Haremsskandal-Register der unter der Fuchtel des Stambul-Padischahs stehenden Tataren-Chane aus dem Hause Temudschins, von der Mitte des fünfzehnten bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, wo dieses innerlich verfaulte Regentenhaus unbemerkt vom Schauplatz tritt und die Halbinsel selbst im Sprudel der moskowitischen Ländermasse spurlos untersinkt. Welchen Reiz, welches Interesse können solche Dinge für die Culturgeschichte und für das schaulustige, nach „émotions“ lüsterne Leserpublicum des Abendlandes haben? Diese Frage gilt nicht der Composition und dem gewaltigen, sich auch hier nicht verleugnenden Schöpfungstalent des Verfassers, sie gilt der Substanz des Werkes selbst, zu dessen Würdigung genug geschieht, wenn man es einfach und so zu sagen mit den eigenen Worten des Urhebers als Parergon und Siesta-Laune der Hammer'schen Muse registrirt. Das Verzeichniß der Krimprinzen und der Einzelheiten ihrer barbarischen Haus- und Staatswirthschaft ist hier allerdings reicher und vollständiger aufgeschichtet, als wir

es früher kannten, weil der Verfasser besser türkisch versteht und aus reicher fließenden Quellen schöpft als alle, die vor ihm in der Sache geschrieben haben. Als vollendeter Kenner der morgenländischen Literatur hat Hr. von Hammer-Purgstall den beneidenswerthen Vortheil, die langweilige Leerheit historischer Objecte durch Einflechtung duftender Blumenkränze vom islamitischen Helikon zu würzen. Von dieser liebenswürdigen Gabe hat der Verfasser besonders dieses Mal um so reichlicher Gebrauch gemacht, da mehrere der in den Augen des gesitteten Abendlandes sonst wenig achtbaren Tataren-Chane dem Genius der Dichtkunst huldigten und der Nachwelt ausreichende Proben ihres guten Geschmackes hinterlassen haben. Poesie, wie wir wissen, war seit den Tagen des Chalifats an den Höfen des Morgenlandes hochgeehrt und nicht selten höchsteigenhändig cultivirt. Wie kommt es aber, daß die Despoten des Orients und der alten Welt überhaupt so gerne Verse machten? Der Tyrann von Syracus hat für sich allein eine größere Anzahl Distichen und Bühnenstücke concipirt, als die ganze Cohorte seiner Schmeichler und Hofpoeten insgesammt. Tiberius war feuriger Lyriker, Nero schrieb Tragödien, und Selim der Padischah, der Grausame, der Opiumesser und Vatermörder, war hinreißend im persischen Gaselen-Schwung. Nur von Nebuchadnezar und von Xerxes, von Dschengischan und von Napoleon kennt man noch keine Poesie.

Berühmt unter den Ueberbleibseln Krim'scher Hofpoesien ist ein Gasel des Prinzen Schahingerai in dreizehn Doppelversen, zu deren jedem der um das J. 1712 blühende türkische Schöngeist Sakib Efendi vier gleichreimende Zeilen als Commentar vorangedichtet, was zusammen achtundsiebenzig Verse gibt. Der türkische Originaltext dieses poetisch glossirten Gasels sammt der reimtreuen deutschen Uebersetzung, wie sie nur dem dichterischen

Genius eines Hammer-Purgstall gelingen konnte, ist für Liebhaber solcher Dinge und als willkommner Anhang dem Buche beigefügt. Den Schluß endlich dieser mit kaiserlicher Pracht gedruckten Genealogie der Tataren-Chane zu Baghdsche-Seraï macht ein typographisches Curiosum eigener Art, eine Rosette von siebenundzwanzig wundervoll in einander verschlungenen Kreisen, auf deren Rande die dreizehn Distichen des prinzlichen Gasels sammt den zweiundfünfzig Versen des Sakib-Commentares in Eins verschlungen, in höchst feiner, zarter und kunstreicher Spielerei durch Lichtdruck eingewoben sind. Ohne Nachhülfe des osmanischen Botschafters Nafii Efendi in Wien hätte sich in diesem Labyrinth byzantinisch-türkischer Schnörkelei vermuthlich der weise „Sabr-Oghlu“ selbst nicht zurecht gefunden.*)

Obgleich Hr. von Hammer-Purgstall eigentlich nicht Grammatikus von Handwerk ist, vielmehr sein Geschäft von jeher im Großen betrieben hat, so begreift doch Jedermann, daß es neben dem greisen Heros auch nur in der türkischen Sprachwissenschaft selbständig aufzukommen und als tüchtiger Schulmagister literarisch genannt zu werden, besonders in Wien, seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben muß. Indessen wird doch Niemand so abergläubisch sein und ernstlich befürchten, daß alles türkische Wienerwissen in der Brust dieses einzigen Mannes verschlossen sei und mit ihm wieder sterben müsse. Es wäre traurig, wenn ein so großer Turkolog keine Schule gebildet hätte, und wenn so viel Thatkraft, Erfolg und Ruhm auch ohne alle äußere Anreizung nicht den Ehrgeiz des nachwachsenden Geschlechts zu wecken und die geistige Strebsamkeit der jungen Oesterreicher auf ein Feld hinzulocken vermöchte, auf welchem ihr berühmter Landsmann glanzvolle Eroberungen für die Wissenschaft, für sich selbst

*) Sabr-Oghlu, Sohn der Geduld, wie man in Wien Herrn von Hammer-Purgstall nennt.

aber einen unsterblichen Namen erstritten hat. Der Weg zu dieser Größe kann aber nur durch die dornbesäeten und mühevollen Regionen der Grammatik führen. Zum Sitz und abendländischen Hauptquartier der theoretischen wie der praktischen Türken-Grammatik aber hat die Natur der staatlichen Verhältnisse selbst das große und schöne Wien bestellt und kann man folglich das habsburgische Tsarigrad mit Recht das deutsche Stambul nennen.

Wir möchten doch wissen, mit was sich die Wiener in der Literatur beschäftigen würden, und ob sie am Ende gar noch altgriechisch gelernt und sich der philosophischen Speculation ergeben hätten wie Berlin, wenn die Türken nicht Konstantinopel erobert, wenn sie nicht die byzantinische Christenfäulniß aus dem illyrischen Dreieck weggefegt und sich nicht wie ein gewaltiger Drache in ungeheurem Halbbogen, von den östlichen Karpathen bis in den innersten Winkel des adriatischen Golfs, als Vettern und Nachbarn des großen christlichen Donaureichs eingelagert hätten. Wäre Byzanz mit den dahinterliegenden Provinzen Illyricums christlich geblieben und allzeit stark genug gewesen, die Thore von Europa zu hüten und die osmanische Race innerhalb Kleinasien festzubannen, so hätte es in Europa vermuthlich niemals einen Hammer-Purgstall, in Oesterreich niemals ein orientalisches Institut gegeben und wäre überhaupt keinem Menschen in Wien türkisch zu lernen je in den Sinn gekommen. Wer aber das Vordringen des Islam bis in das Herz von Europa für ein Unglück hält, der klage nicht die Barbarei der Osmanli, sondern die politische Schlechtigkeit der griechisch-glaubenden Christen und das nichtswürdige Regiment der Paläologen an, zu deren Sühne alle Tugenden, alle Weisheit und aller Heldenmuth ihrer Erben nicht genügen wollen. Die Hoffnung auf eine byzantinisch-christliche Restauration am Bosporus, mit der

wir Abendländer uns so lange wiegten und deren trügerischen Schimmer wir so theuer bezahlten, ist seit dem letzten Pariser Frieden, wie wir besorgen, auf lange, wo nicht gar auf immer ausgelöscht. Die Türken bleiben in Europa; sie haben nach dem Ausspruche eines römisch-katholischen Kirchenfürsten als eine vom Evangelium nicht weiter als manche Christensecte entfernte religiöse Genossenschaft das volle christliche Staatsbürgerthum im Occident erhalten und zwar mit dem gleichen Rechte wie die Magyaren und die Russen, an deren Vertreibung aus Europa man jetzt doch hoffentlich nicht mehr denkt. Und weil nun die Türken überdies auch noch gute Soldaten und spitzfindig-zähe Diplomaten sind und zum Ueberfluß Länder besitzen, in welchen es für christliche Speculation und Handelsregsamkeit viel zu thun und reichlich zu verdienen gibt, so wird uns am Ende wohl nichts anderes übrig bleiben, als verjährten Vorurtheilen zu entsagen, tapfer türkisch zu lernen, den geistlichen Hochmuth der Imame und ihrer Studenten geduldig hinzunehmen, und in christlicher Gelassenheit mit den Reichthümern des Landes unsere Taschen anzufüllen. Offenbar ist im staatsklugen und enthusiasmuslosen Wien, wo jetzt so viel Thatkräftiges geschieht, im Ganzen genommen die hier ausgesprochene Ansicht zur Geltung gekommen. Während wir uns, und zwar mit gutem Recht, über die Lage des Skäischen Thores und über die Stelle des wilden Feigenbaumes vor Troja gegenseitig in die Haare gerathen, hat die kaiserliche Regierung am polytechnischen Institut zu Wien neben dem arabischen auch einen neuen Lehrstuhl für die türkische Sprache eingerichtet, und durch diese neue Schöpfung das bisher innerhalb der vier Wände der orientalischen Akademie diplomatisch und geheimnißvoll abgeschlossene Studium gleichsam säcularisirt und zum Gemeingut der ganzen Monarchie gemacht. Der Kaiser will allen seinen Unterthanen die Fähigkeit und die

Mittel bereiten, die neue politische Gestaltung des Orients für Mehrung des Wohlstandes und für Hebung gewinnreichen Verkehrs nach Kräften auszubeuten.

Um diese wohlthätige Absicht sicher und kräftig durchzuführen, hat der Autokrat aus der nicht geringen Zahl seiner türkisch gelehrten Oesterreicher den in der Ueberschrift genannten, in Konstantinopel praktisch durchgebildeten Professor der morgenländischen Sprachen am kaiserlich orientalischen Institut, Herrn Moriz Wickerhauser, in glücklicher Wahl hervorgezogen. Hr. Moriz Wickerhauser spricht, liest und schreibt — was keine leichte Sache ist — das Türkische mit Fertigkeit und Eleganz, wie man aus der Vorrede zur türkischen Abtheilung des Werkes schließen muß, welches uns von diesem selbst in Wien bemerkbaren Orientalisten kurzen Bericht zu erstatten veranlaßt hat. Die erste Nothwendigkeit und die dringendste Aufgabe der neuen Stellung war, eine für Anfänger berechnete und dem Geiste der neuesten philologischen Forschungen entsprechende, fruchtbare und praktische Unterlage herzustellen, auf welcher der türkische Sprachunterricht Wurzel fassen und gedeihen konnte. Es ist zwar ein bekanntes Strategem der Literaten in ihren Vorreden jedesmal zu versichern, es sei durch ihr neuestes, nur auf vielfaches Andringen der Freunde und Kenner verfaßtes Opus einem schon längst und allgemein gefühlten Bedürfniß endlich abgeholfen. Gewiß hat aber nicht leicht jemals ein Autor mit mehr Wahrheit und mit größerer Berechtigung als Hr. Moriz Wickerhauser sein Hervortreten mit einem neuen Werke öffentlich motivirt und hinterher mit mehr Tact und Geschicklichkeit auch in der That geleistet, was er in der Vorrede versprochen hat. Wir stehen allerdings nicht auf gleicher Höhe mit Hrn. Moriz Wickerhauser und dürfen uns in der Sache keines allumfassenden Blickes rühmen, können aber, ohne deswegen die Verdienste eines Dieterici, Bianchi, Kieffer rc.

zu verkleinern, doch nicht glauben, daß im ganzen Bereich der türkischen Grammatikalstudien, wie man sie bisher im Occident getrieben, irgend etwas zu finden sei, was an Reichthum und Vielseitigkeit des Inhalts, sowie an richtiger Methode und an gründlicher Sachkenntniß über diese türkische Mustersammlung des Hrn. Moriz Wickerhauser zu setzen wäre.

Das Buch ist zwar schon vor drei Jahren erschienen und uns zufällig gleich im Beginn zu Handen gekommen; der bescheidenen, in der Vorrede ausgesprochenen Bitte des Verfassers aber, sein Werk durch „berufene Kritik" gründlich geprüft zu sehen, ist, so viel uns bekannt, in öffentlichen Blättern bis jetzt nur erst in geringem Maße entsprochen worden. Wir hofften immer, es werde irgend einer der vielen und gründlich geschulten Wiener Turkologen, zwar etwas pretiös und mürrisch, wie es in Beurtheilung landsmännischer und gewissermaßen nebenbuhlerischer Geistesbestrebungen überall Sitte ist, — aber im Grunde doch wohlmeinend und umfassend die Iniatiative ergreifen, und die bekanntlich ungemein zahlreichen und warmen Gönner türkischen Wesens und türkischer Literatur im deutschen Occident den neu und bequem geebneten Weg türkisch zu lernen nicht übersehen lassen. In einer Zeit aber, wo neben dem Gediegenen nicht selten auch das Mittelmäßige — um nicht gar zu sagen Schund und Plunder — mit Pomp gepriesen wird, von einer wissenschaftlichen Leistung, wie die Wickerhauser'sche Chrestomathie, zwar mit Sachkenntniß, aber doch nur in allgemeinen Ausdrücken zu reden, scheint uns gewissermaßen ungerecht. Eine bloße Inhaltsanzeige wäre freilich keine Analyse wie sie der Verfasser will; wenn wir aber im Gefühl der Billigkeit und in redlicher Bemühung, das Fehlende wenigstens in einigen Puncten zu ergänzen, die eine und die andere kritisch berichtigende Bemerkung wagen, so glaube deswegen Niemand, wir wollen dem strengen Rhadamanthos der

Bücherwelt, dem gelehrten Hrn. Zarncke zu Leipzig im Sachsenland ins Handwerk greifen und hätten uns, ohne die nöthigen Kräfte zu besitzen, die wenig beneidenswerthe Rolle eines allgemeinen deutsch-literarischen Unrechtverbesserers (deshacedor de agravios) angemaßt.

Die Chrestomathie des Hrn. Moriz Wickerhauser besteht eigentlich aus zwei in einen einzigen Band verschmolzenen Theilen, einem türkischen und einem deutschen, von welchen jeder seinen eigenen Titel mit gesonderter Paginirung und homogener Vorrede sammt genauer Inhaltsanzeige und besonders reichhaltigem Erraten-Register hat, doch so, daß die deutsche Abtheilung des Buches überall nur die Uebersetzung der türkischen, die türkische Vorrede aber kürzer, gedrängter und schwungvoller als die deutsche ist. Der gereimte türkisch-arabische Titel lautet im Original: Kitab-i-delil ol-idrak fi lisan ol-Etvak, und würde ganz wörtlich mit „Wegweiserbuch zum Verständniß in der Sprache der Türken" zu übertragen sein, was man natürlich nicht den Meistern, sondern bloß den Anfängern und Ungeübten gesagt haben will.

Die Anlage des ganzen Wickerhauser'schen Werkes läßt sich am besten mit den viel gerühmten altgriechischen Lesebüchern von Jakobs vergleichen, die bekanntlich auch mit leichten kurzen Sentenzen beginnen und allmählich zu schwereren und längeren Redestücken in Prosa und Versen übergehen; jedoch mit dem Unterschiede, daß Jakobs seine Beispielsammlung einer todten, nur den Schulgelehrten noch verständlichen Sprache, Hr. Moriz Wickerhauser aber seine Sprüche und Meisterstücke einer lebendigen, durch weite Länder in Europa und Asien vom Volke wirklich gesprochenen und den wechselnden Begriffen fortschreitender Bildung sich überall weich und biegsam anschmiegenden Redeweise entlehnt. Lobe einer immerhin den todten Blick des Marmorbildes; das langgeschnittene braune Mandelauge mit der langen Wimper,

wenn es lebt und milde aus dem Myrtenbusch und dem Oasenhain von Damascus leuchtet, weicht ihm an Schönheit keineswegs. Fürchte man ja nicht, es könnte durch diese Anpreisung des Türkischen die heiße Liebe der deutschen Jugend zum Altgriechischen etwa gemindert werden und Schaden leiden, es könne bei uns am Ende Baki den Theocrit und Anacreon, Ali Wasi's Fabelbuch den Aesop und den Phädrus, Seadeddin's Prosa aber den Thucydides und den Plutarch aus Schulen und Sinn verdrängen. Die Sache hat keine Noth. Schon das bloße Alphabet und der Sylbenbau, die Participialconstruction und die Syntax der Türken schrecken uns zurück; am wenigsten aber würde und könnte türkischer Prosastyl jemals im Geschmacke abendländisch gebildeter Leute sein, die Platons Symposion und Cäsars Commentarien gerne lesen. Nur die Vorstellung darf man nicht aufkommen lassen: die Türken seien Barbaren, weil der Scheich ol Islam vielleicht die geheimen Sitzungsprotokolle der Synode von Reichenbach nicht liest, und Ali-Pascha der Großwesir, statt geistreiche Noten an die Westmächte nach Paris zu schreiben, nicht lieber theologisch-kritisch-exegetische Streitartikel in das Leipziger Centralblatt schickt. Alle Zweige des humanen Wissens sind auch bei den Türken nach ihrer Weise cultivirt; ja es geht in der türkischen Studentenwelt sogar eine Anleitung zum Versemachen um, eine Art türkischer Ars poetica, die Hr. M. Wickerhauser mit Recht in seine Sammlung aufgenommen hat, und die man selbst auf Horatius Flaccus und Boileau Déspréaux hin noch lesen kann. Ueberhaupt hat der Verfasser nicht ohne viel Geschick und klugen Tact die passendsten Musterstücke von hoher und niederer, gelehrter und profaner, amtlicher und vertrauter, poetischer und prosaischer Schreibart in seinem Werke nebeneinander hingestellt. Vom Sprichwort, das im Munde des Volkes lebt, bis zur Eröffnungsrede der Akademie

der Wissenschaften; vom Schuldscheine, der auf öffentlichem Markt ausgestellt wird, bis zum Frühlingslied des ersten Lyrikers; von der Janitscharen-Bittschrift bis zum Artikel der Staatszeitung, in welchem Reschid Pascha dem Publicum die Verkehrtheit Mehemed Ali's auseinandersetzt; von der schlichten Art, in welcher Ahmed über die Schicksale der Hamdaniden berichtet, bis zum Redeprunk der Fabel im Königsbuche wird hier der Lernende mit der reichen Mannigfaltigkeit der türkischen Diction vertraut gemacht. Sehr viele, wo nicht die meisten Schriftstücke dieser Chrestomathie, namentlich die bisher noch nicht gekannten lyrischen Ergüsse aus Baki's Diwan, hat Hr. Wickerhauser hier das erstemal, und zwar letztere vielfach im gereimten Metrum des Originals, in das Deutsche übersetzt.

Natürlich sieht der ruhmgesättigte Verfasser der Geschichte des osmanischen Reichs und vieler anderer, großer und dauerhafter Werke über den Orient nicht bloß ohne Eifersucht, sondern mit innerem Wohlgefallen und mit stiller Zufriedenheit, daß die schöne, durch seinen Genius eigentlich nach Deutschland verpflanzte Kunst, morgenländische Poesieen deutsch nachzudichten, mit ihm nicht erlöschen und die reiche Fundgrube orientalisch-dichterischer Genüsse, welche einem einzigen Sterblichen bis auf den Grund auszuschöpfen die neidischen Geschicke nicht gestatten können, auch nach seiner Verklärung nicht öde liegen werde. Erst im verwichenen Jahre hat Hr. Moriz Wickerhauser unter dem Titel: „Liebe, Wein und Mancherlei“ hundertzwei persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten Mal mit strenger Einhaltung des ursprünglichen Versmaßes in das Deutsche übertragen und von neuem bewiesen, wie reich und vielseitig man in Wien an morgenländischem Können und Wissen ist.

Mit diesen Bemerkungen, so nöthig sie für den Leser im Allgemeinen auch sein mögen, wird indessen dem Verfasser selbst

doch nicht viel gedient sein. Hr. Moriz Wickerhauser gehört in die Zahl jener Gelehrten, denen Wahrheit und fortschreitende Verbesserung der Sache überall mehr als eitles Lob und falscher Schimmer gilt. Eine durchgreifende Analyse des Ganzen aber, wie sie der Verfasser provocirt, wäre hier nicht etwa bloß am unrechten Orte, sie wäre für ein geringes und beschränktes Wissen in türkischer Literatur und Grammatik überhaupt ein zu weit aussehendes und mit zu großer Belästigung verbundenes Geschäft, das wir billig andern überlassen müssen.

Durchgesehen haben wir indessen die Chrestomathie zwar nach und nach in allen ihren Einzelheiten, näher geprüft jedoch und schärfer ins Auge gefaßt wurden aber, aufrichtig gestanden, nur die 378 Sprichwörter und Gleichnißreden, mit welchen der Verfasser die acht ersten Seiten des türkischen Textes füllt. Als Beweis unserer Sorgfalt wird mit Verlaub des Verfassers bemerkt, daß gleich in der zweiten Zeile des Original-Textes die beiden kurzen Sentenzen: at ewde olduktscha ögnden almas, und dann: it urer kjerwan getscher, in der Uebersetzung weggeblieben sind. Wir möchten dem Verfasser nirgend vorgreifen, meinen aber, obgleich das elliptische „ögnden almas“ nicht recht deutlich ist, doch kaum zu irren, wenn wir von besagten Sentenzen die erstere: „ist das Pferd (einmal) im Hause angekommen, nimmt es nicht von vorn, d. h. greift es nicht von neuem aus“; die andere aber mit mehr Sicherheit: „der Hund bellt, die Karawane geht vorüber,“ im Deutschen wiedergeben. Sodann wird S. 2 in der vorletzten Zeile der etwas humoristische Volksspruch: „Imam ewinden asch ölum gjösinden jasch ümarsin,“ von dem Verfasser zwar sinngetreu und wohlklingend mit „Hoffe auf eine Thräne aus des Todten Auge, auf Almosen vom Imam hoffe nicht“ übersetzt. Wörtlich aber, was wieder nur für Anfänger gelten mag, sollte es heißen: Vom Hause des Imam eine Suppe,

vom Auge des Todten eine Thräne hoffest du. Im türkischen Substantiv esch des gedruckten Textes fehlt nämlich das Lesezeichen Medde auf dem Elif, und wird wohl asch (Suppe, Labung) zu lesen sein, weil das Wort ohne dieses Zeichen, soviel wir wissen, nicht Almosen, sondern Seinesgleichen, Standes- und Schicksalsgenossen besagen will.

In gleicher Weise könnte man S. 7, Zeile 2 von oben im bekannten Türkenspruch: „Sabr-ile kuruk chalwatut japraghi atlas olur," über das Nomen „kuruk" mit dem Verfasser markten. Hr. Moriz Wickerhauser übersetzt: Mit Geduld wird aus Obst Confect, aus dem Maulbeerblatte Atlas. „Kuruk" heißt aber eigentlich nicht Obst, sondern unzeitige Weintraube, was das Dictum noch viel ausdrucksvoller und pikanter macht. Wir könnten uns auch nicht erinnern, diesen Ausdruck je in einem andern Sinne gehört zu haben. „Obst" im Allgemeinen wird bei den Türken „Yemisch" genannt.

Kleine Ausstellungen und Nergeleien dieser Art, denn etwas anderes sind sie nicht, haben im Grunde freilich nur wenig, oder wenn einer will, auch soviel als gar nichts zu bedeuten. Wir machen sie aber auch weniger, um den Verfasser in seiner eigenen Wissenschaft eines bessern zu belehren, als um unsern guten Willen kund zu geben, oder auch nur, um mit jenem vielschreibenden Kirchenvater zu reden, ut aliquid dixisse videamur. Wenn man nicht zum Vortheil der Anfänger überall auf strengwörtliche Uebertragung der türkischen Phrase bestehen will, oder wenn der Verfasser im Drange der Arbeit nicht hie nud da ein Wort ungenau erklärt oder gar einen Satz des Urtextes in der Verdeutschung übersprungen hätte, so wüßte ich in der That nicht, wie die Kritik an diesem mit Sorge und Talent ausgearbeiteten Buche ihr Handwerk üben sollte. In diesem Sinne braucht man nicht erst noch zu sagen, da es der Verfasser bei

nochmaliger Durchsicht seiner Chrestomathie ohne Zweifel selbst gefunden hat, daß namentlich auch im Original-Text der Hamdaniden-Chronik (S. 25, Zeile 6 von unten) der Satz: „Salyh gjösinden ütscheridi, der Friede schwebte ihm vor Augen," in der deutschen Abtheilung unübersetzt geblieben ist. In einem andern aus der türkischen Chronik des Naima gezogenen Bruchstück über den furchtbaren Janitscharen-Aufruhr, in welchem Sultan Osman II (1622) Thron und Leben verloren, hat Hr. Moriz Wickerhauser (S. 25 des türkischen Textes, Zeile 8 von oben) in der Stelle: onda vlan ghelmanin birissi, statt ghelmanin, die beiden Buchstaben Ain und Ghain verwechselnd, ulemanin gelesen und statt „einer der dastehenden Sclaven" einer der dastehenden Uelema übersetzt. Ebenso wenig sind wir in Subhi's Beschreibung eines türkischen Festgelages und seiner Lustbarkeiten mit der Verdeutschung des Verfassers ganz und überall einverstanden. So z. B. könnte S. 105 des türkischen Textes „bir katsch kul" vielleicht wortgetreuer „einige Sclaven" statt „einige Klopffechter" übertragen werden. Dagegen fragen wir ernstlich, ob man in der unmittelbar darauf folgende Phrase: kah sade nakare fasl-ile enderun aghaleri idschrai basitscheidschirid idup, die der Verfasser mit „endlich führten die Pagen das Dschiridspiel auf, sich auf den stumpfen Wurfspeer beschränkend" überträgt, nicht lieber sagen sollte: die Pagen führten das Dschiridspiel auf unter einfacher Trommelbegleitung? Nach den Hülfsmitteln, die uns zu Gebote stehen, bedeutet nakare nirgend einen Wurfspeer, sondern überall ein rauschendes Instrument, eine kleine Pauke, eine Trommel oder den sogenannten Tam-Tam, zu dessen Tact und Klang im ritterlichen Tournier der Palmstock (Dschirid) geworfen wird*). Wenn der geehrte

*) Nach Gattel ist mit der Sache auch das Wort in das Alt-Fran-

Verfasser und mit ihm der Leser die Geduld nicht verliert, möchten wir zum Schlusse noch den Vorschlag thun, bei der oben bemerkten Stelle des Subhi'schen Festberichtes in der türkischen Phrase: achschamadek sas-ü-sösden her bir-ile tachsil surur u sefa „That und Wort“ des Uebersetzers wegzulassen und dafür einfach zu sagen: bis auf den Abend hat sich alles an der Harmonie der Instrumente und des Gesanges erfreut und entzückt. Die allbekannte Phrase „sas ü sös-ile“, mit Klang und Sang, läßt an der Zulässigkeit unseres Vorschlages vielleicht nur geringen Zweifel übrig.

Vermöchte übrigens ein Liebhaber des Türkischen von dieser vortrefflich und im besten Geschmack angelegten Sammlung nur die dreihundertachtundsiebzig Sentenzen grammatikalisch vollständig auseinander zu legen, im Gedächtniß zu behalten, unter sich zu combiniren und zu recitiren, so wäre bei dem geringen Ideenbedarf türkischer Gesellschaften gewöhnlichen Styles der Wortvorrath groß genug, um an jedem Gespräche Theil zu nehmen. Deswegen braucht man aber auch noch nicht an den Verwalter Delaville in Mad. Bagréef-Speransky's „Pélerins Russes“ zu denken. Selbst für höhere Positionen wäre hier Redestoff genug, wenn der Verfasser in einer künftigen verbesserten Auflage seines Buches nur noch die eleganten türkisch-persischen Conversationsmuster, die der kaiserliche General-Studiendirector Osman Efendi vor einigen Jahren in Konstantinopel lithographiren ließ, zum Trost lernbegieriger Discipel einzuflechten sich entschließen könnte.

Dagegen wird den meisten türkischen Chrestomathien andererseits vorgeworfen, daß sie ihre Musterstücke ausschließlich aus der hochgebildeten Schriftsprache entlehnen, die doch im Verkehr des gemeinen bürgerlichen Lebens nicht verstanden wird, weil sie sich

---

zösische übergegangen: les timbales sont un instrument emprunté aux Sarrasins, qu'on appelait autrefois nacaires.

mit Verschmähung des national-türkischen Sprachschatzes völlig in arabisch-persische Formen hüllt. Nicht etwa bloß der gemeine Osmanli in den Provinzen von Asia Minor, selbst die mittleren Volksclassen der Hauptstadt vermögen nur mit Hülfe eines Auslegers in den Sinn einer kaiserlichen Ordonnanz oder eines vom Padischah eigenhändig censurirten Artikels im türkischen Moniteur einzudringen. Ob sich der Verfasser nicht etwa Dieterici's trefflichen „Guide" der mitteltürkischen Umgangssprache zum Muster nehmen soll, bleibe ihm selbst anheim gestellt. Vielleicht genügt es ihm, wenn seine dreihundertachtundsiebzig Sentenzen den rauhen Bewohnern der Waldthäler Anatoliens und den stambulinischen Efendis gleich verständlich und geläufig sind.

Daß aber der Verfasser die ganze Fülle der noch heute im Orient circulirenden Volkssprüche aufgenommen habe, oder daß von den aufgenommenen alles und jegliches dem türkischen Genius eigenthümlich angehöre, wird Niemand vermuthen. Sehr viele, wo nicht die meisten dieser Volkssentenzen sind uraltes Erbtheil der Landschaften vom Altaï bis zum Atlas, und waren folglich bei den Bewohnern von Pataliputra, von Bachtra, Ninive, Jerusalem, Sardes, Athen, Rom und Karthago ebenso gut, wie zu dieser Frist zu Konstantinopel, im Munde von Jedermann. So z. B. findet man das von dem Verfasser zufällig nicht aufgenommene, in Stambul aber oft genug zu hörende „korkanün anassi aghlamas", die Mutter eines furchtsamen weint nicht, als allbekannte Gnome matrem timidi flere non solere, wortgetreu schon in der lateinischen Biographie des Athenäers Thrasybulus citirt. Und wenn türkische Lebensklugheit vor allzugroßem Vertrauen auf die Gewaltigen warnt (beglere inanma „glaube den Fürsten nicht"), so wissen wir alle, daß diese Warnung nicht von heute ist und daß „nolite confidere in principibus" schon im Psalmisten steht.

Madame Bagréef-Speransky: Les Pélerins Russes à Jérusalém.

(1857.)

Mehr als einmal habe ich mir selbst das Gelöbniß gethan, nach den vielen und langen Diatriben, mit denen man sich selbst und andere seit zwanzig Jahren müde geredet hat, dem kritischen Handwerk ganz zu entsagen, oder doch wenigstens auf die erschöpfenden Arbeiten eines Dr. Tobler und Dieterici hin keine Pilgerfahrt nach Jerusalem, keine Beschreibung von Palästina, keine sogenannte Reise in den Orient, wie sie jetzt jährlich zu Duzenden und in allen Sprachen die europäische Presse verlassen, noch in weiteren Analysen anzuzeigen.

Setzt in den meisten dieser frommen Kundgebungen der Nachfolger nicht genau den Fuß in die ausgetretene Spur des Vorgängers? bemerkt, beschreibt, empfindet, erglüht und fröstelt der eine nicht im selben Moment und auf derselben Stelle gerade wie der andere, und hätte man etwa nicht endlich einmal das Recht, der unfruchtbaren Controversen über das Heilig-Grab, der matten Fabeleien und der scandalösen Christenscenen auf den Trümmern von Jerusalem privatim und ganz für sich allein wenigstens auf so lange satt zu sein, bis irgend einer der frommen Zänker eine neue Wendung bringt und im langweiligen Wortgeschleppe einen Schritt vorwärts thut?

Was der kurzlebende Mensch im Gefühl seiner Armseligkeit und Seelennoth auf Golgatha empfindet, statt es wie den geheimen Talisman des Heils im innersten Herzen zu vergraben, rhetorisch auszuarbeiten und marktschreierisch vor ganz Europa zur Schau zu stellen, ist mir allezeit wie eine Profanation des Heiligsten vorgekommen. Deswegen meint man noch nicht, und keiner der schreibenden Wandercandidaten würde es sich einreden lassen, daß bei aller Abgedroschenheit des Gegenstandes irgend eine dieser andächtigen Stylübungen über den Orient völlig unnütze und verdienstlos sei. Zu einem solchen Richterspruch hat Niemand Autorität genug. Nur wenn man das Ganze der flüchtigen Palästina-Literatur überblickt, den Inhalt vergleicht und das Endergebniß zusammenstellt, fühlt man sich berechtigt, wenn auch nicht neuen Pilgerenthusiasten das Schreiben zu verbieten, so doch gewiß bei überfülltem Markt wählerisch und streng zu sein und den Leuten zuzurufen, daß alles was sie sagen, schon hundertmal dagewesen ist.

Wären die „Pélerins Russes" der Frau Bagréef-Speransky ganz und gar in diese Ordnung wimmernder Heilig-Grab-Ueberschwenglichkeit und stereotyper Rednerei über Palästina einzustellen, so hätten wir dieses Erzeugniß einer russischen Damenfeder zwar durchgesehen und still geprüft, ihm aber doch nicht mehr jene Aufmerksamkeit geschenkt, die man seiner Zeit den morgenländischen Phantasien einer erlauchten Gräfin und hierosolymitischen Büßerin nicht versagen durfte.

Frau Bagréef-Speransky hat aber einen ganz neuen und, wie uns scheint, den einzig richtigen Weg eingehalten, dem Lesepublicum ein warmes und nachhaltiges Interesse für den Inhalt eines Buches einzuflößen, welches die drei den Occident anfröstelnden Worte Pilgerfahrt, Jerusalem und Russen an der Spitze trägt. Daß man bei uns von den Ländern zwischen

Archangel und Cap Matapan im Allgemeinen, von Russen aber, von Byzanz und von anatolischem Glaubenswesen insbesondere nur mit Widerwillen reden hört und jetzt eigentlich gar nichts mehr wissen will, ist schon lange kein Geheimniß mehr. Peinlicher mag die Bemerkung sein, daß trotz der „pikanten Kirchlichkeit", die man diesseits wie jenseits des Rheinstromes blühen sieht, doch die nachhaltig warme Glut mittelalterlicher Begeisterung selbst für Palästina und Jerusalem in unseren Herzen erloschen ist. Diesen abendländischen Palästina-Frost zu mildern und warm anzufächeln, gibt sich die Verfasserin keine Mühe: das Bild des „heiligen Rußlands" von feindseligem Anwurf zu säubern und uns gegenüber in das rechte Licht zu stellen, ist dagegen ihre Haupttendenz. Die „Pélerins Russes à Jérusalém" sind weniger für die Russen als für das lateinisch glaubende Abendland und folglich in jener Sprache geschrieben, die am weitesten über den Erdboden verbreitet ist und von allen wohlerzogenen Russen fertig und elegant gehandhabt wird.

Frau Bagréef-Speransky ist zwar selbst in das heilige Land gepilgert und hat in gläubiger Andacht ihr kummervolles Herz am Grabe des Gottmenschen ausgeschüttet, was sie aber in zwei wohlbestellten Bänden landschaftlich und kirchlich über Palästina zu sagen hat, ist auf weniger als fünfzig Seiten zusammengedrängt und soll eigentlich nur als Rahmen zum lebensvollen und figurenreichen Wandgemälde dienen, dessen düsteres Colorit und melancholische Tinten der künstlerischen Palette die weiten Flächen, die breiten Wasserspiegel und die einsiedlerische Stille der heimatlichen Wälder geliehen haben. Wird bei uns von literarischen Erscheinungen geredet, die den Russen günstig sind, so denken wir unwillkürlich an dynastisch inspirirte und panegyrisch gefärbte Kundgebungen à la Gretsch, à la Ustrialow und wie die wohlbestallten Apostel des Newa-Autokratenthums immer heißen

mögen. Frau Bagréef-Speransky macht zwar auch Propaganda, aber nicht für die öffentliche Gewalt, von der sie gar nicht redet: sie macht Propaganda für das „gute und große" Russenvolk, dessen Origines, Schicksale, Culturphasen, Gemüthsart und Seelenzustände mit einer Sachkenntniß, mit einer Wärme und Wahrheitsliebe, mit einer sittlichen Strenge und einer talentvollen Sicherheit geschildert werden, daß sich der argwohnvollste Leser beruhigt fühlt und auch der leiseste Verdacht schwinden muß, als wollte man durch Scheingründe unsere Meinung über die Russen bestechen und durch übertünchte Phrasen erschleichen, was durch Waffengewalt nicht zu erringen war. Wenn die Verfasserin in der Charakterzeichnung ihrer Landsleute auf die tiefathmende Andacht, auf das Gottvertrauen, auf den naiven und kindlich gläubigen Sinn und auf die leidenschaftliche Anhänglichkeit aller Volksclassen an die Kirche und ihre Dogmen wie an die äußeren Ceremonien des Cultus besondern Nachdruck legt, wird im skeptischen Occident Niemand protestiren, weil es die Russen an scheuloser Bekenntniß und kirchlicher Uebung ihres Glaubens so wenig als die Kinder des Islam selbst in der frostigen Atmosphäre der abendländischen Analysis wahrhaft nirgend fehlen lassen. Dagegen wird man wenigstens bei den „Niemetz" nicht ohne geheime Unruhe und nicht ohne Anflug von Traurigkeit bemerken, daß die Verfasserin in der festgegliederten Kirchlichkeit, im blinden Glauben, im unterwürfigen Gehorsam und in der nicht zu erschöpfenden politischen Geduld der Russen die Quelle der Einheit, der Größe und der künftigen Glanzgeschicke des Vaterlands erblickt. Einig, groß und glanzvoll in Gegenwart und Zukunft möchten ja auch andere sein, den Preis dieser Güter zu bezahlen können sie sich aber nicht entschließen.

Indessen wird mancher Leser doch einigen Trost im Geständniß finden, daß man auch in Rußland Wachsthum und politische

Größe nicht jederzeit auf dem Piedestal der Kirche und auf der Unterlage des blinden Glaubens und der widerstandlosen Unterwürfigkeit zu gründen dachte. Unter allen zum Christenthum bekehrten Völkern, die heute Europa bewohnen, versuchte man bei den Russen am frühesten auf Wegen freisinniger Staatseinrichtungen, empfindsamen Ehrgefühls und bürgerlicher Tüchtigkeit mächtig und bedeutungsvoll zu werden. Aber „sottises, coupable négligence, mesquines passions, misérables questions d'intérêt et d'amour propre des souverains aveugles et égoïstes de la Maison de Rurik“ zwangen die Russen die von den Großfürsten Wladimir und Jaroslaw vorgezeichneten Pfade des Rechts, der Freiheit und der Humanität zu verlassen und ihr Vaterland, ihr Heil, ihre Geistesnahrung, ihre Zukunft und ihr Alles in der Kirche allein zu suchen.

Die damals so schnöde verlorne Gelegenheit, im Wettlaufe mit den Völkern des Abendlandes durch die Künste des bürgerlichen Fortschrittes das Uebergewicht in Europa zu erringen, wird nicht wiederkommen, und die Umrisse, in welche die Geschichte des letzten halben Jahrtausends den russischen Staats- und Volkscharakter eingegossen hat, sind so ehern, so starr und unlösbar, daß sie durch menschliche Weisheit nicht mehr zu zerbrechen und umzuschmelzen sind. Das demüthig gläubige, durch eine größere Summe von Prüfungen, Leiden und Noth als irgend ein anderes Reich der Welt zusammengekittete „große und heilige“ Rußland ist und bleibt der nothwendige Gegensatz des aufstrebenden, auf die eigene Kraft stolzen und den Gesetzen des Fortschrittes unentfliehbar verpfändeten Occidents. Und die wechselnden Phasen dieses Widerstreits zweier gleich berechtigter Elemente, die in ihrem letzten Ausdruck nichts versöhnt, bilden den Angelpunct, um den sich auf Weltalter hinaus die Geschicke der civilisirten Welt bewegen. Die Russen können sich ebenso

viel auf die culturgeschichtliche Nothwendigkeit ihrer Existenz einbilden, als auf die bisher noch vielfach geleugnete, jetzt aber im Herzen ihrer Nebenbuhler endlich festgewurzelte Ueberzeugung, daß Rußland auf eigenem Boden mit allen europäischen Mitteln nicht zu besiegen ist. Wer sich durch die große Katastrophe, in welcher der Kriegsgott des Jahrhunderts mit der Gesammtkraft des lateinischen Abendlandes den Russen erlegen ist, noch nicht bekehren ließ, der muß vor dem alle Hoffnung täuschenden Ausgang des letzten Waffenspiels verstummen. Nicht die Elemente, wie man sich in Europa fälschlich zu trösten suchte, haben Anno 1812 das große Heer des Occidents vernichtet; die Elemente haben nur die letzte Hand an die Zertrümmerung der furchtbaren Maschine gelegt, die das Russen-Reich aus den Angeln heben sollte. Daß uns aber die Elemente dieses entsetzliche Strafgericht bereiten konnten, ist nebst der Klugheit des greisen Führers anerkanntermaßen nur eine Folge jener unheimlichen und fürchterlichen Hartnäckigkeit, mit der die Moskowiter bei Borodino und Malo-Jaroslawetz gestritten und sterbend noch dem Gegner Trotz geboten haben.

Die Geringschätzung, mit welcher von jenem Zeitpunct angefangen die vom Himmel selbst begünstigten Sieger auf den Occident und seine Künste herabgesehen haben, ist ebenso natürlich, als die hochmüthige Zuversicht, das überwundene, uneinig zerbröckelte, kunstverweichlichte und „hegelisch versumpfte" Lateinerthum völlig zu überwältigen und zum Knecht des rechtgläubigen Czarenthums herabzudrücken. Der Czar in seinem Uebermuth hat endlich siegberauscht und ungereizt Europa angegriffen, Europa aber hat den Sturm abgeschlagen und der Welt bewiesen, daß lateinische Bildung und kriegerische Tugend keine widersprechenden Begriffe sind. Obgleich auf dem Kampfplatze überall besiegt, sind die Russen am Ende doch auch dieses Mal, wo nicht völlig

siegreich, so doch jedenfalls mit geringerem Nachtheil und mit weniger Unehre aus dem Streit hervorgegangen, als ihre Gegner Anno Zwölf.

Die Russen sind das einzige Volk, welches niemals den Muth verliert und selbst auf das Haupt geschlagen werden kann, ohne besiegt zu sein. Ob die hartnäckige Zähigkeit der Russen, oder ob das blinde Glück den Ruin abgehalten hat, ist in der Hauptsache völlig gleich, weil von jeher „Virtus et Fortuna“ die Herrschaft gaben.

Ein Volk, das eine solche Vergangenheit und eine für uns so gefahrdrohende und so sichtbar vorgezeichnete Zukunft hat, genau zu kennen und bis in die innerste Falte des Herzens zu erforschen, möchte man glauben, sei eine im Occident allgemein gefühlte Nothwendigkeit. Und doch hat die Verfasserin kaum ganz Unrecht, wenn sie trotz der furchtbaren Lectionen, die uns das Schicksal schon gegeben hat, die Russen doch noch für „mal apréciés par ses fréres d'Occident“ erklärt. Oder hat man es uns etwa schon deutlich genug gesagt, daß in Haltung, Kleidung, Sitte und Ausdrucksweise der Wolga-Russen — des eigentlichen Kerns der Nation — etwas Antikes liege, was an Hellas mahne und seit 2000 Jahren unverändert geblieben sei? Wer von uns weiß, daß im großen Slavenreiche bei Groß und Klein, bei Hoch und Nieder nur Eine Sprache geredet wird; daß diese Sprache, rein und unvermischt wie im Urbeginn, kein Patois duldet und daß selbst der geringste Bauer die Redewendungen großer Nationalschriftsteller leicht versteht, sobald er ihre Ideen begriffen hat? Daher erklärt sich das Gleichmäßige, das Homogene der in Jahrhunderten von Cultur und Geselligkeit ausgeprägten Charakterzüge des russischen Volkes, wie sie in der That auch schon Custine und Haxthausen zu erkennen glaubten.

Die Verfasserin müßte in der That keine Moskowiterin sein

und nicht „Speransky" heißen*), wenn sie diese „von uns ignorirte Cultur und Geselligkeit" nicht für ein eigenthümliches, von der Cultur und Geselligkeit, „qui a mûri et gâté l'Europe occidentale", wesentlich verschiedenes, einfaches und dem griechischen Alterthum entlehntes Element erklärte, das im Gegensatz zur schweren Zunge der „Stummen" (Niemetz) und zur leerredenden Petulanz und Liederlichkeit der romanischen Völker, den lebendigen Redefluß und die kindliche Pietät der Russen bis auf den heutigen Tag gehütet hat. Bei uns weiß es vielleicht noch nicht Jedermann, daß sich das große Volk der russischen Slaven mit seinem byzantiner Dogma für die echten leiblichen Nachkommen, Erben und Fortpflanzer, uns Abendländer aber für die häretisch corrumpirten und von barbarischer Sittenfäulniß angefressenen Auswüchslinge der hellenisch-römischen Welt erklärt. In Deutschland hat man die Russen bisher entweder ausschweifend gelobt oder ebenso übertrieben und maßlos geschmäht, und durch diese Ausschreitungen im entgegengesetztesten Sinne ein gründliches und festes Urtheil unmöglich gemacht; für tiefer greifende Kunde des russischen Volksgepräges und für Aufbau des rechten Maßes hat der geistvolle Verfasser „Vom andern Ufer" viel, Turgenew in seinen „Jägerskizzen" mehr, am meisten aber, wie uns scheint, hat Frau Bagréef-Speransky durch ihre „Pélerins Russes à Jérusalém" Unterlage und Stoff geliefert, so daß für das Schiefe und Lässige des abendländischen Russenbegriffs mit jedem Jahre schwächere Entschuldigungsgründe übrig bleiben.

---

*) Madame Bagréef-Speransky ist die Tochter des berühmten Grafen Michael Speransky, der unter Alexander I. eine große Rolle gespielt und nachher als Generalgouverneur von Sibirien die Angelegenheiten dieses Landes neu geordnet hat. Sibirien hat weder Edelleute noch Sclaven; es hat nur muthvolles, handeltreibendes, intelligentes und freies Bürger- und Bauernvolk.

Wir wollen an die adelige Moskowiterin, die uns dieses lehrreiche und gute Buch geschenkt, kein großes Lob verschwenden, wir wollen auch von ihrer ungewöhnlich reichen wissenschaftlichen Ausbildung nichts Rühmendes verkünden; nur die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die scythische Melancholie, die „tristesse évangélique“, wie es La-Bruyère nennt, und das glänzende Talent, Sitten, Gefühle, Leidenschaften und Naturscenen zu schildern, darf man nicht verschweigen. Wenn wir überdies noch die aristokratische Urbanität, das attische Salz und die feine, allen geistreichen und gutgesitteten Leuten angeborene Ironie als charakteristische Eigenthümlichkeiten dieser Schrift hervorheben, so ist es etwa keine galante Schmeichelei; es ist nur Gerechtigkeit und dankbare Anerkennung für die wechselvollen und leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen, deren man sich, wie beim Anblick eines antiken Marmorbildes, im Durchlesen der Pélerins Russes nicht erwehren kann. Darf aber irgend ein Gedanke unsere Besorgniß über jene demantene, den Occident bedrohende Rinde des groß-slavischen Einheitsstaates mildern, so ist es die flüchtig hingeworfene Bemerkung der Verfasserin, daß sich russisches Nationalwesen überall nur durch streng durchgeführte Isolirung halten könne, und daß es beim überwiegenden Assimilirungstrieb der Slaven im Contact mit fremder Sitte, wie am baltischen Meere, an der Oder, an der Elbe, auf Morea und in Hellas, noch jeder Zeit unterlegen sei. Dieses Geständniß verräth für sich allein schon das Geheimniß der russischen Staatspraxis und innern Politik. In anderen Ländern werden auch Bücher geschrieben und salbungsvolle, schöne Phrasen aufgetischt. Ob sie aber auch Geheimnisse verrathen und den Leser klüger machen als er vorher war, ist eine Frage, die nicht hierher gehört.

Ist aber das Reich der Moskowiter ein Kirchenstaat mit

einem erzgepanzerten Chalifen an der Spitze, und ist das von Byzanz nach Kiew verpflanzte Dogma die Seele, der Geist und das belebende Princip dieser kriegerischen Hierarchie, so sind häusliche und öffentliche Andachtsscenen, Mönchthum, Scriptur, Psalmen und Kirchenväter, besonders aber gottselige Pilgerfahrten zu bewährten Heiligthümern die naturgemäßen Kundgebungen und gleichsam der Athmungsproceß dieser politisch-theologischen Incarnation. Die Pilgerfahrten — das lernen wir erst recht aus diesem Buche der Frau Bagréef-Speransky — sind in Rußland eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten, und werden mit einer Umsicht und Sorgfalt geregelt und überwacht, wie bei uns der Credit mobilier, die Börse, die Agriculturchemie, die Traubenkrankheit, die Eisenbahn, das Gewerbwesen und der Kartoffelbau. Vom Czar angefangen bis zum leibeigenen Knecht herab geht in Rußland alles auf Pilgerfahrt, und es herrscht von Archangel bis Hagion-Oros und Jerusalem ein andächtig-büßendes und gläubig-branntweintrinkendes Russengewimmel, wie es bei uns im Mittelalter unter Gottfried von Bouillon und Tancred gewesen ist. Selbst die Heerzüge eines Kutusoff, eines Diebitsch, eines Menczikoff und Gorczakoff sind, wenn man vornehme wie gemeine Russen hören will, nichts als bewaffnete Kirchfahrten des heiligen Rußlands gegen Heiden und Ungläubige in Süd und West.

Diesem russischen Nationaldrange folgend ist Frau Bagréef-Speransky um die Osterzeit 1847 von Kairo her durch die Wüste von Gaza nach Jerusalem gekommen und hat es, wie sie selber sagt, einige Wochen später „sans regret, mais non sans attendrissement" verlassen, um auf der gewöhnlichen Pilgerstraße über Beirut in die Heimat zurückzugehen und endlich in den Schluchten der Karpathen das vorliegende Buch zu schreiben, zu dem sie den Gedankenstoff in Jerusalem gesammelt hatte.

Im Spätherbst desselben Jahres ist auch Berichterstatter zum zweiten Mal in die heilige Stadt gekommen, wo er in längerem Winteraufenthalt die persönliche Bekanntschaft der meisten Individuen machte, die in dieser Erzählung eine Rolle spielen. Unter anderem erinnert er sich noch an alles, was ihm der neugierige, aus Creta gebürtige Mönch R . . . s im griechischen Convent daselbst von der reichen, mit ihrem Gefolge im Patriarchat wohnenden, vornehmen und andächtigen, aber ungewöhnlich klugen russischen Dame erzählte, deren wohlbestellte Cassa wohl die armen, von den griechischen Heiliggrab-Mönchen ausgeplünderten Russen-Pilger, nicht aber die hinterlistige Begehrlichkeit des geldgierigen Russen-Beichtigers und Erzbischofs von Petra in partibus habe flüssig machen können. So warm auch die hochadelige Pilgerin für ihr anatolisches Dogma und für St. Chrysostomus im Herzen fühlen mochte, so konnte sie im Gegensatz zum lateinischen Clerus der heiligen Stadt und, wie sie sich schmeichelt, sogar der russischen Mönche, über den niedern moralischen Standpunct, über den Geldgeiz, die Plünderungswuth und die Unwissenheit (avarice, ignorance et rapacité) der griechisch-byzantinischen Geistlichkeit und Heiliggrabwächter sich des peinlichsten Eindrucks nicht erwehren. Jerusalem ist aber auch die Schaubühne, auf welcher man den Geist der sich nebenbuhlerisch gegenüberstehenden christlichen Bekenntnisse aus seinen Früchten erkennen kann.

Daß die Heiliggrabkirche den Mohammedanern gehöre und durch eine ungläubige Tempelwache polizeilich gehütet werde, und daß die Christen am Grabe ihres Erlösers nur geduldet seien, ihr Schicksal aber und die Verachtung der Ungläubigen durch gegenseitigen Neid, durch Tücken, Hinterlist und Fehdewuth nur zu reichlich verdienen, hat man uns schon oft gesagt. Durch Geld, Intriguen und Niederträchtigkeit haben die byzantinischen

Griechen ihren Nebenbuhlern überall den Vorsprung abgelaufen. Nur in den Tugenden christlicher Barmherzigkeit und universeller Menschenliebe haben sie den Repräsentanten des lateinischen Abendlandes den ersten Rang gelassen.

In Jerusalem, wie es heute ist, hat alles einen griechischen Zuschnitt, und wenn die Anatolischglaubenden das entschiedene Uebergewicht, welches ihnen neben der größten Pilgerzahl der reiche Besitz an Grundstücken, Häusern, Klöstern, Manufacturen und baarem Gelde verschafft, noch nicht zur Vertreibung der Gegner benützten, so hatte man es früher nur dem Billigkeitsgefühle der Osmanli zu verdanken, zu welchem Beweggrunde in der neuesten Zeit neben klarerem Verständniß der Weltlage auch noch der steigende Credit der Westmächte bei der Hohen Pforte hinzugekommen ist. Nicht bloß Börse und Creditplatz der anatolischen Orthodoxen ist Jerusalem, es ist nebenher auch die großartigste Finanz- und Plünderungsanstalt, die unglaubliche Summen realisirt. Nur was in den russischen Kirchen für das Heiliggrab gesammelt wird, schlägt die Verfasserin auf jährlich fünfzigtausend Franken an. Ueberdies wird trocken Brod und Wasser sammt der Erlaubniß, in der Umgebung des griechischen Klosters unter freiem Himmel zu schlafen, von den armen Pilgern aus Moskovien hoch bezahlt. Und wenn sie für Absolution, für kirchlichen Segen, für Reliquien vom heiligen Kreuz und für andern geistlichen Kram den letzten Pfennig hingegeben, werden sie erbarmungslos und ohne Zehrung aus der Stadt gewiesen. Die meisten dieser Unglücklichen müßten auf dem Heimwege verschmachten, wenn sie nicht durch eine weise Verfügung des kaiserlichen Gouvernements bei ihrer Landung auf der syrischen Küste die zur Rückkehr nöthige Summe, um sie der geistlichen Raubsucht zu entziehen, bei dem russischen Consul in Beirut zu hinterlegen verpflichtet wären.

Ein einziger Heiliggrabmönch, der aus Ancyra in Kleinasien gebürtige, obengenannte Erzbischof von Petra in partibus, den man deswegen in Jerusalem „Hagios Petros“ nennt, und dem die Russen, ob er gleich kaum das zehnte Wort russisch versteht, doch zwangsweise ihre Sünden zu beichten genöthigt sind, hat sein Absolutions-Monopol so ausgiebig und schlau benützt, daß er für seine Person allein nach allgemeinem Dafürhalten schon 1847 die unglaubliche Summe von einer Million Franken in der Truhe hatte. Ein nicht geringer Theil dieses Geldes ist unter dem eiteln Vorwande, in seiner Beduinen-Diöcese zu Wadi-Musa im peträischen Arabien eine Kirche zu bauen, aus moskowitischer Gläubigkeit und Pönitenz geflossen.

Durch einen Extra-Beitrag zu diesem schönen und gottgefälligen Werke ihr eigenes Seelenheil zu fördern, wurde natürlich auch Frau Bagréef-Speransky zuerst in der Beicht, und da es noch nicht wirken wollte, wiederholt und mit gesteigerter Eindringlichkeit bei dem Abschiedsbesuche eingeladen. Der griechische Kloster-Dolmetsch, der die Dame das erstemal gemeldet hatte, wurde auf das sorgfältigste über Rang und Vermögen des hochadeligen Beichtkindes ausgefragt, auf das herrlichste bewirthet und für den Fall, daß es gelänge, der russischen Büßerin etwas namhaftes abzujagen, durch das Versprechen eines guten „Bachschisch“, wie er es selbst spöttelnd erzählte, in das Interesse gezogen. Madame erklärte zwar ihre Bereitwilligkeit nach Kräften zu contribuiren, wollte aber vorher doch auch die Stelle wissen, auf welcher der neue Kirchenbau geschehen sollte.

— „Gott wird für uns ein Mirakel wirken, meine Tochter; es wäre Sünde daran zu zweifeln“, war die ausweichende Antwort des geistlichen Speculanten. Auf das weitere Drängen nach der Oertlichkeit dieses gläubig zu hoffenden Mirakels nannte er endlich seine Diöcese im steinigen Arabien.

— „Aber das steinige Arabien ist groß, mein Vater, und weil es euer Sprengel ist, habt ihr wahrscheinlich schon kirchlich visitirt?"

— „Noch nicht, meine Tochter; ihr wisset ja, daß es der ungläubigen Banditen wegen unmöglich ist."

— „Wer wird aber die Kirche besuchen, deren Bau noch unbestimmt in der Zukunft ruht und in der Gewalt ungläubiger Banditen liegt?"

— „Wurden nicht durch das mächtige Wort der Diener Gottes sogar Fische zu Christo bekehrt? Warum also zweifeln, meine Tochter, daß sich auch für meine künftige Kirche in der Wüste Arabiens gläubige Bekenner finden werden?"

Auf die etwas ironische Gegenbemerkung, daß in der wasserlosen Steinwüste Arabiens für eine ausreichende Fischgemeinde wenig Aussicht sei und er am Ende wohl die Steine werde in kirchenbesuchende Diöcesanen verwandeln müssen, meinte der heilige Mann, daß seine Büßerin für eine Tochter der Kirche viel zu gelehrt sei, und daß es für ihr Seelenheil besser wäre, wenn sie mehr Freigebigkeit und weniger „esprit du siècle" besäße. Aber alle Künste der kappadocischen Kirchenrhetorik blieben dieses Mal wirkungslos, und selbst die Endversicherung, daß unter diesen Umständen für die Wohlfahrt der Frau Bagréef-Speransky in der andern Welt das schlimmste zu befürchten sei, scheiterte am „esprit du siècle" der Pilgerin. Daß sie nach solchen Erfahrungen Jerusalem „sans regret" verlassen habe, wird man gern glauben. Nur wundert sie sich, wie der allgewaltige fromme Czar ein so großes Aergerniß noch immer fortwuchern und am Nationalheiligthum bestehen lasse möge. Was der fromme Czar nicht kann, oder vielleicht nicht will, wird zuletzt auch in der byzantinischen Kirche der allgemeine Ekel an der Nichtswürdigkeit der geistlichen Oberleitung zu Stande bringen.

Durch eine besondere Gunst der Umstände hat der griechische Clerus, wie bekannt, seit mehr als tausend Jahren dem natürlichen Gesetze der Verbesserung und zeitgemäßen Umgestaltung, sie möchte von oben oder von unten kommen, jedesmal, und zuletzt durch die Türken, zu entrinnen und so das Verderbniß in Permanenz zu erhalten, Mittel und Wege aufgefunden.

Dem Contact des sittlich höher stehenden Occidents und seiner fortschreitenden Kenntnißverbreitung werden auch die tief gesunkenen Nachfolger des Johannes Chrysostomus in die Länge nicht widerstehen können. Es liegt im innersten Kern der christlichen Völker ein wohl zeitweise zu verhüllendes, aber nicht völlig zu zerstörendes Residuum sittlicher Kraft und tugendhafter Energie, welches Residuum auf dem Gebiete der Politik wie der Moral in der äußersten Noth und Hoffnungslosigkeit — in ipso urbis incendio atque desperatione omnium salutis — noch jederzeit als letzte Instanz rettend hervorgetreten ist. Wir dürfen nicht anzüglich sein und wagen es mit Umgehung allbekannter und schlagender Exempel nur auf das Factum hinzudeuten, daß z. B. bei Inkierman und früher auch noch irgend anderswo nur die selbsthelfende Tüchtigkeit des gemeinen Mannes, nicht der ärmliche Bestand oberstfeldherrlicher Weisheit den Ruin abgewehrt und das verlorene Spiel gewonnen habe. Dieser letzte, unsterbliche und heilige Gedanke, der die ganze Zukunft der gesitteten Welt im Schooße trägt, lebt und gährt im Herzen des großen Christenvolks der russischen Slaven vielleicht nicht weniger frisch, als bei dem seines sittlichen Reichthums wegen mit Recht viel gepriesenen Germanenstamm. Die Wahrheit dieser Voraussetzung anschaulich darzuthun, scheint wesentliche Veranlassung und leitende Grundidee des Werkes zu sein, mit welchem Frau Bagréef-Speransky die europäische Literatur bereichert hat.

Nach gemeiner Pilgersitte hat auch die Verfasserin in der

Heiliggrabkirche eine Nacht Vigil gewacht, verschont aber den Leser mit den Ergüssen ihrer „Sentimens“ und bußfertigen Zerknirschung à la Poujoulat. Mehrere andere Russen, vornehme und geringe, bekannte und unbekannte, hatten dieselbe Nacht zufällig zu ihrer Vigil gewählt. Kurz und selbst pikant — denn ohne Epigramm von solchen Dingen zu reden ist bei gesundem Sinn eine Unmöglichkeit — wird dieses moskowitische Notturno dargestellt, wird die Wanderung durch die matterhellten weiten Räume und das Mancherlei der Begegnungen flüchtig aufgezählt, endlich aber bei einer verständig blickenden Kaufmannswittwe, der Tochter eines Landgeistlichen aus der Nachbarschaft von Twer, angehalten und auf einer abgelegenen Tempelstelle ein Zwiegespräch eingeleitet, in welchem dieses „Weib aus dem Volk“ in langer Erzählung ihre Schicksale von Anbeginn bis zum glücklichen Zusammentreffen mit ihrer vornehmen Landsgenossin am Grabe des Erlösers schildert. Der Dialog spinnt sich fort mit steigendem Interesse die ganze Nacht, und zeigt nicht bloß russische Verkehrsweise und Redeform zwischen Hoch und Nieder, er malt im großen Styl ein Lebensbild der unteren und mittleren Volksclassen Rußlands, ihre Leiden, ihre Hoffnungen und ihr Bestreben, wie uns scheint, so wahr, so vollständig, so nüchtern und doch mit so frischem Colorit, wie es unseres Wissens, wenigstens bei den Russen, noch nicht dagewesen ist und mit den Vorstellungen, wie sie im Occident circuliren, keine große Aehnlichkeit besitzt. Dieses moskowitische Volksconterfei heißt bei der Verfasserin „une nuit au Golgatha“ und füllt den größern Theil des ersten Bandes ihrer „Pélerins Russes à Jérusalem“.

Held und Gegenstand des Restes so wie des ganzen zweiten Bandes ist ein junger russischer Edelmann vom höchsten Rang und von unermeßlichem Reichthum aus der Nachbarschaft von Nowgorod,

Am Altar des griechischen St. Katharina-Klosters zu Jerusalem sah die Verfasserin den pontificirenden Athos-Mönch Hilarion, dessen Jugend, Blick, Stimme, Wuchs und auch im demüthigen Büßerkleide selbstpeinigender Casteiung noch unverwischbare aristokratische Formeleganz sie an eine der glanzvollsten Erscheinungen der Salons von St. Petersburg erinnerte. Der hochgeborne Weltüberwinder erkannte auch seinerseits, wer ihm gegenüberstand, hatte aber doch den Muth, im Tempelhofe, wo die Verfasserin in lebhaftem Gespräche über diese romanhafte Erscheinung bei einer russischen Nonne des besagten Klosters stand, zwar nicht ohne sichtbaren innern Kampf, aber doch ohne ein Wort zu sagen, vorbeizugehen und in der Einsamkeit der Zelle zu verschwinden. Seraphina, so hieß die Nonne, war die Muhme des jungen Pontifex, wollte und durfte aber für den Augenblick keine nähere Auskunft über die geheimnißvolle und tragische Metamorphose ihres Neffen, des Athos-Mönches Hilarion geben. Ein versiegeltes Manuscript, das sie unserer Pilgerin unter der Bedingung anvertraute, es erst in Europa und nicht vor Umfluß von fünf vollen Jahren zu öffnen, werde das Räthsel der unerhörten Liebeskatastrophe lösen, die eine der beneidenswerthesten Existenzen im Reiche der Moskowiter in der ersten Blüthe geknickt und aus den vergoldeten Palästen der Czarenresidenz in die romantisch umschattete Einsiedlerhütte eines bildermalenden Klosterbruders auf Hagion-Oros herabgezogen hat. Das im Frühjahre 1847 zu Jerusalem überlieferte Manuscript ward in treuer Erfüllung des Gelöbnisses von der Empfängerin wirklich erst 1853 geöffnet und der vollständige Inhalt, die mit seltener Kunst und mit hinreißender Beredsamkeit verfaßte Selbstbiographie des Einsiedlers P. Hilarion, ehemals Grafen *** auf Nowopolje bei Nowgorod, unter dem Titel „le moine du Mont Athos“ auf nicht weniger als 376 Seiten den „Pélerins

Russes à Jérusalem“ einverleibt. Es ist ein mit Meisterhand geformtes Relief der vornehmen Russenwelt, ihrer Licht- und Schattenseiten — ein Bild, das vielfach selbst für Eingeborne und Standesgenossen als γνῶθι σεαυτόν gelten kann.

Frau Bagréef-Speransky wird ohne Zweifel wissen, daß man seit dem Congreß von Aachen im Lande der Niemetz, ohne in der öffentlichen Meinung empfindlich einzubüßen, die Russen, selbst wenn sie es verdienen, nicht mehr loben darf. Die leiseste Anerkennung russischer Vorzüge erregt Kälte und Verdacht, weil bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch die Nation im Ganzen und ihr politisches Regiment insbesondere sich bei uns keiner großen Sympathie zu erfreuen hat. Sogar der alte Heidenspruch: „virtus et in hoste laudanda est,“ hat den Russen gegenüber bei den abendländischen Christen keine Geltung mehr. Fremde Vorzüge, wenn man sie nicht wegdisputiren kann, doch wenigstens zu ignoriren, gilt bei uns für eines der wirksamsten Mittel seine patriotische Gesinnung kund zu geben, und die verfallene Größe des Vaterlandes wieder herzustellen. Nationalvorurtheilen schroff entgegenzutreten, wird aber keiner wagen, der den Frieden liebt, und die Achtung derjenigen nicht verscherzen will, mit denen er leben muß. Nur dieser eigenthümlichen Stellung müssen Sie es zu gute halten, wenn der Berichterstatter zum Schlusse nichts weiter sagen will, als daß die „Pélerins Russes“ der Frau Bagréef-Speransky bei allem Reiz des Romans für ihn das volle Gewicht der Wahrheit und nicht selten die erschütternde Wirkung der antiken Tragödie hatten.

Dr. Philipp Wolff:

1) **Jerusalem.** Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen.

2) **Arabischer Dragoman** für Besucher des Heiligen Landes.

3) **Muallakat.** Die sieben Preisgedichte der Araber ins Deutsche übertragen.

(1857.)

Es geht am Ende mit Palästina und Jerusalem wie mit Hellas und Athen. Das eine wie das andere ist gleichsam das Lebenselement des großen Literatenheeres im Occident, das unerschöpfliche Vorrathshaus für Brod und Ehrensold, für Zeitvertreib, Ordensband und Ruhm. Wollte einer zusammenstellen, was seit dem Wiedererwachen der classischen Studien bis zur letzten Leipziger Messe von akademischen Abhandlungen, Schulprogrammen, kritischen Excursen und Streitschriften, an Compendien, Lesebüchern, Reisebeschreibungen, Partial- und Universalwerken über das kleine Hellas im Allgemeinen und über die witzigen Landsleute des Aristophanes insbesondere nur in Deutschland erschienen ist, er käme nicht ans Ziel. Hat unlängst Grote's Riesenwerk der Geschichte Griechenlands viele Kleinmüthige erschreckt und zum Glauben verleitet, die Sache sei jetzt im Wesentlichen abgeschlossen, das Thema ausgelaugt, die Nachfrage erschöpft, so wird man durch die rasch hintereinander auftauchenden Schriften über Griechenland wieder vom Gegensatz überzeugt.

Der hundert- und noch einmal hundertfach durchgeknetete Stoff gewinnt unter der Hand der europäischen Tausendkünstler immer wieder neue früher nicht gekannte Formen, und man liest den eben aus der Presse kommenden ersten Band der griechischen Geschichte von Ernst Curtius mit derselben Gier, als hätten Max Duncker und andere in der Sache noch nichts gethan. Das Buch des Hrn. Curtius bringt neue Ansichten mit neuen Gruppirungen bekannter Dinge; neue Thatsachen bringt es nicht; es weist auf keine bisher verborgene Erkenntnißquelle hin, zeigt aber vor vielen anderen Bestrebungen klar genug, daß die Deutschen die schwere Kunst, über Allbekanntes und scheinbar Abgedroschenes „Causeur agréable“ zu sein, nach und nach unseren westlichen Nachbarn abgelernt haben. Die deutsche Kathedermuse wird amüsant. Der erste Anstoß ist von Theodor Mommsen ausgegangen und schon entzündet die cisrhenanische Stylkunst die Eifersucht eines Cüvillier-Fleury und selbst eines Adolf Thiers. Das ist sicher ein großes, die politischen Bestände in Europa vielleicht wesentlich umgestaltendes, von den gewandtesten Diplomaten ebenso wenig vorher berechnetes Ereigniß, wie die Bewegung von Anno 1848.

Ob aber dieses Nimmer-an-ein-Ende-kommen der Wissenschaft ein Segen oder ein Fluch, eine Nothwendigkeit oder ein freies Wollen sei, wer möchte das entscheiden? Nur wissen wir alle und haben es erst neuerlichst im Köppen gelesen, daß die Sehnsucht nach Stillstand und die Furcht vor der endlosen Wandelscala der Brahmanischen Incarnationen als Reaction und letzten Trost Buddha's Lehre vom absoluten Nichts, vom Tode der Seele, vom „Nirwana“ hervorgerufen hat. War vielleicht Gregor von Nyssa, oder ist heute Abbé Goume ein christlicher Buddha, der das müde Abendland von der Qual des Fortschritts und des Wissens erlösen sollte? Den ersten Versuch hat der Genius der

Menschheit durch St. Chrysostomus vereitelt, den letzten aber durch eine Intervention zu Schanden gemacht, auf welche Niemand rechnen durfte. Seitdem ist der Glaube wieder allgemein, der Mensch könne sich der Last des Gedankens und der geistigen Fortbewegung unter keiner Bedingung ganz entziehen, und es müsse folglich das Bestreben in Europa neben der Politik auch noch die Wissenschaft fest zu bannen, unter allen Thorheiten der Zeit die hoffnungsloseste und die größte sein.

Vor weniger als Jahresfrist hat Jemand in Ihrem Blatte die „Pélerins Russes à Jérusalem“ der leider zu früh verstorbenen Frau von Bagréef-Speransky zur Anzeige gebracht, und nebenher nicht undeutlich zu verstehen gegeben, es sei dieses der letzte Versuch und der einzige Weg, ohne tödtliche Langweile noch eine Palästinaschrift ins Publicum zu bringen. Der Verfasser der Eingangs genannten drei Arbeiten, besonders Nr. 1 und 2, hat aber der Blasirtheit Ihres Anzeigers zum Trotz bewiesen, daß man auch ohne die feine Ironie der Moskowiterin und ohne die hypergründliche Polemik Toblers ins Spiel zu bringen, noch mit Gunst und Beifall über Jerusalem reden kann. Sind aber die Bücher hauptsächlich in der Absicht geschrieben, daß man sie kaufe und lese, so bleiben in diesem Puncte die Concurrenten des Verfassers dieser drei Schriften mit ihren gründlichsten und dickleibigsten Werken vermuthlich weit hinter ihm zurück. Nicht was breit, gelehrt und gründlich ist, bewegt Sinn und Börse der Lesewelt. Der Mensch will mit möglichst geringer Anstrengung des eigenen Denkvermögens unbestreitbare Resultate sehen und nebenher billig und coulant unterhalten sein.

Eine Fahrt in das heilige Land wird bei der steigenden Macht und Autorität der Christenheit jetzt ungefähr ebenso billig, leicht,

schnell und sicher, wie vor kurzem eine Tour zum Vatican oder zur Grotte Posilipo abgethan.

Man hat — mit Schrecken sei es gesagt — über die hesperische Halbinsel ganze Bibliotheken componirt, und doch wird ohne Ernst Försters Handbuch in der Tasche Niemand in das Land der Citronen ziehn. Denselben Dienst wie Ernst Förster für die Reise nach Italien hat Dr. Wolff für die Pilgerfahrt nach Jerusalem verrichtet, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der neue Palästinaguide des Hrn. Dr. Wolff bei gleicher Leistung viel handsamer und dünner und nebenher auch viel wohlfeiler als das Förster'sche Vademecum ist.

Einer umständlichen Inhaltsanzeige bedarf es hier ebenso wenig als irgend einer gelehrten Analyse des Gegenstandes, da aus den mehr als fünfzig Reisebeschreibungen, die nur seit Chateaubriand's Itinéraire über Palästina erschienen sind, jeder Leser in Europa das kleine, steinige, ausgelaugte, wasser- und baumlose Land der „Sehnsucht" bis ins einzelne kennt, von activer Polemik aber und von anstreitbaren neuen Thesen im Büchlein selbst auch nicht die leiseste Spur zu entdecken ist. Man braucht weder Orientalist noch Gelehrter überhaupt zu sein, um diese Schrift des Hrn. Dr. Wolff zu lesen. Die Arbeit ist ganz auf den Mittelstand der Gebildeten berechnet und folgt neben eigenen Anschauungen in der Hauptsache jenen gemäßigten, selbst der Legende vielfach ihre Berechtigung gestattenden Aufstellungen, welche durch Toblers Palästinaschriften in Deutschland allgemein zur Geltung gekommen sind. Irgend etwas neues zu sagen und die Kenntniß des heiligen Landes in irgend einem wesentlichen Puncte weiter zu bringen, liegt nicht in der Natur einer solchen Schrift. Es sollte sich vielmehr aus dem unermeßlichen, nicht mehr leicht zu bewältigenden Palästina-Material ein stereotypes Bild von Jerusalem und der umliegenden Landschaft gestalten,

ein Bild das Jedermann leicht übersehen, Jedermann ohne viel Nachdenken verstehen und das selbst der linguistisch und periegetisch weniger geübte Pilger ohne Verlegenheit handhaben und als bündiges Orakel in allen Nöthen befragen kann. Diese nüchterne, einfache und nützliche Aufgabe hat Hr. Dr. Wolf vortrefflich gelöst, und nebenher von neuem bewiesen, daß die gelehrte Arbeit immer am besten gelingt, wenn das Thema unter dem geistigen Können und Vermögen des Verfassers steht und er, wie der discuswerfende Ulysses bei den Phäaken, ohne die letzte Kraft in das Gefecht zu bringen, gleichsam spielend ans Ziel gelangt.

Bloß geographisch-statistische Angaben und trockene Nomenclaturen, wenn auch mit etwas Grammatik und herkömmlichem Pilgerenthusiasmus ausgebohnt, wären indessen doch nicht hinreichend, um dieser Schrift den nöthigen Credit zu verschaffen. Es wird aber neben Klima und Temperatur auch von der Thier- und Pflanzenwelt, von den Menschen und ihren Sitten, vom moralischen Gehalt und geistigen Vermögen, von Schule und Unterricht und von der ganzen Art des Daseins der Bewohner Jerusalems, von ihren politischen, kirchlichen und ökonomischen Verhältnissen und überhaupt von Allem geredet, was der fremde Wanderer zu ausreichendem Verständniß des Landes wissen soll. Der Ausdruck selbst ist überall kurz, gemessen und nüchtern, dabei aber doch fließend und nicht ohne Farbe und Lebendigkeit, weil der Verfasser vielerlei weiß und völlig Herr seines Stoffes ist. Als wesentliche Zierde und Nachhülfe müssen die fünfunddreißig in den Text gedruckten Illustrationen gelten, die ebenso niedlich als plastisch-wahrhaft sind und in einem solchen Buche nicht fehlen dürfen.

Der Verfasser, wie man aus Nr. 2 und 3 ersieht, ist neben der arabischen Büchersprache auch des in Palästina gebräuchlichen

Bulgärdialects in ausreichendem Maße kundig. Und doch hat er sich in bescheidenem und klugem Mißtrauen auf seine linguistische Durchbildung nur mit der größten Vorsicht und nicht ohne Beirath erprobter Arabologen an die Ausarbeitung seines kleinen Dragoman gewagt. Das Broschürchen hat nur 77 Seiten, ist aber als erster Versuch einer praktischen Anleitung zum Arabischsprechen für deutsche Palästinapilger von ganz besonderem Werth. Es läßt sich ja nichts traurigeres denken, als die Wanderung durch ein sehnsuchtsvoll und heiß geliebtes Land ohne alle Möglichkeit, mit den Eingebornen in lebendigen Verkehr zu treten.

Der Verfasser mag sich leicht denken, daß jeder in solchen Dingen nicht völlig fremde Leser diesen Theil seiner drei Leistungen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Aus dem vorliegenden, überreichen, über Europa zerstreuten Material einen Guide über das spannelange Heilige Land aufzustellen, erfordert im Vergleich zum „kleinen arabischen Sprechsaal" nur einen geringen Aufwand von Gelehrsamkeit und Kunst. Die Aussprache der arabischen Wörter und ihre Transscription ins Deutsche wird Dank der Hülfe arabischer Dolmetsche und im Lande eingelebter Europäer mit einer Sorgfalt und Schärfe behandelt, die für Kritik nicht viel Raum gestattet. Und doch weiß ich noch nicht ganz gewiß, ob der Araber das türkische „Bin-Baschi", Chef über Tausend, nicht bloß Bimbaschi aussprechen, sondern auch das in seinem ABC mangelnde Saghyr Nun der Türken durch ein Mim ersetzen und B i m b a s c h i schreiben soll (S. 38). Dagegen wäre es für Anfänger, was in der Regel doch die meisten Heiliggrabpilger sind, gewiß eine Erleichterung, wenn neben der echt deutschen Uebersetzung der arabischen Conversationsphrasen im Büchlein auch noch die wörtliche Uebertragung stände, dami der Lernende nicht papageienartig nachplaudere, was er nicht versteht. So z. B. haben die Araber für unser deutsches „Wie geht's"

die drei Phrasen kêf kêfak, kêf hâlak und kêf ssahetak (S. 56), wörtlich: Wie (ist) deine Laune? Wie dein Zustand? Wie deine Gesundheit? — Die deutsche Frage „Wie alt bist du?" lautet auf Arabisch auch „ibn kem sene ent" (S. 57), d. i. der Sohn wie vieler Jahre (bist) du? — Wenn der Verfasser auf die Erkundigung „Was gibt es Neues" die arabische Antwort „ma sama't schê" mit „ich weiß nichts" übersetzt, ist es auch nicht ganz genau, weil es wörtlich „ich habe nichts gehört" lauten müßte. — Beim Weggehen sagt der Romane „Adieu oder Addio", der Germane „Lebewohl", der Araber „Chatrak" (S. 61), was wörtlich weder Adieu noch Lebewohl, sondern „Dein Verlangen", „Dein Gemüth" bedeutet.

Mit diesen Bemerkungen hat man keinen Tadel ausgesprochen, keine Kritik gemacht; es soll nur eine Meinung, ein Rath, ein Vorschlag sein, den man beachten oder auch übersehen kann. Der „kleine Dragoman" ist nicht für Leute geschrieben, die sich selber helfen können; er ist die Zuflucht aller jener Palästinawanderer, die vom Arabischen noch nichts wissen, aber doch etwas lernen möchten.

Nr. 3 der Dr. Wolff'schen Publicationen, die deutsche Uebertragung der sieben Preisgedichte der Araber, lassen wir als einen Gegenstand rein philologischer Gelehrsamkeit hier unberührt, weil sich, ohne den Urtext bei der Hand zu haben und ohne Nebeneinanderstellung früherer Bearbeitungen mit dem neuesten Versuche in der Sache doch nichts verständiges sagen ließe. Hiezu ist jetzt keine Zeit und wäre hier auch nicht der rechte Ort. Man muß ja auch Hrn. Schlottmann noch etwas zu thun übrig lassen, sintemal er unlängst einen so warmen Eifer für richtiges Maß in Lob und Tadel unnöthig zur Schau getragen hat.

Joh. Jos. Ign. Döllinger: Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums.

(1858.)

Der Verfasser dieses Buches ist nicht den Jahren, aber den Thaten nach ein Veteran der Wissenschaft, nebenher einer der größten Bücherkenner unserer Zeit und als Kirchenhistoriker, Religionsphilosoph und ausgelernter Meister der Controverse nicht bloß allen Gelehrten Deutschlands wohlbekannt; sein Ruf ist ein europäischer, weil das Gewicht und die Bedeutung des Döllinger'schen Wortes in allen Fragen des kirchlichen und religiösen Wissens von ganz Europa anerkannt und nicht selten auch empfunden wird. Wenn dialectische Schärfe, wenn ein ruhiger kühler Blick, wenn umfangreiches Wissen, das nie versagende Wort und eine an Theodor Mommsen und Hammer-Purgstall mahnende Arbeitskraft zu einer Antonomasie berechtigen und er selbst oder seine Standesgenossen nicht protestiren, möchte ich ihn den Gorgias der christlichen Theologen nennen. Mit der Anerkennung eines seltenen Talentes indessen und eines wohlbegründeten wissenschaftlichen Rufes ist noch nicht ausgesprochen, daß man in jeder Meinung des Gepriesenen auch die eigene Ansicht wiederfinde und daß man überall als unbedingter Proselyt seiner Argumente gelten wolle. Unsere Wege gehen in vielen Dingen weit auseinander, und irgend eine rein kirchliche Schrift des Verfassers

kritisch zu besprechen, wäre mir niemals in den Sinn gekommen, weil ich von der Lieblingsbeschäftigung meiner Jugend — den kappadocischen Kirchenvätern und den Bollandisten — schon längst abgesprungen und nicht etwa zum classischen Heidenthum, wie Julian der Apostat, wohl aber zu den heidnischen Classikern übergetreten bin, und in ihrem heitern Verkehr gegen die Leerheit und die Langeweile des schnellverrinnenden Lebens die einzige und letzte Medicin gefunden habe. An kirchliche Dinge freilich kann man mit solchen Gesinnungen die Hand ohne Gefahr nicht legen, weil von den Gottesgelehrten an Empfindlichkeit selbst die empfindlichsten aller Sterblichen: die Dichter und Grammatiker, noch übertroffen werden, und mit Gefühlen, die Millionen Menschen den innern Frieden geben, überhaupt nicht zu scherzen ist. Auch ist es, wenn ich hier eine Ausnahme von der Regel mache, nicht etwa der katholische Geistliche, nicht der Theologe, ja nicht einmal der Christ, von dem ich rede, es ist der ausgezeichnete Gelehrte, der vortreffliche Stylist, der Doppelgänger meiner eigenen Studien, es ist — um es mit Einem Worte zu sagen — der Philosoph des classischen Heidenthums, auf den ich die Aufmerksamkeit des gelehrten Publicums lenken möchte. Nimmt man drei oder vier Perioden, die, wo nicht den katholischen Dogmatiker, so doch den Christen vermuthen lassen, aus dem Buche weg, so könnte ein Seneca oder irgend ein genialer Heide aus der Schule des Pythagoras ebenso gut als ein katholischer Presbyter aus München der Verfasser sein. Hoffentlich nimmt Mr. Clément mit seiner neuesten Sammlung lateinischer Kirchenpoesien kein Aergerniß, wenn ich von den beiden streitenden Grund-Elementen, dem christlichen Glauben und dem heidnischen Wissen, letzteres allein im Auge behalte und mit aller Achtung vor dem erstern dieses Mal am zweiten allein meine Freude habe.

Die wiederholten Bemühungen, die neun Musen des Hesiodus aus dem Occident zu vertreiben, müssen wiederholt mißlingen, weil ein geheimer Instinct das demantene Band zwischen dem heidnischen Gedanken und der christlichen That in Europa nicht zerreißen läßt. Ja, bei den Culturvölkern des Occidents ist die Ueberzeugung allgemein, daß ohne jenes geistige Testament des classischen Alterthums weder die humane Gesittung in der Welt überhaupt erhalten und fortgebildet werden könne, noch ein wahres Verständniß des Christenthums selbst möglich sei. Und die Zahl derjenigen, die das Heidenthum als bloße Negation, als dämonischen Irrsal, als Chaos und Unnatur betrachten, und dagegen meinen, das Christenthum sei ohne innern Zusammenhang mit der Vergangenheit gleichsam als unmotivirter Act göttlicher Willkür ex abrupto in die Welt gekommen, schwindet sichtlich, um dem Glauben Platz zu machen, daß bei allem scheinbar Zufälligen im Geiste des Heidenthums eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein Eingehen dieses Geistes in immer bestimmtere Formen zu erkennen sei, und daß vom dunkeln Urquell aller geistigen und sittlichen Erkenntniß die menschlichen Dinge in natürlicher Strömung auf die Zeit herabgeflossen seien, wo das Christenthum nach Aufzehrung der letzten Kraft als Nothwendigkeit und als einzig möglicher Rettungsfaden aus verzweiflungsvollem Labyrinth erscheinen und mit seinem Inhalt die große Leere wieder füllen mußte. In diesem Gedanken liegt etwas eigenthümlich Beruhigendes und Tröstliches, weil klares Verständniß, weil Maß, Plan und Ordnung auf geistigem Gebiete wie in der Politik dem Menschen von jeher ein Bedürfniß war. Diesem Bedürfniß zu begegnen und eine in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte oft genug gefühlte Lücke auszufüllen, hat es an Versuchen bisher nicht gefehlt. Und ist Herr Döllinger auf diesen Gedanken auch nicht zuerst verfallen, so hat er ihn mit Hülfe

der fremden Vorarbeiten und des eigenen Ingenium doch lichtvoller, glänzender und vollendeter durchgeführt, als alle die vor ihm an das Unternehmen gegangen sind. Der Verfasser hat die zerstreuten Lichtfunken der Vorgänger in Einem Brennpunct concentrirt und ein mit wahrer Künstlerhand gemeißeltes Bild des Alterthums hervorgebracht, welches in der Hauptanlage selbst dem strengsten Richter neu erscheinen und genügen muß.

Das Buch selbst hat nicht weniger als 885 Seiten Lexicon-Octav; der Inhalt gruppirt sich aber so lichtvoll und übersichtlich um den Centralgedanken, daß man sich gleich beim ersten Ueberblick den Plan des Werkes und den Ideengang des Verfassers selber construiren kann. Dieser Centralgedanke tritt uns wie die Inschrift eines colossalen Monuments gleich am Portal entgegen. „Der Genius des Alterthums, heißt es in der Vorrede, versucht, erschöpft, verbraucht alle auf der einmal gegebenen und überlieferten Grundlage möglichen Combinationen, die ganze ihm inwohnende plastische Kraft. Erst nachdem er vollständig sich verleiblicht, nachdem jede seiner Doctrinen, Formen und Institutionen ihre Lebenskraft erprobt und — aufgezehrt hat, tritt mit dem Zeitalter der Antonine der große, den Zeitgenossen freilich nicht sichtbare, von Wenigen nur geahnete Wendepunct ein, und wird ein Blatt in der Geschichte des menschlichen Geistes umgeschlagen.“ — In den Sinn dieses umgeschlagenen Blattes einzudringen und ihn Jedermann verständlich zu deuten, d. h. um das verborgene Keimen und das endliche Hervorbrechen der größten Erschütterung, die das menschliche Geschlecht in seinen edelsten Beständen je getroffen, in ihrer geheimnißvollen Werkstätte zu belauschen, hat der Verfasser in seinem Werke den umfassendsten, bis jetzt bekannten Versuch gemacht.

Warum fürchtet man sich vor Worten und warum scheut man sich, in der siegreichen Begründung des christlichen Glaubens- und

Ideenkreises die durchgreifendste, vollständigste und lehrreichste aller socialen Revolutionen zu erkennen? Hat diese sociale Revolution nicht alles, was im Orbis Romanus zu Recht bestand, umgeworfen? Hat sie nicht von den unscheinbarsten Anfängen, von der verachteten Opposition eines kleinen Häufleins von „Handwerkern, Weibern, Bettlern und Sclaven“ in einigen Winkelgassen von Rom ausgehend, das bürgerliche Gesetz, die Rostra auf dem Forum, die Götter des Capitoliums, den öffentlichen Cultus, die kaiserliche Administration, das Diadem, das Heer, die gesellschaftliche Hierarchie, die Sitte und den Besitzstand der Romuliden langsam, aber mit furchtbarer Geduld unterwühlt, und nach dem unwiederherstellbaren Bankerott aller sittlichen und politischen Triebkräfte den Plan einer neuen Weltordnung auf die Ruine hingezeichnet? Unter Kampf und Widerstand geht der Ausbau dieser neuen Weltordnung ohne Pause fort. Und eben weil nichts in der Welt die Thorheit der Weisen belehren, nichts den schlaftrunkenen matten Blick der Gewalt bedeuten kann, ist die christliche Revolution permanent.

Wir sind nicht wenig auf das Prognosticon begierig, welches der Verfasser im Verfolge seines Werkes dem christlichen Bewegungsgedanken stellen wird. Bis jetzt hat sich die Wirksamkeit dieses christlichen Bewegungsgedankens über die Grenzen des alten Imperium Romanum und über die nächsten Dependentien hinaus nur langsam bewährt, im Kampfe gegen den Brahma-Buddha aber und gegen den Confucius sich besonders schwach gezeigt. Auch hat er bisher kaum den fünften Theil der Erdbewohner in seine Bahn gezogen. Sogar Rückschritte, Verluste und Niederlagen sind theilweise eingetreten. Und Niemand vermag vorherzusehen, ob der weltbewegende göttliche Gedanke bloß mit den altererbten Streitmitteln der romanischen Centralisation die an den Islam verlorene Terrainhälfte wieder zu gewinnen

und am Ende den ganzen Erdboden auf den im Evangelium ausgesteckten Grad der Vergeistigung zu erheben gegründete Aussicht hat. Dem Christenthum in seiner irdisch-kirchlichen Incarnation kann man nicht ohne Grund denselben Vorwurf machen wie der politischen Opposition: es zerstört schnell, ist aber langsam, wo nicht gar machtlos im Neugestalten, wenn sich ihm als bindende und civilisirende Kraft nicht ein drittes Element beigesellt. Die Verbreitungsschnelligkeit des Christenthums als Beweis seines göttlichen Ursprungs gelten zu lassen, ist bei der gesteigerten Actenkunde von jetzt an weder nöthig noch schlußgerecht.

Die Ueberzeugung aber, daß kein Deus ex machina, sondern überall nur die ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung im Spiele waren, ist im Gemüthe des Lesers nur durch ein Rundgemälde, durch ein erschöpfendes, Zug für Zug aus der Wirklichkeit entlehntes Conterfei des gesammten im Orbis der Cäsarn eingerahmten griechisch-römischen Alterthums hervorzubringen, durch ein Bild, sage ich, zu welchem die ganze Fülle des heidnisch-classischen Gedankencapitals den Inhalt, die Farbe und den Umriß liefern muß. Mit einer Zeichnung dieser Art hat in kleinerem Maßstabe, aber mit Meisterhand, Alexis de Toqueville zum Verständniß der noch nicht ausgegohrenen, noch nicht abgeklärten und versöhnten großen französischen Staatsumwälzung von 1789 unlängst seine Zeitgenossen überrascht. Zur Verrichtung ähnlicher Thaten bedarf es aber mehr als Eifer, mehr als bloße Redlichkeit und guten Willen; es ist hier ein Wissen, eine Sinnestiefe, eine Geistesfreiheit und ein physisches Können nöthig, wie es die Natur von jeher nur ausnahmsweise verliehen hat. Und wenn wir im Verfasser einen dieser reichausgestatteten und bevorzugten Günstlinge der Musen erkennen, so darf ein solches Urtheil nur die Frucht des strengsten und gewissenhaftesten Examens seiner Leistung sein. Ohne eigene Vertrautheit indessen

und ohne langwierigen Verkehr mit der Gesammtüberlieferung des classischen Heidenthums würde das Examen selbst mit Nutzen kaum anzustellen sein. Der Leser soll sich nicht verwundern, wenn hier mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und mit ungewöhnlicher Behutsamkeit vorgegangen wird. Die Gefahr anzustoßen liegt nahe, und gewiß ist das religiöse Element unter allen Gegenständen wissenschaftlichen Forschens derjenige, in welchem das Lob des einen am leichtesten und häufigsten als Tadel und Verkürzung des andern angesehen wird. Da aber ein Werk, wie das vorliegende, wenn es halten soll was es im Vorworte verspricht, ohne die geistige Verlassenschaft des classischen Alterthums nach Inhalt und Gedankengang vollständig zu übersehen, nicht möglich ist, zur Bewältigung des colossalen Materials aber auch das genialste Menschenleben nicht mehr ausreicht, so ist der erste Eindruck beim Erscheinen solcher Schriften gewöhnlich Unlust, Zweifel und Verdacht, weil der Mensch im Allgemeinen nur das für möglich hält und gelten läßt, was er selbst verrichten zu können glaubt. Der Verfasser wird es selbst am besten fühlen und auch gern eingestehen, daß er ohne die zahllosen Vorarbeiten, Uebersetzungen, Commentarien und historisch-philosophischen Einzelpräparate, die der Fleiß der Gelehrten vor und neben ihm zu übersichtlichem Verständniß der alten Autoren geliefert hat, mit seinem Thema nicht aufgekommen wäre. Aber alle diese Vorarbeiten, Commentarien und Einzelpräparate der Vorgänger zu kennen, zu lesen und zu prüfen, den neuesten Stand der Forschung überall zu erlauschen, und die Werke des Alterthums selbst, wenn auch nur flüchtig, im Original zu lesen, übersteigt die gewöhnlichen Arbeitskräfte wissenschaftsbeflissener Leute in einem Maße, daß man einem solchen Conquistador auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit überall genau auf die Finger sehen und ihn ebenso beharrlich wie er selber ist im irrsalvollen Labyrinth

seiner Constructionen verfolgen muß. Man will wissen, ob und wo er fremdes Gut als Eigenthum verkaufe, und namentlich ob er anderer Leute Citate ohne zu prüfen blind nachcitire, wie man es in sogenannten Original- und „Bahnbrecherwerken“ bei genauerem Nachsehen oft genug finden kann.

Ich habe Zeit und Mühe nicht gescheut, von den 2912 Citaten dieses dickleibigen Buches, so weit die angezogenen Schriften bei der Hand waren, das meiste und wichtigste zu verificiren. Und wenn ich den Verfasser von der Unachtsamkeit, ohne jegliches gewissenhaft zu prüfen, vorgängerische Citate nachzuschreiben und hie und da selbst nur halbrichtig, einige Male auch ganz irrig auf classische Stellen hinzuweisen, nicht ganz ledig sprechen kann, so muß ich doch zugestehen, daß bei weitem die Mehrzahl, besonders in den Werken des Alterthums, die Probe hält und den Beweis liefert, daß sich der Verfasser zur Stütze seiner Thesen in der Hauptsache durchgehends auf Selbstgelesenes beruft. Um dem Verfasser auch in der That zu zeigen, daß er in diesem Puncte wenigstens von läßlichen Sünden nicht ganz frei geblieben, will man ihm von der geringen Zahl ganz irriger Belege nur ein einziges vorhalten, dessen nachlässige Stellung den Leser vor allen übrigen unangenehm berührt. Nach Seite 481 soll beim Ueberhandnehmen griechischen Erziehungswesens in Rom schon Cicero's Großvater die merkwürdige Erfahrung gemacht haben: „daß bei einem Römer seine Bösartigkeit im Verhältniß zu seiner Vertrautheit mit den griechischen Autoren wachse.“ — Als Nachweis für diese auffallende, in unseren Tagen besonders gewichtvolle Sentenz wird vom Verfasser kurz und oberflächlich Cicero de Oratore 6 angeführt, was ganz irrig und unverständlich ist. Diese dem Marcus Cicero, Vater (nicht Großvater) des berühmten Staatsredners Marcus Tullius, entlehnte Bemerkung findet sich in der besagten Schrift Lib. II, cap. LXVI und lautet

im Original: nostros homines similes esse Syrorum venalium: ut quisque optime Graece sciret, ita esse nequissimum. Hier ist nicht von Vertrautheit mit den griechischen Autoren, sondern von der Fertigkeit in der griechischen Sprache die Rede, wie sie junge Römer von ihren corrupten Pädagogen und Schulmeistern erlernten, von denen es in Rom damals wimmelte.

Mängel dieser Art hindern inzwischen doch nicht anzuerkennen, daß der Verfasser sein Thema mit dem möglichst vollkommenen Apparat der classischen Gelehrsamkeit wie der neuesten Länder- und Völkerkunde zu begründen und auszuschmücken sich bemüht. Man könnte sogar zweifeln, ob von allen in Deutschland, England und Frankreich erschienenen, wenn auch noch so kleinen und nur einem Bücherkenner wie Döllinger nicht entgehenden Schriften, Broschüren, Monographien 2c. irgend etwas Brauchbares und sein Vorhaben wesentlich Förderndes vom Verfasser nicht zu Rath gezogen sei, oder ob sonst irgend eine literarische Eigenliebe sich über Vernachlässigung zu beklagen habe. Nur von Eduard Röth in Heidelberg hat auch Hr. Döllinger nichts wissen wollen, ob er gleich im Abschnitte über Alt-Aegypten im Allgemeinen, Seite 822 aber insbesondere, wo von Jehova geredet wird, aus Röth's Geschichte der abendl. Philosophie das Ende der Note 175 recht gut hätte brauchen können.

Sollte in Deutschland wirklich noch, wie man hier und da behauptet, ich aber nicht glauben mag, das Vorurtheil bestehen: das philosophische, historische, kritische, oratorische und stylistische Wissen habe, wie einst die Bundeslade in Israel, auch in Großgermanien noch heute nur in einem bestimmten Winkel seinen exclusiven Sitz, und jenseits dieses gefeierten Musengrundes sei eitel Finsterniß, geistiges Unvermögen und klägliches Philisterthum, so hätte zur Abschwächung dieser schädlichen, nur durch ebenbürtige That, nicht durch Polizei und Declamation zu be-

siegenden Phantasie Hr. Döllinger namhaft beigetragen. Wer so viel weiß und das Deutsche so correct und elegant schreiben kann, wird im Urtheile verständiger Leute diesseits wie jenseits des Thüringerwaldes gleichmäßig respectirt. Es ist hier in der That weder Controverse, noch eigentlich Kirchenphilosophie, noch sonst irgend eine auf einseitiger Grundlage gebaute Reflexion, es ist eine mit so bewunderungswürdiger Klarheit umrissene und so einfach und doch meisterlich ausgefüllte culturhistorische Encyclopädie des heidnischen Alterthums, daß Jedermann, wessen Glaubens und Landes er immer sei, aus dieser Schrift etwas lernen kann. Sie ist gewissermaßen eine Hauspostille und ersetzt jedenfalls eine größere Büchersammlung für alle jene Leser, die sich über verschiedene noch dunkle oder nur matt beleuchtete Stellen der alten Welt, z. B. über Einrichtung und Form des heidnischen Gottesdienstes, über Heroen- und Todtenfeste, über Mysterien, Seelsorge und theologischen Lehrbegriff, über Schul- und Bücherwesen, über sittliche und bürgerliche Zustände der einzelnen Volksclassen; kurz, über die Möglichkeit einer fortlaufenden und zusammenhängenden Biographie des philosophisch-religiösen Gedankens des alten Heidenthums gründlich und ausreichend unterrichten möchten.

Wer aber früher adoptirte Ansichten und Meinungen auf die Autorität des Verfassers hin nicht gleich fallen lassen will, oder wer aus denselben Prämissen andere Schlüsse zieht, der findet im Buche doch wenigstens die Gründe mit den Originaltexten angeführt, auf welche der Verfasser seine Thesis stützt. Obgleich Hr. Döllinger in seinem Fache vielleicht mehr weiß, als mancher andere, hat er sich doch nicht unter jene Gelehrten gerechnet, die nach ihrer Meinung alles wissen und die uneingedenk, daß es nur ein fortschreitendes Erkennen gebe, den Widerspruch durch inappellable Orakelsprüche für alle Zukunft aus der Welt ver-

bannen möchten. Der Satz: alles Ceremoniel und der ganze äußere Cultus der Christen seien schon bei den Heiden üblich gewesen, kann im Allgemeinen nicht mehr angestritten werden. Wenn aber der Verfasser die Waschungen und Lustrationen, wenn er das Weihwasser und die Wassertaufe der Heiden für einen bloß mechanischen Act der körperlichen Säuberung erklärt und nicht zugeben will, daß diese Handlungen in der Meinung des Volkes schon damals ein Bild innerer Reinigung, ein Symbol der Sündenvergebung gewesen, so kann man mit ebenso guten, wo nicht besseren Gründen das Gegentheil behaupten. „Je mehr Wasser über den Kopf herabrinnt, um so mehr Sünden gehen von der Seele weg", antwortete ein am Strande Lyciens andächtig niedergekauerter kleinasiatischer Musulman auf die Frage, warum er nicht aufhöre, die Salzfluth sich eimerweise über den Kopf herabzuschütten? — Es wird immer deutlicher, daß sich von den religiösen Vorstellungen und gottesdienstlichen Praktiken eine weit größere Anzahl, als man glaubt, trotz Christenthum und Islam im Volksleben der Osthälfte des Orbis Romanus (von der westlichen redet man hier nicht) aus der heidnischen Urzeit bis auf diesen Tag herab erhalten hat, was man freilich nur im nähern Verkehre mit der niedern Geistlichkeit und mit den unteren Volksclassen bemerken, aus Büchern aber selten lernen kann. Christenthum und Islam haben in diesen Ländern nur die Oberfläche aufgeregt und umgewandelt, in die Tiefe ist weder das eine noch der andere bleibend eingedrungen, und der große Haufe der byzantiner Welt ist im Grunde heute noch, was er zur Zeit des Königs Midas und des Philosophen Anaximander war. Das gemeine Volk und die Weiber, sagt Strabo mit ungalanter, wahrhaft kappadocischer Ungeschliffenheit, könne man nicht durch Vernunft führen; — das müsse durch Götterfurcht geschehen, die ihrerseits nicht ohne Fabeldichtung und Wunder-

sage bestehen könne. Beide Instrumente der Volksleitung — Vernunft und Fabel — lagen gleichmäßig in der Hand der Philosophen. Die Priesterschaften, ohne Lehre und ohne Tradition, waren im Heidenthum bloß liturgische Verrichter; Seelsorger, Volkslehrer, Tröster in Gemüthsbedrängniß und Mißgeschick war im classischen Alterthum der Philosoph. Cicero, wie alle seine Zeitgenossen, dachten nicht, daß Religion zur Sittlichkeit und Tugend führen könne; nur die Philosophie gebe Hülfe gegen den allgemeinen Verfall und die steigende Entartung des menschlichen Geschlechts. Die Philosophen als Depositäre des lebendigen Gedankens, nicht der große Haufe und die Priesterschaft, sind daher gemeint, wenn beim Verfasser von geistiger Insolvenz-Erklärung und von sittlichem Bankerott der alten Welt gesprochen wird. Der große Haufe, wie man weiß, und die liturgischen Verrichter machen niemals Bankerott. Sie reichen in allen Nöthen mit dem Bestehenden aus, fürchten jede Störung im Hergebrachten und bereiten, wenn sie Richter sind, einem Socrates und einem Diagoras das gleiche Loos. Ganz Unrecht hätte demnach der Staatsphilosoph Adam Müller am Ende doch nicht, wenn er die sittliche Weltordnung auf das Spiel der Gegensätze stellt. Die Triebfeder der Bewegung war im Orbis Romanus zerbrochen, der Protest, die Opposition verstummt. Das Christenthum hat beides aufgenommen und neu belebt. Das Christenthum ist Bewegung, Protest, Opposition. Es ist die stehende Miliz gegen Unnatur und Schlechtigkeit.

Den Gegenstand weiter zu verfolgen und in den Ideengang des Verfassers tiefer einzudringen wird nicht nöthig sein. Es handelt sich ja nicht um eine vollständige Inhaltsanzeige, noch weniger um eine Kritik im strengern Sinne. Man hat nur einige Reflexionen zusammengestellt, denen kein Leser dieses bedeutenden Buches entrinnen kann.

G. M. Thomas: Wallensteins Ermordung.

(1858.)

Man hat sehr wohl gethan die Katalogisirung der Codices MSC. der k. Hof- und Staatsbibliothek in München dem Hrn. Dr. G. M. Thomas anzuvertrauen. In bessere Hände hätte nach Schmeller's allzu frühem Hinscheiden diese wichtige Arbeit nicht gelegt werden können. Der bisher nur noch unvollkommen gekannte Reichthum des großen Instituts tritt erst jetzt allmählich hervor, und es vergeht selten ein Monat, ohne daß der Capitalstock unseres historisch-philologischen Wissens durch Aufgrabung eines Ineditums namhaften Zuwachs erhalte oder irgend eine controverse Frage der genannten Disciplin an Sicherheit und Licht gewinne.

Zu Petrarca's Urgedichten, deren Entdeckung durch Dr. Thomas erst unlängst bekannt und allgemein mit Anerkennung besprochen wurde, fügt derselbe glückliche „Digger" neuerdings ein kleines und anonymes, aber gleichzeitiges und noch unedirtes italienisches Gedicht von hundertundzwanzig Versen über die melancholische Katastrophe von Eger hinzu. Ein Gedicht ist zwar kein streng historisches Argument, es muß aber der ebengenannte dichterische Fund in der Form und Ausstattung, wie ihn Hr. Thomas zum Vorschein bringt, als ein wohlbeglaubigter Repräsentant der öffentlichen Meinung gelten, die über das

traurige, überall noch einseitig beurtheilte Ereigniß in Italien circulirte.

Als Verfasser der Threnodie wird vom Herausgeber durch plausible Gründe der modenesische Staatsminister Graf Fulvio Testi (geb. 1583, gest. 1646) nachgewiesen und Wallenstein selbst im Widerspruch mit der in Deutschland vorherrschenden Meinung als der Verrathene, nicht als der Verräther hingestellt. Und Graf Testi stand mit dieser Ansicht nicht allein. Aus anderen bisher ebenfalls noch ungedruckten, aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs herrührenden historisch-kritischen Abhandlungen, politischen Dialogen und Sinnsprüchen italienischer Staatsmänner und Publicisten, durch welche Hr. Thomas den Ideengang des Testi'schen Trauergedichts erläutert, stützt und commentirt, stellt sich allmählich die Thatsache heraus, daß der Herzog von Friedland als ein Opfer der damals allmächtigen spanischen Politik gefallen ist und daß folglich der Schandfleck, ihren größten Feldherrn und Staatsmann des siebzehnten Jahrhunderts undankbar und hinterlistig ermordet zu haben, von der deutschen Nation weggewaschen wird. Hispanien war der böse Genius des Occidents. Selbst zur Kirchenspaltung, der Urquelle alles Unheils deutscher Nation, wurden wir nach dem Inhalte dieser neu aufgefundenen italienischen Commentarien durch den finstern Geist des Escurial hingetrieben. Spanien wird hier als der unversöhnlichste Feind aller vernünftigen Freiheit in Kirche und Politik, als der geborne Widersacher und Hemmschuh aller humanen Verbesserung und alles naturgemäßen christlichen Fortschritts, ja als Hort des stupidesten afrikanisch-musulmanischen Despotismus geschildert und mit der Schuld des blutig zerrissenen europäischen Centrallandes allein beladen. Hätte Deutschland ohne die celtiberischen Zwischenträgereien und Inspirationen die reformatorische Drangperiode wirklich überwunden und das

Kleinod seiner kirchlichen Einheit unverletzt und ungetrübt erhalten, so könnte man in den späteren Schicksalen der spanischen Monarchie die Hand der Nemesis nicht verkennen.

Gegen den geistigen wie gegen den politischen Druck ist im Occident der Widerstand jederzeit von Deutschland ausgegangen. Wallenstein war ein Deutscher, und darin lag eigentlich sein erstes und größtes Verbrechen, das nur sein Tod sühnen konnte,

nam Germanus erat, magni vel criminis instar.

Ein zweites nicht viel geringeres war der furchtbare und unzahlbare Preis, den er im Gefühle der eigenen Größe und Unentbehrlichkeit von seinem gesetzmäßigen aber verzweiflungsvoll bedrängten Souverän für Dienste forderte und zugesagt erhielt, welche nach den Begriffen der Gewaltigen ein loyaler Unterthan eigentlich gratis zu leisten verpflichtet ist. Das dritte Verbrechen des Friedländers war sein Glaube, daß ein Potentat die selbstvernichtenden, in der Noth abgedrungenen „Conditiones", wie sie Ferdinand II. eingehen mußte, ernstlich halten könne und halten wolle. Wird aber der Herzog von diesen drei Verbrechen freigesprochen, so ist sein Tod ein gemeiner Meuchelmord. Der kaiserliche Hof, nicht der Herzog hat die an und für sich allerdings unerträglichen „Conditiones" zuerst übertreten und verletzt. Das erste Unrecht und die größte Schuld fällt immer auf Kaiser Ferdinand zurück, weil er sich durch seine falsche Politik und seine unzeitige Nachgiebigkeit in eine Stellung zurückdrängen ließ, aus welcher ihn nur ein Pact befreien konnte, dergleichen vor ihm ein Souverän mit seinem Unterthan noch niemals geschlossen hatte.

Eine tiefere und erschöpfendere Analyse über die Motive des Trauerspiels von Eger wird schwerlich noch zu erwarten sein, und man fühlt sich beinahe versucht, mit dieser Schrift des Hrn. Thomas alle weitere Verhandlung über Wallensteins Ermordung

abzuschneiden und die Acten des über zweihundert Jahre dauernden Processes endlich für geschlossen zu erklären.

Das ganze vornehmlich auf italienischer Basis ruhende Elaborat, dem man ein so günstiges Resultat verdankt, umfaßt nicht mehr als einundzwanzig Quartseiten, auf welchen aber kein Wort zu viel und keines zu wenig ist. Prof. Thomas gehört nämlich in die nicht allzuzahlreiche Classe der deutschen Gelehrten, die das seltene Talent besitzen, mit wenig Worten viel zu sagen und ihres concisen Styles ungeachtet doch lichtvoll und elegant zu schreiben.

Karl Freiherr von Czörnig: Ethnographie der österreichischen Monarchie.

(1859.)

Wenn es erfreulich ist und schmeichelhaft für das Selbstgefühl, Blick und Sinn der Zeitgenossen auf seine Person zu lenken, so können die Oesterreicher heute mehr als je mit ihrem Loos zufrieden sein. Das bunte Mosaikbild ihres Staatenbaues, ihre Geldquellen, ihre Kriegsheere und ihre Schulden sind die standhaftesten Objecte des Calculs und der angstvollen Sorgen auf dem Continent. Wo zwei Menschen zusammentreten, ist von Oesterreich die Rede, und bevor noch das Wort auf Rom, Turin, Paris und London fällt, wird gefragt, wie der Curs des Nationalanlehens und der Metalliques steht?

Obwohl in den Rentrollen aller Welt bereits die Hauptperson, besitzen die Oesterreicher doch eine solche Virtuosität, Gewandtheit und Eleganz im Geldbegehren, daß man ihnen immer wieder von neuem leiht.

Ein halber Welttheil hat Hab und Gut in den österreichischen Truhen niedergelegt. Woher dieses unzerstörbare Vertrauen? Woher dieser endlose Credit? Die Zollschranken der Oesterreicher, ihre Hauspolice, ihre rothen Hüte, ihre Philosophie und ihre Litaneien sind es wahrlich nicht, die ihnen alle Taschen Europa's öffnen. Oesterreich — so denkt die Welt — ist ein Edelmann von uraltem Herkommen und von solidem Grundvermögen, der-

malen zwar etwas derangirt, aber streng im Ehrenpunct und fern von Schmutz und gemeinem Sinn. Wäre es ein homo novus, ein Emporkömmling, schon längst hätte ihm bei noch so glänzend ausgelegtem Kram kein Mensch einen Heller mehr geborgt. Friedliches Dasein bei unbehindertem Erwerb und ruhiger Genuß seiner Fleißesfrüchte bei mäßiger Bewegung und leidlicher Ordnung ist der naturgemäße Zustand der Welt, und in letzter Instanz der Wunsch und das Bedürfniß der Mehrzahl der Menschen aller Länder. Einen solchen Zustand der Dinge herzustellen, zu befestigen und wo möglich auf immer zu erhalten, glaubt man, besitze unter allen Staaten des Festlandes Oesterreich allein den Willen, die Mittel und die Kraft. Waffengewaltig und streitgewandt ist man zwar auch anderswo, man ist aber anderswo etwas „remuant", flatterhaft, unzufrieden und allzeit bei gutem Appetit, während uns die Oesterreicher versichern, sie seien satt und verlangen nichts weiter, als was ihnen das Glück schon beschieden habe. Warum läßt man sie nicht unbehelligt unter ihrem Feigenbaum sitzen? Warum rüttelt man an ihrem Thor und sucht den Feuerbrand in ihr Haus zu schleudern?

Die Türken über den Hellespont zu treiben ist stehender, aber noch heute im Stande der Theorie ruhender Gedanke der christlich-abendländischen Politik seit bald fünfhundert Jahren. Und als Pendant zu diesem versteinerten Traum hat unser Säculum das Schlagwort „démembrement de l'Empire d'Autriche" hinzugefügt — beides mit gleicher Impotenz. Die Türken sind noch heute in Europa, und werden — so ungern man es hört — vorerst noch länger auf ihrem Sitze bleiben. Zeit und Nothwendigkeit werden sie trotz Uelema und Derwisch am Ende doch unserer Sitte näher bringen. Oesterreich aber ist, aller Wechselfälle ungeachtet, heute gewaltiger und kraftbewußter, als je zuvor.

Ganz beruhigt indessen wird sich Europa, und besonders

Deutschland, über den Bestand der Dinge nur durch eine klare und überzeugende Beantwortung der Frage fühlen: ob Oesterreich seinem durch dreihundertjährige Praxis beurkundeten Willen auch gehörigen Nachdruck und seiner im Verzweiflungsmoment einmal bewiesenen Nervenkraft auch für den gegenwärtigen Entscheidungskampf auslangende Nahrung zu geben wirklich die Mittel habe? Die Bejahung dieser Frage kann nur das Ergebniß einer scharfen Analyse und eines gewissenhaften Inventars der österreichischen Gesammtbestände sein. Diese Analyse kundig einzuleiten und das Inventar vollständig herzustellen, hat Frhr. v. Czörnig den Versuch gemacht. Das große Hypothekenbuch der Habsburger, ihr Besitzstand, ihr Soll und Haben, liegt mit sorgfältiger Motivirung in drei Quartbänden zu Jedermanns Einsicht aufgeschlagen. Und Deutschland mag auf diese Vorlage hin eigentlich zum ersten Mal selbst berechnen, ob ein sicherer Verlaß auf Oesterreich ist, und ob wir mit diesem Dux und Imperator der angebrochenen Krisis vertrauungsvoll entgegengehen dürfen. Der Calcul drängt Europa schon lange, hat aber bis auf die neueste Zeit noch kein sicheres Facit gegeben, und auch mehr als ein Bedenken in den Gemüthern des vielstaatlichen Deutschlands zurückgelassen.

Obgleich im Centrum von Europa gelegen, ist Oesterreich durch seine eigene Schuld noch immer der am wenigsten gekannte und folglich am schiefsten beurtheilte Staat unseres Welttheils. Oesterreich trieb seine Wirthschaft früher ganz im Verborgenen, scheute die Berührung mit dem Fremden, und hielt sich wie jene theokratischen Gemeinwesen des Alterthums sogar von den nächsten Nachbarn hermetisch abgeschlossen. Es wollte ganz den Völkerschaften am äußersten Rande Asiens gleichen und in einsiedlerischem Sonderleben sich selbst genügen. Es hatte seinen eigenen Schreib- und Redestyl, seine eigene Kunst und Wissenschaft und seine eigene Industrie; ja selbst von Tugend,

Recht und Gerechtigkeit hat es aparte Begriffe aufgestellt. Man hat in Europa eigentlich nie recht gewußt, ist Oesterreich ein Kirchenstaat, oder ist es eine weltliche Monarchie? Wahrscheinlich hatte die Bevölkerung dieses gewaltigen Complexes bisher selbst keine deutliche Vorstellung, was sie im Säculo eigentlich repräsentiren soll.

Dieser nebelhaften Existenz hat der Orkan des Jahres 1848 vorerst nur noch in der Theorie ein Ende gemacht. Der Stoß hat Oesterreich aus dem lethargischen Schlummer aufgescheucht und zum Bewußtsein seiner Schuldigkeit und seiner Kraft gebracht. Die Säcularisation des germanischen Byzanz ist trotz hartnäckigem Widerstreben der Elemente doch im vollsten Lauf, und der Aufbau eines neuen, weltlich fühlenden, an den Europäismus festgeketteten Oesterreichs in den äußern Umrissen nahezu vollendet. Wie überall, war auch hier der Druck der Umstände von mehr Gewicht, als gesunde Staatsarithmetik und Vernunft. Daß ohne diesen Europäismus, ohne dieses geheimnißvolle Etwas, ohne diese imponderable Kraft der humanen, vom Dogma unabhängigen Gesittung ein politisches Sonderleben nicht mehr möglich ist, hat das Schicksal den Oesterreichern und den Türken zu gleicher Zeit bewiesen. Nur hat man die Mahnung an der Donau vielleicht etwas schneller begriffen und befolgt, als am Bosporus.

Von diesem Standpunct aus will das große ethnographische Opus des Hrn. v. Czörnig beurtheilt sein. Es ist ein im kolossalen Maßstab angelegtes Schöpfungswerk, dessen Aufbau unter den schwierigsten Umständen und im Kampfe mit großen Hindernissen ein einziger Mann unternommen, und in sechzehnjähriger Anstrengung aller Kräfte kaum erst zur Hälfte vollendet hat. Es fehlte im Beginn an allem; Methode und Material waren neu zu schaffen, was bei der Grundverschiedenheit der Nationalitäten der großen europäischen Centralmonarchie und bei der Un-

gleichheit der Culturstufen, der politischen, religiösen und geselligen Verhältnisse der einzelnen Stämme, die Schwierigkeiten um das hundertfache vermehrte. Alle Hauptvölker Europa's sind Grundtheile des Kaiserstaats, und eine solche Musterkarte ungleicher Bildungsstufen, Redeweisen, Sitten, Gebräuche und Gemüthsarten hat seit dem Orbis Romanus keine irdische Gewalt zu lenken und kein Ethnograph abzuconterfeien die Aufgabe gehabt. Und wenn die Regierungsmaximen der Oesterreicher von jeher für die vollendetsten und ihre Staatskünstler in Europa als besonders gewandt, wachsam und erfindungsreich gegolten haben, so ist es nur die natürliche Folge des complicirten, aufregenden, widerspruchsvollen und träge Ruhe verhindernden Problems, das sie zu lösen hatten. Und da bei der wachsenden Bildung und bei der Verallgemeinerung des Wissens und Könnens das Regieren immer schwieriger wird, und ohne strenge Detailkenntniß des zu bewältigenden Objects Niemand mehr für einen weisen Staatsmann gelten kann, so hat Hr. v. Czörnig nicht bloß dem europäischen Publicum im Allgemeinen, er hat auch insbesondere den Männern, die am Steuerruder seines Landes sitzen, einen guten Dienst erwiesen.

Bedenkt man, daß nach dem Plan des Verfassers Lage, Bodenbeschaffenheit (geologisch und orographisch), Metamorphosen und Schicksale jeder einzelnen Landschaft der großen, hunderttausend Orte umfassenden Monarchie von den ältest bekannten Zeiten bis zur Gegenwart herab zuerst in allgemeinen Umrissen geschildert und dann die Biographie der zehn Hauptvolksstämme in allen ihren Verzweigungen, ihre Wanderungen und Verschiebungen, ihr Charakter, ihre Sprache und der Grad ihres Wissens, ihre Gebräuche, ihre Industrie, ihre Verwaltung, ihre Gesetze, ihre Landwirthschaft und die ganze Form ihres bürgerlichen und religiösen Daseins bis ins kleinste Detail zur An-

schauung gebracht werden mußte, so kann man sich nicht genug über die Seelenstärke und über die Arbeitskraft eines Mannes verwundern, der beim Anblick einer solchen Last den Muth nicht verlor. Was aber seinen drei prachtvoll gedruckten Quartanten das eigentliche Verständniß und gewissermaßen Farbe, Nerv und Bewegung gibt, ist die große ethnographische Karte in vier Blättern, auf welcher die Sitze der einzelnen Nationalitäten mit scharfer Umgrenzung und zugleich mit allen, besonders über Ungarn, über das Banat, über Siebenbürgen und über Ruthenenland wie ein unentwirrbares Labyrinth zerstreuten Sprachinseln in distincten Farben lichtvoll und gewissenhaft ausgeschieden sind. Das Zustandebringen dieser Karte allein hätte schon die Aufmerksamkeit des literarischen Deutschlands auf den Verfasser lenken müssen, wären auch die drei Quartanten nicht nebenher gegangen.

Vom ersten Band ist nur Abtheilung I mit einem geologischen Kärtchen des Erzherzogthums Oesterreich und einer orographischen Skizze des Landes unter der Enns in 675 Seiten erschienen. Abtheilung II, „Oesterreichs Neugestaltung,“ hier nur kurz berührt, ist als ein für sich bestehendes Werk ausgegeben und nicht ohne vielfache Beziehung auf die Ethnographie in der Allg. Zeitung bereits umständlich besprochen worden. Schon dieser Umstand macht es überflüssig, auf den Inhalt der ersten Abtheilung näher einzugehen; es ist vielmehr bei der Bemerkung bewenden zu lassen, daß im allgemeinen Theil derselben die eben berührten Sprachinseln den Lichtpunct bilden, und im besondern Theil, welcher die sechs vorwiegend deutschen Kronländer: Oesterreich unter der Enns, Oesterreich ob der Enns, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Tirol behandeln soll, auch nur erst von Oesterreich unter der Enns und vom Herzpunct der Monarchie, dem schönen und großen Wien, die Rede ist.

Der zweite und dritte Band beschäftigen sich ausschließlich mit einer im großartigsten Maßstab angelegten historischen Skizze der Völkerstämme und Colonien in Ungarn, Croatien und Slavonien, in der serbischen Woiwodschaft sammt dem Temeser Banat, dann in Siebenbürgen und in der Militärgrenze von den ältesten Spuren einer Bevölkerung bis zur Einwanderung der Ungarn, dann mit einem gedrängten curriculum vitae dieses heldenmüthigen Volks und seiner Geschicke bis auf die Gegenwart herab. Lehrreich und interessant ist zwar das ganze Werk in allen seinen Theilen, mit der wärmsten Theilnahme aber wird der Leser den Inhalt der benannten Bände II und III verfolgen. Die Ungarn sind ja unter allen Steppenvölkern, die in der historischen Zeit aus Asien nach Europa kamen, das physisch und geistig begabteste, das streitbarste und das geschichtlich merkwürdigste und vielleicht zukunftvollste, weil das sanfte Joch des Christenthums ihren wilden ungestümen Kriegersinn nur gezähmt und disciplinirt, aber nicht zerstört und in kleinmüthige Verzagtheit umgewandelt hat, wie es bei manchen ihrer Nachbarstämme geschehen ist.

Daß bei einem Novum von solchem Belang gleich mit dem ersten Wurf alles schulgerecht und accurat, jedes Datum richtig, jedes Factum unanfechtbar und überhaupt nichts zu verbessern sei, ist nicht zu erwarten, und hat die Kritik nicht einmal das Recht zu verlangen. Ebenso wenig wird der Verfasser selbst behaupten wollen, er habe nirgend das Hypothetische für positiv hingestellt, alle Wiederholungen vermieden, und alle lapsus calami aus seinem Concept weggestrichen. Ein solcher lapsus hat sich unter anderm Band III S. 167 eingeschlichen, wo die nach Skanderbegs Tod erfolgte gänzliche Unterjochung und theilweise Entchristianisirung Albaniens, statt Mohammed II, Murad II zugeschrieben wird. Die Mängel und das noch häufig Lückenhafte

seiner Arbeit hat Hr. v. Czörnig selbst am besten eingesehen, und diese Unvollkommenheiten mehr als einmal mit einer Bescheidenheit anerkannt, wie man es von gelehrten Leuten selten hört.

Das über die Origines und über die Wanderzüge der osteuropäischen Völker schwebende Dunkel ganz aufzuhellen, und alles Controverse endgültig zu entscheiden, ist gar nicht möglich. Dafür hat der Verfasser das weit zerstreute Material mit einer Sorgfalt und Quellenkenntniß zusammengetragen, mit einer Uebersichtlichkeit geordnet und mit einer architektonischen Geschicklichkeit übereinander gelegt, wie es nur einem gewissenhaften und strebsamen Forscher in einer solchen Stellung möglich ist. Für länger als ein Menschenalter hat Hr. v. Czörnig Arbeitsstoff geliefert, und zugleich einen Centralpunct hingestellt, in welchem seine gelehrten Landsleute insgesammt die Früchte ihres Fleißes, ihrer Wissenschaft und ihres Patriotismus zu gemeinsamer Verherrlichung ihres großen Vaterlandes niederlegen können. Es ist hier ein Nationalwerk, ein Monument begonnen, dessen Vollendung bei noch so langem Leben wohl der Baumeister selbst nicht sehen wird.

Madame la Comtesse Dora d'Istria: Les femmes en Orient.

(1860.)

I.

Ich zweifle ob es in Deutschland sehr viele Leser gibt, die von der erlauchten Verfasserin des vorgenannten Werkes auch nur den Namen kennen. Und doch ist in der französischen Literatur die Gräfin Dora d'Istria durch ihre Schriften über „La vie monastique dans l'église orientale" (zwei Bände, Paris 1855) und über „La Suisse" (4 Bände, Genf 1856) eine der glänzendsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Ueber die geniale Begabung, über den hohen Charakter, über den unabhängigen Sinn und die im ganzen gesunde Freiheitsliebe, sowie über den Reiz des Styls und über das umfassende, wahrhaft männlich akademische Wissen dieser hochgestellten Dame herrscht in französischen, belgischen und italienischen Journalen nur eine Stimme. Von den vier Bänden „La Suisse" haben die Deutschen, um hinter dem Enthusiasmus der benachbarten Völker nicht zurückzubleiben, vor kurzem eine, wie man sagt, vermehrte und verbesserte Originalausgabe in drei Bänden hergestellt, und neben den unzähligen Werken über die Schweiz auch noch dieses Novum aus der Feder der Gräfin Dora d'Istria dem Lesepublicum anempfohlen.

Die neueste Schrift über die Stellung des Weibes im Orient, in Briefform an eine vornehme Freundin in Paris gerichtet, wird den Ruhm der edeln Gräfin nicht vermindern, wohl aber wird dieses Werk durch glänzende Scenerien die neugierige Lesewelt blenden, und manchen Weisen des Occidents durch den Schwung und die Originalität der Anschauung nicht weniger, als durch die beinahe unbegreifliche Kenntniß der Literatur aller civilisirten Völker demüthigen und beschämen. Nur ist hier das Wort „Orient“ nicht im gewöhnlichen Sinn für die Landschaften zwischen dem Hellespont und den äußersten Grenzen Asiens zu verstehen. Es ist hier nur das östliche Europa und das russische Asien gemeint. Denn in der Vorstellung der hochgebornen Gräfin sind die Karpathen in Siebenbürgen die eigentliche Westgrenze der orientalischen Welt; und es ist demnach hier auch nur vom Länderstrich zwischen dem schwarzen, dem ägäischen, mittelländischen, adriatischen und nördlichen Eismeer die Rede.

Das Weib bei den Rumänen in Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei, bei den Bulgaren, Serben, Bosniern, Tschernagorzen und Albanesen, dann bei den Hellenen, den freien wie den dienstbaren, und bei den Türken in Europa wird im ersten Band der Reihe nach in Scene gesetzt. Den ganzen zweiten Band hat das Loos des Weibes im Reiche der Russen von der taurischen Halbinsel bis nach Lappland, und von Polen bis zur Mandschurei an der Ostgrenze Sibiriens ausgefüllt.

Von den „hundert“ Völkerschaften des großen „gräko-slavischen“ Imperiums der Moskowiter wird mit mehr oder weniger Reichhaltigkeit jeder einzelne Volksstamm in seinen socialen Eigenthümlichkeiten berührt, was ein ethnographisches Wissen, ein Anordnungstalent, einen Ernst und eine Arbeitskraft voraus-

setzt, die man selbst an einem noch so begabten Weibe nicht suchen sollte.

Ein Buch von 580 Seiten bloß über das Schicksal des schönen Geschlechts bei den Moskowitern zu schreiben, ohne den Leser zu ermüden oder zu langweilen, ist eine Aufgabe, die außer der Gräfin Dora d'Istria in Europa nicht leicht Jemand lösen wird. Es wäre nur Gerechtigkeit und keine Schmeichelei, wenn man die erlauchte Verfasserin dieses osteuropäischen Frauenspiegels die „Staël“ von Illyricum nennen wollte.

Daß vor allem die Toilette und die Kosmetik der Frauen und Jungfrauen aller benannten Völker bis in die kleinste Kleinigkeit aufgezählt und erläutert wird, daß die Gebräuche beim Freien und bei der Hochzeitfeier genau beschrieben werden, und über Wiegenlieder, Nationalgesänge, Erziehung und culinarische Praxis, über Hofintriguen, über galante und ungalante Ansichten der Männer vom Weibe, dann über Arbeit und Noth der Geringen, über Luxus, Uebermuth und Langeweile der Vornehmen und Reichen in beiden Bänden weitläufig verhandelt wird, ist selbstverständlich.

Die geniale Verfasserin weiß ganz genau, in wie viel Treffen die Kirghis-Kosakenweiber ihre Haare flechten, wie viel Roth sie auflegen, und wie das Hochzeitcostüm der Lappenfrauen beschaffen ist. Auch ist es ihrem Scharfblick auf dem Bazar zu Skutari (Skadar) nicht entgangen, daß die Weiber gewisser Albanesen-Clane ihre Taille nur mit vier fliegenden Schürzen beschirmen. Dagegen wird den Tschernagorzen (Montenegrinern) aufs strengste verwiesen, daß bei ihnen der abscheuliche Grundsatz: „Nos femmes sont nos mulets,“ auch in der Praxis allgemeine Geltung hat.

Um die ermüdende Eintönigkeit einer durch zwei starke Bände sich hinziehenden Toiletten- und Gynäceumsrecension zu vermeiden, kam die edle Kämpin für die Vorrechte des weiblichen

Geschlechts auf den klugen Einfall, jeder einzelnen Nationalität, mit Voranstellung malerischer Landschaftsschilderungen, einen gedrängten Abriß ihres Ursprungs und ihrer politischen Geschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart vorauszuschicken, und der Condition des femmes gleichsam als Folie unterzulegen.

Bei diesen nationalhistorischen Umrissen wird der Antheil, den die Weiber an den Staatsereignissen hatten, überall sorgfältig und theilnehmend herausgehoben, und allmählich zum Hauptgedanken des ganzen Werkes vorgeschritten: es seien dem schönen Geschlecht in Osteuropa, wie in der ganzen civilisirten Welt, bei sorgfältiger Ausbildung ganz gleiche Befähigungen und Rechte mit den Männern in Wissenschaft und Staatsgeschäften einzuräumen. Daß aber die geistvolle Gräfin die Argumente für ihre Frauen-Rehabilitirungsthesis vorzüglich aus der Geschichte der Russen, der Polen und der Byzantiner genommen hat und nehmen mußte, wird der Leser ohne Mahnung voraus errathen. Doch wollen wir, bei der Unmöglichkeit den aus hundert selbständigen Bruchstücken bestehenden Gesammtinhalt der beiden Bände unter einen Gesichtspunct zu bringen und kritisch zu beleuchten, mit Umgehung aller übrigen Nationalitäten nur über die Stellung des Weibes bei den Griechen und bei den Russen einiges bemerken, und die Argumentation der hochgebornen Gräfin, besonders was die Griechen betrifft, etwas genauer prüfen. Die Griechen wählen wir für unsere Exposition, weil sie der Augapfel des Abendlandes sind, und nebenher in Literatur und Politik noch allerlei Anfechtungen zu erleiden haben. Die Russen, die wie eine schwarze Wolke unheimlich am Ostrande Europa's hängen und sich wie ein Eisgletscher langsam vorwärts schieben, darf man ohnehin nirgends übersehen, wo von der Politik und von der Gegenwart und Zukunft Europa's und Asiens geredet wird. Um aber die Sache recht kräftig,

durchsichtig und dem Leser leicht verständlich zu machen, wird zuerst noch über die persönlichen Schicksale der edlen Verfasserin, so wie über den Geist ihres Buches im Allgemeinen das nöthige zu sagen sein.

Nach positiven und, wie es scheint, ganz zuverlässigen Angaben der Journale steckt unter dem Schriftstellernamen „Comtesse Dora d'Istria" die am 22. Januar 1829 zu Bukuresch geborene, mit außerordentlichen Naturanlagen ausgestattete, im Februar 1849 mit dem russischen Fürsten Koltzoff-Massalski vermählte, jetzt einunddreißigjährige Prinzessin Helena Ghika, Tochter des Fürsten Michael Ghika, dessen Familie bekanntlich vor Jahrhunderten aus Albanien in die Walachei übersiedelte, und verschiedene ihrer Angehörigen als Hospodare von Moldo-Wlachien in den Süddonauländern eine bedeutende Rolle spielen sah.

Mit gleicher Energie wie die geistige Palästra habe die Fürstin Helena auch die Gymnastik cultivirt, und es namentlich im Schwimmen und Bergsteigen zu einer Virtuosität gebracht, die man selbst an einem Mann bewundern müßte.

Um die Eitelkeiten der Welt dagegen hat sich die junge Dame, wie die Nymphe der Fabelwelt, offenbar nicht viel bekümmert, und überall schmucklose Einfachheit sich zum Gesetz gemacht,

villa coercebat positos sine lege capillos.

Diesen klaren und natürlichen Vorgängen stellt die Gräfin Dora d'Istria im Eingang ihres neuesten Werkes eine durchaus widersprechende und häufig an das Romanhafte streifende Selbstbiographie entgegen, zu welcher, wenn sie rein erdichtet ist, der Leser das Motiv nicht finden kann, die aber, wenn wahr, alle in den Journalen umlaufenden Notizen Lügen straft.

Nach ihrem eigenen Geständniß wäre die Gräfin Dora d'Istria bürgerlicher Abkunft, und aus dem in Europa seines traurigen

Schicksals wegen allgemein bekannten christlich-albanesischen Küstenstädtchen Parga gebürtig. Diese kleine unter brittischem Schutz stehende Republik wurde, wie bekannt, durch den Lord Obercommissär der Jonischen Inseln, Thomas Maitland, im Jahr 1819 um einige hunderttausend Pfund an Ali Pascha von Janina ausgeliefert und von den Einwohnern verlassen, die mit ihren kleinen Entschädigungssummen eine neue Niederlassung auf der nahen Insel Korfu zu gründen suchten. Die Gräfin will sich noch der Exodus erinnern, und sie kann auf diese Angabe hin nicht später als um das Jahr 1817 geboren sein.

Von Korfu, erzählt sie weiter, sei sie mit ihren Eltern nach Venedig und dann über den kleinen Bernhard an die griechenfreundlichen Ufer des Züricher Sees gewandert, wo aber nach kurzer Frist zuerst die Mutter und bald nachher auch der Vater dem Kummer und dem Heimweh nach den Olivenhainen von Parga erlegen sei.

Pfarrer Hermann von Stäfa habe die Doppelwaise in seine Familie aufgenommen, und später das geistvolle Albanesenkind der Herzogin v. Melly auf ihrer Villa in Stäfa vorgestellt.

Die reiche, kinderlose, hochgebildete und für die Sache der Hellenen begeisterte Wittwe habe an dem verlassenen Wesen ihr Wohlgefallen gefunden, und es als Ersatz für den ihr selbst versagten Kindersegen gleichsam als Tochter angenommen und für die Ausbildung des jungen Geschöpfes nichts gespart, zuerst in einem Institut zu Genf und dann in Paris unter der Oberleitung der Herzogin selbst.

So lautet die eigene Erzählung der hochgeborenen Verfasserin. Nur ist es auffallend, wo nicht gar verdächtig, daß die Selbstbiographin die Chronologie völlig ignorirt, und selbst des Datums ihrer eigenen Geburt und Schicksalsepochen, sowie ihrer Wanderungen und der endlichen Katastrophe ihrer Eltern mit

keiner Sylbe gedenkt, ja nicht einmal die Namen der letztern nennt, während die biographischen Journalnotizen die wichtigsten Momente ihres Lebens mit einer Präcision feststellen, die eine innige Vertrautheit mit den Familienangelegenheiten des Hauses Ghika verräth, und folglich keinen Widerspruch zu dulden scheint. Warum hat die edle Gräfin, wenn sie wirklich dichtet, diesen Weg eingeschlagen und die Lesewelt durch Fabeln und mirakulöse Abenteuer für ihre erlauchte Person zu interessiren gesucht? Ein ethnographisches Werk verträgt sich schlecht mit Poesie, und ist es der genialen Verfasserin etwa nicht Ruhmes genug, über die meisten ihrer Schreibgenossen emporzuragen

quantum lenta solent inter viburna cupressi?

Im Grunde ist es aber auch völlig einerlei, ob die Verfasserin eine hochgeborene Fürstin oder ein armes Albanesenkind aus Parga ist. Der Geist, nicht der Stammbaum gibt das Maß in der Wissenschaft. Für uns bleibt die erlauchte Gräfin nach ihrem eigenen Willen die parganiotische Pflegetochter einer hochgeborenen Dame aus Paris, die vielleicht gar nicht existirt. Mag nun die Erziehung der Gräfin Dora d'Istria wirklich durch eine Herzogin de Melly oder durch die Sorgfalt des fürstlichen Hauses Ghika geleitet worden sein, die Ausbildung war in jedem Falle classisch. Neben dem Lateinischen und Altgriechischen wurden alle lebenden Sprachen Europa's gelernt. In den Geist der althellenischen Literatur wurde die Gräfin von dem ausgezeichneten griechischen Gelehrten Papadopulos eingeweiht. Das ganze grammatische, historische, geographische, antiquarische, politische, religiöse und philosophische Wissen des Abendlandes wurde von dieser merkwürdigen Albanesin aufgesogen. Die „Adoptivtochter der Herzogin v. Melly“ war, wie sie selbst anzudeuten scheint, selbst in Paris ein Phänomen. Zugleich wäre sie unter dem seit der Fabelzeit in Europa sitzenden Volke der Albanier das

erste weibliche Wesen, das in der Literatur einen berühmten Namen erworben hat. Denn die beiden Königinnen Olympias und Teuta haben sich, so viel man weiß, nicht viel mit Gelehrsamkeit beschäftigt. Wenn die Gräfin in ihrem neuesten Werk Stellen aus Hesiodus, Aristophanes und den Tragikern citirt, und nebenher glänzende Proben ihrer lateinischen Gelehrsamkeit spendet, wird sich unter solchen Umständen Niemand verwundern. Wohl aber muß man mit Recht erstaunen, daß dieses mächtige Ingenium selbst vor der abstrusen Tiefe der deutschen Philosophie nicht erschrak. Um die am Weibe haftenden Mängel als ursprünglich und angeboren zu entschuldigen, wird (Buch II, S. 288, Note 1) Kant über die Vernunftreligion citirt. Wir setzen voraus, daß die Verfasserin das Kant'sche Citat selbst erhoben und nicht von einem ihrer literarischen Freunde erhalten hat.

Mit dem intensiven Studium der altgriechischen Classiker hat die erlauchte Gräfin auch die Begeisterung für den hochadeligen Stammbaum der Neu-Hellenen eingesogen, und in unzähligen Stellen ihres Buches mit einer Andacht und Entschiedenheit zur Geltung gebracht, die man respectiren muß. Man kann wohl begreifen, daß die in Europa aufgestellten Ansichten über das griechische Mittelalter bei der hochgeborenen Enthusiastin sich keines wesentlichen Credits zu erfreuen haben. Doch fällt die Mißbilligung und das verdammende Urtheil der strengen Gräfin nicht auf diese Thesen allein herab, das Unglück trifft, zwar nicht ganz aus demselben Grunde, halb Europa, über welches von der unerbittlichen Zelotin des lateinischen Bekenntnisses wegen ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen wird. Denn die geistvolle Tochter von Parga ist strengorthodoxe Anhängerin der anatolischen Kirche, und ihr neuestes Werk ist, wenn man die Sache beim Namen nennen soll, eine fortlaufende Philippika gegen den lateinischen Katholicismus im Allgemeinen, und gegen den

Pontifex von Rom und gegen den „apostolischen Cäsar von Wien" insbesondere. Vorzüglich scharf nimmt die edle Gräfin in ihrem orthodoxen Grimm die Jesuiten, die apostolischen Missionäre, und die heilige, Mohammeds grüne Farbe tragende Inquisition aufs Korn. Gewiß wird sich die edle Gräfin im Herzen freuen, wenn man den Geist und den Grundgedanken ihrer Schrift herauszufinden und in das rechte Licht zu stellen weiß. Denn diese hochgeborene Dame ist mit allen anatolischen Glaubensgenossen auf das innigste überzeugt, daß die Grundlage humaner Bildung und die wahre Quelle der politischen Glückseligkeit nur in der orthodoxen Kirche des Orients zu finden sei. Im Papst dagegen und im „apostolischen Cäsar von Wien" erkennt die erlauchte Dame einen Bund übelwollender Geister, um die Freiheit, die Tugend und den Fortschritt in der ganzen Welt zu erdrücken und auszutilgen. Um das Project dieses Duumvirats ganz durchzuführen, fehle nur noch, daß der Czar von Rußland den Zudringlichkeiten der römischen Propaganda erliege, und römisch-katholisch werde. Die reformirten Staaten würden nach der Romanisirung Rußlands um so leichter unterliegen, als die protestantischen Fürsten die heilige Sache der religiösen Freiheit ohnehin nur lau vertheidigen, und mehrere dieser protestantischen Machthaber sich sogar nach dem Absolutismus zurücksehnen, welchem das Papstthum überall, wo es herrscht, den Triumph bereitet.

Nach der Meinung der edlen Gräfin liegt es aber in der Oekonomie der Weltordnung, daß diese gräßliche Apostasie des rechtgläubigen Autokraten der Moskowiter auf ewige Zeit unmöglich sei. Wenn also heute noch christliche Tugend, bürgerliche Freiheit und sittlicher Fortschritt in der Welt existirt, so verdanke man es nur den orthodoxen Russen und der Standhaftigkeit, mit welcher der fromme Czar den Verführungskünsten der römischen Kirche und ihrer Jesuiten widerstehe. Was das ponti-

ficale Rom für die Humanisirung des barbarischen Occidents geschaffen und geleistet hat, scheint unsere edle Feindin ganz zu ignoriren. Wie hätte sie sonst Islam und Papstthum für natürliche Alliirte und für die beiden „unversöhnlichsten“ Feinde aller geistigen Güter erklären können, die das irdische Dasein verschönern und erträglich machen? Offenbar liegt der orthodoxen Verfasserin die Antwort des Pontifex an die hülfeflehenden Insurgenten Griechenlands noch tief im Sinn. Nur in dieser Voraussetzung konnte sie die abenteuerliche Thesis aufstellen: das was man in Europa Katholicismus nenne, sei im Grunde nichts anderes als jener christliche Islam, den einst die grausame Isabelle von Spanien in ihren besondern Schutz genommen hat. Mekka und Rom haben in der erhitzten Vorstellung der erlauchten Gräfin die gleichen politischen Tendenzen, und weil dieser Satz in ihrer Adoptivheimat, im katholischen Frankreich, mißfallen könnte, fügt sie bei: la France est philosophe, et non pas catholique. Nebenher ist die Heldin des Byzantinismus doch billig genug einzugestehen, daß auch bei den orthodoxen Gräko-Slaven noch nicht alles tadellos und vollendet sei. Unter anderm hätten diese Völker das Unglück überall nur das Ganze zu fördern, das Individuum aber für nichts zu achten. Allein unter allen christlichen Kirchen, meint sie, sei die römische am wenigsten fähig diesen fatalen Hang zu bekämpfen und nach und nach zu ersticken, weil die römische Kirche selber das „Selfgovernment“ mit souverainer Verachtung behandle. Weit entfernt die Natur der ihr unterworfenen Völker zu verbessern und zu veredeln, sei diese Kirche unermüdlich bestrebt die Fehler dieser Völker incurabel zu machen — eine Behauptung die wahrscheinlich nicht Jedermann begreifen wird. Den meisten Lesern wahrscheinlich neu und unerwartet ist sicher die Anklage, daß durch „die Intriguen und durch die Habsucht“ der mit römischen Ideen getränkten aus-

ländischen Königinnen Polen zu Grunde gegangen sei, — daß die inquisitorische Grausamkeit und die Complotte der römischen Missionäre an der bis heute dauernden islamitischen Knechtschaft Bosniens Schuld seien, — ferner daß Albanien durch römisch-angezettelte Parteiwuth allmählich veröde, und daß selbst der Ruin Italiens auf Rechnung der römischen Kirche und ihrer Priester zu stellen sei.

Wie der Leser sieht, hat die erlauchte Gräfin mit besonderer Nachhaltigkeit die katholischen Mönche aller Farben — „reißende Wölfe in Schafskleidern“ — auf dem Strich. Aus Bosnien z. B. läßt die strenge Verfasserin die römischen Mönche wie „des ignobles vautours“ vor den Janitscharen Mohammeds II. die Flucht ergreifen.

Die Unthaten der polnischen Jesuiten beim Versuch die orthodoxen Kosaken für die römische Kirche zu gewinnen, sind mit so viel Ernst gruppirt, daß man sich mit Abscheu von diesen Scenen wegwenden müßte, wenn im Lande der orthodoxen Anatoliker mehr christliche Duldung und weniger Blut und Barbarei zu entdecken wäre. Die Jahrbücher des rechtgläubigen Byzanz sind aber so voll von kirchlichen Greuelscenen jeder Art, daß man in der That nicht weiß, welche der beiden katholischen Kirchen an barbarischer Wildheit und Glaubenswuth den Vorzug verdient. Oder hat etwa nicht die orthodoxe Kirche von Byzanz dem Mitregenten Michael des Trunkenboldes — dem slavischen Bauernjungen Basilius — die Ermordung seines Herrn und Wohlthäters verziehen, und ihm die Kaiserkrone unter der Bedingung aufgesetzt, daß er die im nordöstlichen Theil Kleinasiens um sich greifenden Reformationsideen niederschlage und vertilge? Der kirchlich absolvirte Kaisermörder hat sein Gelöbniß so gründlich erfüllt, daß in kurzer Zeit über hunderttausend Reformirte ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters durch Schwert, Galgen, Feuer und Pfahl ausgerottet wurden.

Wenn aber die edle Gräfin gar so heiß den kirchlichen Frieden und die christliche Duldung des orthodoxen Klerus rühmt, so soll sie auch nicht vergessen, daß dieser kirchliche Friede und diese christliche Duldung erst dann eingetreten sind, als in der ganzen anatolischen Kirche Niemand mehr zu denken wagte. Sobald der Priester aller Gefahr für seine Autorität und Wohlfahrt ledig ist, wird er selbst sorglos, gleichgültig, unwissend und üppig.

Wenn aber die rechtgläubige Verfasserin beinahe auf jeder Seite ihres Buches von der sprichwörtlichen Habsucht des römischen Klerus redet, wenn sie die lithauischen Dörfer durch die katholische Geistlichkeit bis auf die Knochen abnagen läßt und den Papst selbst beschuldigt, er treibe, da Niemand mehr seinen Ablaß kaufe, einen schimpflichen Handel mit Adelsdiplomen, so hätte die gelehrte Feindin der römischen Geistlichkeit wohl bedenken sollen, daß an Schmutz, Geldgier, Verkäuflichkeit und Raubsucht nichts in der Welt mit den anatolischen Bischöfen verglichen werden kann. Oder ist es etwa nicht in Bulgarien, wo die Verfasserin den wohlthätigen Einfluß des orthodoxen Hellenismus rühmt, daß wiederholt Aufstände gegen den griechischen Episkopat ausgebrochen und Bittschriften nach Stambul gegangen sind, der Padischah möge seine bulgarischen Unterthanen von diesen orthodoxen Blutsaugern endlich erlösen? Den römischen Klerus gegen den Vorwurf der Habsucht zu vertheidigen wird nicht nöthig sein, wir ziehen vor ihn zu entschuldigen. Denn das Laster des Geizes scheint mit gehörigen Ausnahmen aller Priesterschaft so eigenthümlich und gleichsam angeboren, daß man es als Erb- und Standessünde mit einiger Nachsicht behandeln muß. Alles Geistliche liebt das Geld, sagt schon der Tragiker *). Noch deut-

*) Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλάργυρον γένος. Diesen Vers des Sophokles hat auch die Gräfin citirt (I, 97).

licher ist das Sprichwort der Türken: eine Thräne vom Auge des Todten, und eine Gabe vom Hause des Imam erwarte nicht *).

Ein weiteres nicht besonders liebenswürdiges Argument der Freiheitsunfähigkeit des Katholikenthums erkennt die hochgeborne Gräfin in dem Umstand, daß bis jetzt keine katholische Provinz der Türkei ihre Unabhängigkeit wieder zurück erobert habe, und daß die in Albanien so viel als unbekannte Prostitution gerade in jenen Ländern in der höchsten Blüthe stehe, die sich ihres strengen Katholicismus rühmen. So oft im Buche von Städten die Rede geht, wo die Moralität am tiefsten gesunken ist, und die gröbste Unsittlichkeit im Schwange geht, nennt die liebenswürdige Verfasserin immer zuerst Rom und Wien, und zuletzt erst Paris, wo man in der Tugend, wie wir meinen, doch auch nicht viel höher steht als in den beiden Hauptstädten des „infallibeln" Pontifex und des „apostolischen" Cäsars von Oesterreich. Und weil bei den Montenegrinern das Weib vor jedem Unglimpf, ja vor jedem zweideutigen Wort bei Todesstrafe gesichert ist, fragt die edle Gräfin, ob es in Rom, Wien und Paris auch so gehalten werde? Und weil es nun in diesen drei „sündhaften" Städten nicht wie in der Tschernagora gehalten wird, macht die Verfasserin den sonderbaren Schluß, daß katholische und monarchische Gesinnungen dem schwachen Geschlecht keinen Schutz gewähren können.

Das einzige Gute, was in beiden Bänden von den Katholiken gesagt wird, ist Band I. S. 36 zu lesen, wo die edle Gräfin findet, daß die katholischen Bauern im karpathischen Gebirge in der evangelischen Bruderliebe die gelehrten Theologen des Occidents weit übertreffen.

---

*) Den gastlichen Sinn der katholischen Landgeistlichkeit in Deutsch-Tirol, in Oesterreich, Bayern, Schwaben rc. rc. scheint die Verfasserin gar nicht zu kennen.

Am wenigsten Sympathie nach Papst, Rom und Mönchthum empfindet die erlauchte Verfasserin für das Haus Habsburg-Lothringen und seine Politik. Das im ganzen Werke zerstreute Sündenregister dieses erlauchten Hauses ist so feindselig, leidenschaftlich, kleinlich, ungerecht und gehässig, daß man es ohne Nachtheil für den ohnehin erschütterten Credit dieser erlauchten Dynastie gar nicht einmal vollständig recitiren mag. Gleichsam als wäre Rußland das Paradies des liberalen Fortschritts und zugleich das Muster politischer Uneigennützigkeit und Enthaltsamkeit, wird den Oesterreichern vorgeworfen, daß sie das europäische China seien, — daß die österreichischen Prinzen ohne viel Scrupel um sich greifen, — daß sie ihren Ehr- und Ländergeiz hinter religiösen Vorwänden verstecken, — daß sie im Interesse der römischen Propaganda Europa verhindern, über die Zustände Albaniens echte Nachrichten zu erhalten, und daß sie in Serbien zu Gunsten des Absolutismus die Jesuiten einschmuggeln wollen. Dieses und anderes wird man ohne Anstoß wohl noch sagen dürfen.

Ernsthafter wird es schon, wenn die geistvolle Vorfechterin für weibliche Ascendenz von dem verderblichen Einfluß verschiedener, der retrograden Politik des Papstthums ergebenen Prinzessinnen reden will, und nebenher schon vor dem bloßen Gedanken zurückschaudert, daß eine Katholikin als Kaiserin von Rußland zu Gunsten der Jesuiten arbeiten, und die „Bruder-Religion Christi zu einer Rivalin des blutgierigen Islam machen könnte.“ Völlig unberührt aber muß man die Stelle (II. 214) lassen, in welcher die edle Parganiotin in den Listen der staatsschädlichen Weiber ebendieselbe, das Concordat gemacht und Oesterreich erniedrigt haben sollende hohe Dame aufzählt und mit der Pompadour auf gleiche Linie stellt. Niemand in der katholischen Welt wird an den Phrasen der erlauchten Gräfin Aergerniß nehmen, weil Jeder-

mann weiß, daß diese Invectiven aus der Feder einer geschworenen Feindin der Katholiken und ihrer Praxis geflossen sind. — Wer immer Austria und den Papst nicht liebt, der findet für seine antipathischen Gefühle in dieser Schrift reichliche Nahrung. Die erlauchte Gräfin hat sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, ihre orthodoxen Religionsgenossen, wo nicht von jeder Makel rein zu waschen, so doch nachzuweisen, daß es bei den Katholiken des Abendlandes ebenso schlecht, in den meisten Fällen aber noch weit schlechter bestellt sei, als bei den Rechtgläubigen des Orients. Die scharfsinnigen Tadler orthodoxer Fehler, Mängel und Gebrechen, meint die Gräfin, thäten besser vorher an ihre eigenen Jämmerlichkeiten zu denken. So z. B. findet es die Gräfin höchst sonderbar, daß sich die Abendländer über das griechische Klephtenwesen ärgern, und über die von der Soldateska Ali-Pascha's an den Gardikiotinnen verübten Greuel in Bestürzung gerathen, da doch die Krieger Gregors XVI. in Italien ebenso verabscheuungswürdige und ruchlose Dinge verübt haben, und die „Banditen“ in den Staaten „du vicaire de Dieu“ und „de Sa Majesté Catholique“ ein stehender Artikel sind.

Alle diese dem Context wörtlich entnommenen Originalstellen hat man nur in der Absicht aneinandergereiht, um den Gedankengang, das Princip und den Geist dieser Schrift einer osteuropäischen Dame klar und deutlich auszulegen. Das Buch ist eine merkwürdige Erscheinung und verdient doppelte Aufmerksamkeit des Abendlandes. Es spricht hier die Repräsentantin des anatolisch glaubenden Orients mit großer Eleganz, Feinheit und Schärfe klar und unumwunden aus, was man bei den Gräko-Slaven von der Südspitze der Halbinsel Morea bis zum nördlichen Eismeere über die politischen und religiösen Zustände, über Sitte und Moral der lateinischen Culturvölker des Abendlandes denkt.

Die Frau Gräfin Dora d'Istria, den höchsten gesellschaftlichen Kreisen angehörend, drückt im Vergleich mit dem intensiven Abscheu aller Orthodoxen des byzantinischen Reichs vor dem lateinischen Abendland ihre Abneigung noch vergleichungsweise maßvoll aus. Die volle Höhe des orthodoxen Lateinerhasses kann man nur in einlässigem Verkehr mit dem gemeinen Volk, und besonders mit der niedern Geistlichkeit erfahren. Das schlimme in der Sache ist nur, daß die Gräfin von ihrem Standpuncte aus meistens Recht behält und es einem lateinisch Glaubenden häufig räthlicher macht, zu schweigen als zu widerlegen. Auch zweifeln wir mit einigem Grund, ob man sich in den maßgebenden Kreisen des Abendlands eine richtige Vorstellung von der unausfüllbaren Kluft zu bilden weiß, die sich zwischen dem lateinischen Christenthum und der anatolisch-christlichen Ideenwelt im Laufe der Jahrhunderte geöffnet hat. Wenn die Gräko-Slaven, mit den Russen an der Spitze, aus dem großen Sturm, zu welchem sich im Orient langsam die Wolken sammeln, siegreich hervorgehen, und das Uebergewicht in Europa erstreiten sollten — wozu es glücklicherweise noch wenig Anschein hat — wäre dem „Antichrist" von Rom unter den Händen der Orthodoxen im besten Fall das Loos des letzten Chalifen von Bagdad vorbehalten. Viele Leute in Europa werden den Glauben an die Möglichkeit einer solchen Wendung der Dinge für ganz unberechtigt, wo nicht gar für abenteuerlich halten. Sie urtheilen aber so, weil sie den Geist der Anatoliker und ihren unversöhnlichen, den großen Haufen wie die Gebildeten fanatisch durchglühenden Haß gegen den römischen Pontifex und seine „Apostasie" vom apostolischen Christenthum nicht kennen, und in ihrer Phantasie politische Zustände zusammenträumen, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen haben.

Inwiefern es mit den culturhistorischen Ideen und mit den politischen Vorstellungen der erlauchten Parganiotin und ihrer Meinungsgenossen im Occident über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hellenen, sowie über die socialen Bestände der Russen, seine Richtigkeit hat, soll in einläßlicher Analyse ein zweiter Artikel auseinandersetzen.

II.

Von dem glänzenden Lobe, welches der erlauchten Verfasserin im ersten Artikel gespendet wurde, wird im zweiten wohl einiges wo nicht ganz zurückzunehmen, so doch wenigstens auf ein bescheideneres Maß herabzusetzen sein. Die Macht des Ingeniums und die bezaubernde Eleganz des Styls offenbaren sich zwar auch hier in ungeschwächter Majestät und Kraft. Allein gegen die hellenischen Ueberschwenglichkeiten und gegen die Kunst, mit welcher die edle Gräfin die historischen Thatsachen gruppirt, einiges verschweigt, anderes nicht ganz mit Recht zu ihrem Vortheil wendet, aus allem aber ihre eigenthümlichen Consequenzen zieht, wird man wohl seine Bedenken äußern, und hie und da sogar im Namen der Logik, der gesunden Kritik und der geschichtlichen Wahrheit bescheiden und schüchtern Protest einlegen dürfen.

Wenn wir in den Aufstellungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hellenen die geistvolle Verfasserin der „Condition des femmes en Orient" gar nicht mehr erkennen, und die peinliche Bemerkung machen, daß sie vom Standpunct parteiloser Wahrheit und durchsichtiger Schärfe zum Rang einer factiösen und — wir wagen es kaum auszusprechen — einer oberflächlichen Vertheidigerin zweifelhafter und, wie wir besorgen, gar nicht zu rechtfertigender Thesen herabgestiegen ist, so klagen wir nicht das Ingenium der hochgebornen Gräfin und ihren

Tact für das Wahre, wir klagen den bösen Zauber an, mit welchem sie das Studium des griechischen Alterthums und die Conspiration der hellenischen Trümmer von Byzanz neben der Manie des Jahrhunderts gleichsam behext, und wie ein trügerischer Irrwisch vom rechten Pfad abgelenkt und an der richtigen Erkenntniß der Dinge verhindert hat.

Der erste Brief über das schwärmerisch geliebte Hellas ist aus Missolongi datirt, wo die edle Gräfin nach einer traurigen Tour durch ihr albanesisches Heimatland zuerst den griechischen Boden betrat. Aber gleich in der vierten Zeile des Briefes entdecken wir schon einen bedeutenden Irrthum in der Angabe, daß Missolongi*) seinen Ursprung und folglich auch seinen Namen einer Colonie ihrer Landsleute aus dem albanesischen Parga zu verdanken habe. Missolongi ist kein albanisches, es ist auch kein griechisches, es ist ein rein slavisches Wort, und heißt auf deutsch „Mittenwalde", von den beiden slavischen Urwörtern medo, mesdju, mesdisch, mitten, zwischen, und lug, griechisch λόγγος, der Wald. Der Parganiote Pezzalas hat in verhältnißmäßig neuer Zeit nur einen Haufen Albanesen in das halb menschenleere Missolongi geführt, und dem Ort den albanesischen Charakter aufgedrückt, der beim großen Aufstand zum Vorschein kam. Das sind zwar Kleinigkeiten, in der griechischen Sprache ist aber auch das Unbedeutende wichtig, wenn es das Gewebe von Täuschungen zerreißen hilft, mit dem man uns Abendländer umstricken will.

Von der heldenmüthigen Vertheidigung des Städtchens Missolongi durch die albanesischen Sulioten, wobei sich auch das weibliche Geschlecht in seiner Weise hervorthat, nimmt die Verfasserin Anlaß auf die Rolle überzuspringen, die das hellenische Weib von

*) Man findet auch die Lesart „Mesolongi".

den ältesten Zeiten bis zur Thronbesteigung des Königs Otto spielte. Im byzantinischen Imperium, von Arkadius angefangen bis zur türkischen Eroberung von Konstantinopel unter dem letzten Konstantin, und dann in der türkischen Herrschaft selbst, sieht die edle Gräfin nur den ungestörten Fortbestand der alten Hellenenpracht. Das ungalante Wesen der alten Griechen, den isolirten von aller feinen Gesellschaft und Bildung hartnäckig ausgeschlossenen Zustand, in welchem die Hellenen ihre Weiber hielten, die Ignoranz und die Geringschätzung in welcher sie leben mußten, will die Verfasserin nicht verschweigen, und sie geht in parteiloser Schilderung des weiberfeindlichen Alt-Hellas ausnahmsweise so weit, daß sie sogar die berüchtigten zehn Kategorien mittheilt, in welche Simonides von Amorgos, der ungalanteste aller hellenischen Dichter, die Frauencharaktere eintheilen zu müssen glaubte. Diese hellenische Classification ist aber so skandalös und den Begriffen, die man bei den Germanen vom Weibe hat, so widerstrebend, daß man die Uebertragung aus der fremden Sprache kaum wagen darf. Was sollte man aber auch von einem Mann erwarten, der vom Grundsatz ausging: das größte Uebel das Zeus erschuf, sei das Weib, und einen ganzen frohen Tag erlebe derjenige nicht, der ein Weib habe! Wundert man sich also, wenn Simonides in der ersten und zahlreichsten Classe der Frauen den Charakter der „truie fangeuse“ erkennt, und andere in die Kategorie der knurrenden Hündin, des stutzköpfigen Esels, des magern und diebischen Marders, der häßlichen und bösen Aeffin versetzt, und erst in der zehnten und am wenigsten zahlreichen Classe die „arbeitsame Biene“ finden kann? Leider muß man gestehen, daß ganz Hellas der Meinung des Simonides huldigte, und seinen Frauen-Kanon als Richtschnur der Conduite gegen das zarte Geschlecht anerkannte. Die patriotische Verfasserin versäumt nicht, durch glänzende Exempel vom Zeitalter

der Sappho und Aspasia bis zu der berühmten von den Alexandrinischen Christen ermordeten Philosophin Hypatia herab diese Geringschätzung als unberechtigt zu verdammen, da die althellenischen Weiber ebenso viel Verstand, Weisheit und Energie wie die Männer zeigten. In ihrer wahren Größe zu Tage gekommen seien aber die bisher ungekannten Vorzüge des hellenischen Weibes erst durch das Christenthum, welches durch Aufstellung höherer Sittlichkeitsideen und durch völlige Umgestaltung der socialen Verhältnisse die Lage des Weibes wesentlich verbessert habe. Als lebendige Beweise christlicher Emancipation, würdevollen Wandels und staatsmännischer Befähigung bringt die Verfasserin verschiedene regierende Frauen des byzantinischen Kaiserhofes: St. Helena, St. Pulcheria, Eudoxia, St. Irene, Zoë und Theodora mit einer zweiten Eudoxia auf die Bühne, und bemerkt in einer Note, daß auch Theodora, Gemahlin Justinians I., einen unermeßlichen Einfluß auf die orthodoxe Geschichte des Orients übte, und daß während der Minderjährigkeit Michaels III. eine dritte Theodora Regentin war (842 n. Chr.). Nur die Usurpatorin Martina, Wittwe Heraclius' I. (642 n. Chr.), dann Theodosia, Gemahlin Leo's V. (820 n. Chr.), Zoë, Tochter des Porphyrogenitus, und Theophano, Gemahlin Romanus' II. (955—963 n. Chr.), hat die edle Gräfin weggelassen, und durch diese Weglassung fünf kaiserliche Giftmischerinnen weniger in ihr Register tugendhafter und talentvoller Griechinnen eingetragen. Bei diesen vierzehn kaiserlichen Frauen, die man uns als Muster des weiblichen Genius der Hellenen hinstellt, bleibt St. Helena, die Concubine des Konstantius Chlorus, aus dem Spiel, weil Helena erst im vorgerückten Alter von ihrem Sohn St. Konstantin I. zwar den Titel, aber nicht die Macht und den Einfluß einer Augusta erhalten hat, und weil sie eigentlich noch der Mythenzeit des Christenthums angehört. St. Pulcheria dagegen,

die Maria Theresia von Byzanz, Schwester und Schutzgeist des an Geist und Körper blöden Theodosius II. (408–450 n. Chr.), und Eudoxia, die kluge und gelehrte Wittwe-Regentin Konstantin Dukas' (1067), sind die beiden einzigen achtbaren Autokratinnen von Byzanz im Laufe von mehr als tausend Jahren. Von den übrigen haben acht aus Herrschwuth ihre Männer und selbst ihre eigenen Söhne umgebracht; zwei dagegen, Eudoxia, Gemahlin Theodosius' II. (421 n. Chr.), und Theodora, die ehemalige Tänzerin, öffentliche Dirne und Gemahlin Justinians I. (536 n. Chr.), haben zwar ihre Männer und Söhne nicht ermordet, aber durch ihre skandalöse Aufführung Schmach auf ihr Haus und Unehre auf ihr ganzes Geschlecht gebracht. Die schlimmsten von allen diesen kaiserlichen Prinzessinnen waren aber St. Irene von Athen und Kaiserin Theophano von Byzanz. St. Irene übernahm nach dem Tod ihres Gemahls Leo (780 n. Chr.) für ihren unmündigen Sohn Kaiser Konstantin VI. die Regentschaft, ließ aber Se. kaiserliche Majestät, ihren Sohn, als er im zwanzigsten Lebensjahre selbst regieren wollte, zuerst auspeitschen, und später, weil er auf seine Rechte durchaus nicht verzichten wollte, so grausam blenden, daß er in Folge der barbarischen Operation den Geist aufgab.

Im orthodoxen Byzanz wurden nicht etwa bloß Feldherren, Staatsminister und Patriarchen*), es wurden auch kaiserliche Prinzen öffentlich ausgepeitscht, die Autokraten selbst aber, um das Gleichgewicht herzustellen, wurden vergiftet, verstümmelt oder mit Aexten todtgeschlagen.

Kaiserin Irene suchte die Gewissensbisse über den gräßlichen Sohnesmord durch Wiederherstellung des Bilderdienstes und durch

*) Sr. Heiligkeit Kyr Johannes, dem Patriarchen des Erdkreises, wurden auf Befehl der Kaiserin Theodora zweihundert Hiebe aufgemessen (842 n. Chr.).

fromme Gaben an die Mönche zu stillen, wurde aber doch durch eine Palastrevolution vom Thron gestoßen (802 n. Chr.) und in ein Kloster nach Mitylene verbannt, wo sie, wahnsinnig über die verlorne Herrschaft, bald verschied, und von den dankbaren Mönchen der orthodoxen Kirche heilig gesprochen wurde. Wohl fühlend, daß die Beatification einer Sohnesmörderin bei gewissenhaften Lesern im Abendland Aergerniß geben könnte, beschwichtigt die edle Gräfin unsere Bedenken mit der Erinnerung, daß es auch die römische Kirche mit der Kanonisation ihrer Gläubigen nicht so genau nimmt, und neben der rachsüchtigen Königin Clotilde sogar den „blutdürstigen" Pius V. in dem Heiligenkalender eingeschrieben hat. Die Verfasserin tadelt zwar die Mordthat der heiligen Irene, entschuldigt aber das Verbrechen mit der rohen Sitte despotischer Staaten des achten Jahrhunderts, und mit dem Umstand, daß selbst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert noch Peter III. und Paul I. von den Russen erdrosselt worden seien.

An geistiger Begabung bleibt Theophano, die jugendliche Gemahlin des im vierundzwanzigsten Lebensjahr verstorbenen Kaisers Romanus II., hinter St. Irene weit zurück, an Liederlichkeit und Unthaten aber geht sie ihr weit voran. Als Regentin für ihre beiden unmündigen Söhne Basilius und Konstantin ließ Theophano zuerst ihren Buhlen, den siegreichen Oberfeldherrn der Armee des Orients, Nicephorus Phocas, nach Konstantinopel kommen, und unmittelbar darauf den nach Lesbos verbannten Exkaiser Stephanus im heiligen Abendmahl vergiften. Nicephorus Phocas hielt aber Theophano im Palast eingesperrt, und gab ihr erst, nachdem ihn das Heer zum Kaiser ausgerufen hatte, als seiner legitimen Gemahlin, die Freiheit zurück. Nach einigen Jahren schenkte aber Theophano, des Gemahls schon wieder überdrüssig, ihre Neigung dem ebenfalls berühmten Feldherrn Tzimisces,

und ließ den neuen Günstling mit seiner Mörderbande bei Nacht heimlich in den Palast, um den Kaiser im Schlaf zu ermorden, und den Leichnam über die Schloßmauer in den Schnee hinauszuwerfen (969 n. Chr.). Statt die Doppelmörderin zu heirathen, wie sie hoffte, trieb Tzimisces das kaiserliche Ungethüm aus dem Palast, und verbannte es in ein entlegenes Nonnenkloster im östlichen Kleinasien.

Nicht viel rühmlicheres ist von den beiden Schwestern Zoë und Theodora, Töchtern Konstantins VIII., des Sohns der vorgenannten Theophano, zu erwähnen. Beide Prinzessinnen kamen auf den Thron, und lenkten durch ihre Intriguen, ihre Liebschaften und ihre Giftmischereien die öffentlichen Angelegenheiten von Byzanz von 1028 bis 1056 beinahe ausschließlich. Zoë, selbst schon einundfünfzig Jahre alt, ließ ihren ältlichen Gemahl Romanus III. zuerst langsam vergiften, und nachher im Bad ersticken, um den schönen Geldwechsler Michael den Paphlagonier zu heirathen (1034—1041), dessen Neffe und Nachfolger, der von Zoë adoptirte Kalaphates, seine Adoptivmutter wie eine Sclavin behandelte, und auf die Prinzeninseln exilirte. Ein Volksaufstand nöthigte ihn aber die verbannte Gattenmörderin wieder aufzunehmen, sie mit ihrer Schwester, der weiland liederlichen Nonne Theodora, als Autokratin anzuerkennen, selbst aber in ein Kloster zu gehen, wo ihm die neue Augusta Theodora die Augen ausstechen ließ (1042). So tief stand damals schon der sittliche Maßstab für die Handlungen der Menschen in Byzanz, daß diese beiden nach unsern Begriffen nicht achtbaren Prinzessinnen die Lieblinge des Volkes waren, und durch die öffentliche Stimme zu gemeinschaftlichem Regiment auf den Thron erhoben wurden.

Die Regierung dieser beiden mit Verbrechen belasteten Schwestern wird von der edlen Gräfin Dora d'Istria als die glücklichste

Zeit von Byzanz gepriesen. Es wurde auch in der That der Mißbrauch des Aemterverkaufs auf eine kurze Frist abgeschafft, und nur zu schnell wieder eingeführt. Die Herrlichkeit dauerte aber nur drei, nach Cedrenus gar nur einen Monat, weil Zoë, auf die Popularität der Mitregentin eifersüchtig, durch eine neue Heirath in den Alleinbesitz des Throns zu gelangen suchte. Anfangs dachte Zoë an einen gewissen Konstantin Katepano, mit dem sie seit vielen Jahren vertrauten Umgang hatte. Wie aber der Auserkorene durch seine eigene Gemahlin vergiftet wurde, heirathete die zweiundsechzigjährige Prinzessin den designirten Statthalter von Griechenland Konstantin Monomachus (1042—1055). Theodora wurde beseitigt, bestieg aber nach dem Tode Zoë's und ihres kaiserlichen Gemahls mehr als siebzigjährig neuerdings den Thron, auf welchem sie zwei Jahre lang allein, nach der Meinung der Frau Gräfin, mit großem Ruhme saß (1055—1056). Gleichzeitige Berichte loben zwar ihre friedliche durch zwei fruchtbare Jahre gesegnete Regierung, fügen aber bei, daß die altersschwache Autokratin die Staatsgeschäfte völlig ihren Eunuchen überließ, nachdem sie vorher einige mißliebige Magnaten verbannt und ausgeplündert hatte.

Das sind die kaiserlichen Tugendheldinnen, die uns Abendländern von der orthodoxen Gräfin Dora d'Istria als lebendige Muster der Segnungen vorgeführt werden, welche das Christenthum über das hellenische Weib ausgegossen haben soll. Wir dürfen die erlauchte Verfasserin nicht hindern, über den „Esprit" der kanonisirten Kaiser- und Sohnesmörderin Irene in Ekstase zu gerathen, von uns aber soll sie das nicht verlangen.

Administrative Geschicklichkeit, Talent und Energie kann man den byzantinischen Prinzessinnen freilich nicht absprechen. Wenn sie aber im Sinn der edlen Verfasserin auch für weise und heilig gelten, wird dieses Urtheil wahrscheinlich nicht Jedermann unter-

schreiben wollen, weil nach abendländischen Moralbegriffen der Anfang aller Weisheit und Heiligkeit die Furcht Gottes ist, und gottesfürchtige und heilige Prinzessinnen weder ihre Männer noch ihre Söhne ermorden, um an ihrer Stelle zu herrschen.

In Europa wollen zwar politische Casuisten die Thesis vertheidigen: die Staatsraison gehe über alle Moral, und es sei besser es sterbe ein Mensch, als daß das ganze Volk umkomme. Aber auch dieser Entschuldigungsgrund findet auf die kaiserlichen Prinzessinnen von Byzanz keine Anwendung, weil nicht das Verlangen den Staat zu retten, sondern Unzucht, Goldgier und ungezügelte Herrschsucht ihre Hand zum Verbrechen führte. Im Gegentheil ist durch Ermordung ausgezeichneter Feldherren und Staatsmänner, eines Nicephorus Phocas, eines Romanus III., der Ruin des Reiches erst recht beschleunigt worden. Die Schranken, welche das Weib bei den alten Hellenen beengten, hat das Christenthum zwar niedergerissen, die bösartige Natur der hellenischen Klytämnestren veredelt, gebändigt und verbessert hat es aber nicht.

Dieses christliche Byzanz ist so voll sittlicher Fäulniß und ekelhafter Greuel, daß man sich gar nicht verwundern soll, wenn die Europäer von diesen widerlichen Dingen gar nichts wissen wollen, und jene Literaten bemitleiden, welche, um die abendländischen Begriffe in diesem Punct zu verbessern, Zeit und Kraft verschwenden. Indessen darf man die Herausforderungen der fanatisch-orthodoxen Albanesin doch nicht unbeantwortet lassen. Um dieses giftgeschwollene und aus dem Gedächtniß der Abendländer so viel als ausgetilgte gräko-slavische Imperium wieder in den Kreis wissenswürdiger und nützlicher Studien zurückzuführen, wird von der Verfasserin nicht nur der historischen Wahrheit Gewalt angethan, es werden, um dieser sentina malorum bei den Europäern wieder zu einigem Credit zu verhelfen, selbst

die ewigen Grundlagen der Moral erschüttert. Denn bei uns hält man mit Hartnäckigkeit, wenn auch nicht überall in der Praxis, so doch wenigstens in der Theorie, den Grundsatz fest, daß das Sittengesetz auch in der Politik seine unabweisliche Geltung habe, und daß wahre politische Größe ohne Gerechtigkeit nicht zu erringen sei. Und wir hätten, wenn man gegen Damen so streng verfahren dürfte, nicht übel Lust, in dieser Bestechung der europäischen Wissens- und Moralbegriffe die edle und geistvolle Gräfin Dora d'Istria als Hauptschuldige anzuklagen. Nicht bloß in der Kunst der Darstellung, auch an Talent, Energie und Wissenschaft übertrifft die erlauchte Verfasserin, wo nicht alle, so doch die meisten, Griechen wie Abendländer, die über Neu-Hellas geschrieben haben. Und um so gefährlicher würde bei Lesern, die sich um solche Dinge kümmern, die Wirkung des Buches sein, wenn es die Bestände in Hellas etwa nicht im historisch-correcten Sinn behandeln, und nach dem Muster vieler byzantinisch-ungelehrten Abendländer nicht bloß den tiefen Standpunct des hellenischen Weibes in Byzanz, sondern auch die Revolutionen leugnen wollte, die von der Mitte des sechsten bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch Einführung einer neuen Bevölkerung fast den ganzen illyrischen Continent verwandelt haben.

In der Absicht Mit- und Nachwelt zu täuschen, ein ganzes Jahrtausend, weil es mißliebige Begebenheiten erzählt, aus der Geschichte des östlichen Europa wegzustreichen, ist ein desperates Spiel, dessen Folgen ich nicht verantworten möchte.

Wollte man bloß aus den beiden von Athen und Nauplia datirten Briefen urtheilen, so wäre Grund zur Besorgniß vorhanden, die edle Gräfin möchte trotz ihrer glänzenden Begabung und ihres umfassenden Wissens von dem gefährlichen Irrthum

nicht unberührt geblieben, ja tiefer als viele ihrer gleich hellenomanen Zeitgenossen im Schlamm versunken sein.

Wir bitten die edle Parganiotin voraus um Verzeihung, wenn wir ihre Befunde in Attika und im Peloponnes weder gründlich, noch historisch wahr, noch ihrer Gelehrsamkeit und ihres Ruhms würdig finden, und wenn wir uns verwundern, wie die geistvolle Lobrednerin des hellenischen Weibes uns Europäern hohle Phantasiegebilde als geschichtliche Realität zum Besten geben mag. In den heutigen Bewohnern von Attika und Athen erkennt die edle Verfasserin das reine Blut des witzigen, geistreichen, kunstsinnigen, classisch gebildeten und dem Dorismus des Peloponneses noch heute antipathischen Geschlechts der Jonier, während heut in Europa doch Jedermann weiß, daß die Bevölkerung der Landschaft Attika, und zum Theil selbst der Stadt Athen, nicht einmal griechischredende Byzantiner, noch viel weniger „Marathonomachen“, wie der Idealist Perrhäbos will, sondern ehrbare aus der Toskerei eingewanderte und ihre eigene Muttersprache redende Albanesen sind, und daß sich nur in der Stadt Athen in neuester Zeit eine elegant griechisch-sprechende, aus allen vier Winden zusammengewehte, täglich wachsende Bevölkerung gesammelt hat, die weder vom Jonismus noch vom Dorismus etwas weiß. Die Albanesen Attika's sind wie alle ihre Landsleute ein hartes, arbeitslustiges, sparsames und kriegerisches Geschlecht, das die Türken liebte, vom Aufstand nichts wissen wollte, und in einigen Ortschaften sogar auf die griechischen Insurgenten Feuer gegeben hat.

In Nauplia findet Madame la Comtesse den Peloponnes ebenfalls noch ganz dorisch, und den Gegensatz zwischen Athen und Sparta noch ganz so lebendig wie im Alterthum; nur habe sich das ingenium Spartanum in den Taygetus zurückgezogen. Aber eben der Taygetus war zugleich mit Arkadien, wie die

Byzantiner sagen, der slavinisirteste Theil des Peloponneses, und hat seinen „sarmatischen" Habitus länger bewahrt als die übrigen Districte der Halbinsel.

Die Geschichte nennt sogar die Slavinenstämme, die sich auf beiden Halden des Gebirges niedergelassen haben. In Arkadien dagegen war die scharfsinnige Gräfin so glücklich, nicht etwa Griechen von Byzanz oder Hellenen des peloponnesischen Kriegs, sondern die antediluvianischen Pelasger des fabelhaften Königs Lykaon zu finden, in dessen Palast einst Zeus ein Abendessen eingenommen hat. Zur Ehre der Verfasserin müssen wir glauben, daß sie vom Peloponnes nur wenig, von Arkadien aber gar nichts gesehen hat, und daß ihr Dictum aus der Einbildung und nicht aus redlicher Beobachtung geflossen ist.

Diese Aufstellungen als das zu bezeichnen, was sie eigentlich sind, dürfen wir, ohne der hochgebornen Gräfin zu mißfallen, in keinem Fall wagen. Eine edle Dame schulgerecht zu widerlegen und durch unabwehrbare Argumente zu beängstigen, wäre ungalant, und vielleicht nicht einmal schicklich. Wir versagen uns daher dieses Vergnügen aus Artigkeit, und erlauben uns nur die edle Verfasserin auf die ganz anders lautenden Nachrichten aufmerksam zu machen, welche uns ihre Kirchengenossen, die griechischen Chronisten von Byzanz, über die peloponnesischen Zustände im Mittelalter hinterlassen haben. Diese hellenischen Historiker sagen ganz unverhohlen und klar: nicht bloß Hellas und Epirus, auch der Peloponnes sei nach Vertilgung der alten dünngesäeten Bevölkerung, mit Ausnahme weniger Küstenorte, von scythischredenden Slaven besetzt gewesen, und zwar so dicht und exclusiv, daß sich über zweihundert Jahre lang kein griechischredender Christ, ohne ermordet zu werden, in das Innere der heidnischen Halbinsel wagen durfte. Den strengen Idealisten gegenüber, für welche die Geschichte von Byzanz gar nicht existirt,

und welche in ihren historischen Concepten von den Zeiten des trojanischen Kriegs unmittelbar auf König Otto überspringen, macht die edle Gräfin doch eine rühmliche Ausnahme. Das Gewicht der Thatsachen wiegt in ihrem Sinn so schwer, daß sie, zwar ohne zu sagen wann und wie, die Besetzung des Peloponneses durch die Race der „scythischen" Slaven willig eingesteht. Gleichsam als hätte sich aber die Verfasserin durch diese Concession schon zu viel vergeben, läßt sie die Eindringlinge durch die Kaiserin St. Irene wieder aus dem Lande treiben. In diesem Satz ist die ganze Streitfrage über die Geschichte Griechenlands im Mittelalter concentrirt. Wenn die Verfasserin durch hinreichende, nicht aus der Phantasie und dem Gefühl, sondern aus den griechischen Chroniken von Byzanz geschöpfte Argumente beweisen kann, daß im Peloponnes niemals ein radicaler Bevölkerungswechsel stattgefunden habe — daß die Besetzung des Eilands durch die Slavinen nur temporär und gleichsam militärisch gewesen sei, und folglich ihre Dorier im Taygetus und ihre antediluvianischen Pelasger in Arkadien durch Auflagen und Plünderung von Seiten der im Lande sitzenden Barbaren zwar belästigt, aber in ihrem Bodenbesitz nicht gestört worden seien, wenn, sagen wir, die Verfasserin diese drei Puncte beweisen kann, hat der Streit ein Ende, und bleibt der edlen Gräfin der Ruhm, eine historische Controverse, die seit dreißig Jahren Unfrieden, Zwiespalt und Hader gestiftet hat, durch ihr mächtiges Talent und ihr tiefes Wissen zum Vortheil der Idealisten endgültig entschieden zu haben. Noch ist dieser Beweis nicht geliefert, denn ein vages und argumentloses Dictum, ein Sie-hat-es-gesagt wird in der Wissenschaft für nichts gerechnet. Schon der Sinn, den die Verfasserin in die oben berührte peloponnesische Slavenstelle der Kaiserin Irene hineindeutet, gibt, wie wir besorgen, ein ungünstiges Vorurtheil über den Erfolg, den die hochgeborne Gräfin

in dem ihr zugeschobenen großen historischen Beweis erwarten läßt. Um die Gewissensbisse zu stillen und die mörderische Unthat vergessen zu machen, warf sich Irene — diese Katharina II. von Byzanz — dem Schlachtengott in die Arme, und überzog nach einem schimpflichen Frieden mit dem Chalifen von Bagdad durch ihren Feldherrn Stauracius die vom Bischof Wilibald schon um das Jahr 723 „Slavinien" genannte, ganz von Slaven bewohnte, mit slavischen Ortsnamen übersäete, in mehrere von einander unabhängige Tschupanien getheilte und von Byzanz völlig losgerissene Halbinsel Peloponnes mit Heeresmacht. Es war aber nur ein erster Versuch, ein flüchtiger Plünderungszug ohne weitere Folgen, als daß Stauracius eine Anzahl kriegsgefangener Slavinen, worunter einige Kaziken, im Triumph nach Konstantinopel brachte.

In diesen kriegsgefangenen Peloponnesiern des Feldherrn Stauracius sieht die patriotische Gräfin die Unterjochung des ganzen Eilands, und die völlige Ausleerung der dichtgedrängten, ackerbauenden und kühemelkenden Slavinenbevölkerung aus ihrer damals schon mehr als einhundertfünfzig Jahre occupirten Heimat. Das Eiland blieb aber slavinisch wie zuvor, und es brauchte noch zweihundert volle Jahre Kampf und Noth, bis sich die besiegten Tschupane des heidnischen „Morea" — so benannten die neuen Besitzer zuerst den fettesten Theil des Landes, und am Ende die ganze Halbinsel — nach wiederholten Aufständen endlich in ihr Schicksal fügten, das Christenthum annahmen, und als tributpflichtige Unterthanen dem Autokraten von Byzanz gehorchten.

Diese Berichtigung einer irrthümlichen Auslegung der obenbenannten byzantinischen Stelle konnte man der hochgebornen Gräfin bei aller Artigkeit nicht erlassen. Wir bleiben aber streng bei der Sache, und folgen in unserer Argumentation den Thesen

der patriotischen Vorkämpferin für den idealen Hellenismus Schritt für Schritt.

Bis die slavinischen Moraiten ihre Muttersprache ganz vergaßen und das Bulgärgriechische ihrer Besieger annahmen, dauerte es gegen achthundert Jahre. Und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wundert sich der gelehrte und vielgereiste Athener Chalkokondylas über den sonderbaren und ganz unerwarteten Befund, daß die Bewohner des Maina-Gebirges in Kleidung und Sprache ganz und vollkommen den Leuten gleichen, die er in „Moskovien" und „Sarmatien" gesehen habe. Dieses Citat ist ein gefährliches Argument gegen die Verfasserin, die in patriotischer Glut dem slavinischen Unwesen in Hellas und auf Morea noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts ein gründliches Ende machen läßt. Zum Unglück für die hochgeborne Enthusiastin scheint Chalkokondylas' Zeitgenosse, der byzantinische Statistiker Mazari, das Dasein einer slavischredenden Bevölkerung auf Morea noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht bloß zu bestätigen, er scheint die Sache noch zu verschlimmern. Denn von den sieben Kategorien, in welche Mazari die Peloponnesier seiner Zeit eintheilt, werden neben Slavinen, Italienern und den frisch eingewanderten Albanesen zwei ganze Kategorien den Juden und den Zigeunern (*Αἰγύπτιοι*) zugewiesen, die in großer Anzahl auf Morea lebten, und sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischten. Jüdische Bastarde (*ὑποβολιμαῖοι*), sagt Mazari, seien nicht wenige auf dem Eilande.

Die Kinder Israel hatten im byzantinischen Reiche Grundbesitz, und trieben Ackerbau und Milchwirthschaft ebenso gründlich, wie sich andere den Handelsgeschäften und dem Geldwechsel ergaben. Ein Decret aus dem siebenten Jahre Basilius' I, Gründers der slavischen Kaiserdynastie von Byzanz (867—886), nöthigte alle Israeliten des Reichs durch den Reiz hoher Ehren-

stellen und reicher Geschenke, sich taufen zu lassen. Wie später unter Isabelle von Castilien bekannten sich alle grundbesitzenden, vornehmen und reichen Juden des Kaiserthums unter Basilius I, wenigstens dem Schein nach, zum Christenthum.

Wir fragen alle jene, welche Griechenland überhaupt, besonders aber Morea und den slavinisirtesten aller Districte der Halbinsel, das „pelasgische“ Arkadien, bereisten: ob sie beim Anblick gewisser Physiognomien und Gestalten nicht unwillkürlich an die zwei Kategorien des Mazari dachten? Zur nämlichen Zeit schreibt Phrantzes, Finanzminister des letzten Morea-Fürsten aus dem Hause der Paläologen: der Peloponnes sei zur Hälfte von Albanesen und zur Hälfte von Griechen, d. h. von jenem Mischlingsvolke bewohnt gewesen, das sich im Laufe der Zeit aus den sieben Elementen des Mazari gebildet hatte.

Demnach ist es auch kein Wunder, wenn die Moraiten bei den übrigen Griechen des Königreichs noch heute nicht ganz als ihresgleichen angesehen und behandelt werden. Bei einem lebhaften Wortwechsel, den wir einst in Aetolien mit den griechischen Pferdeführern hatten, sagte einer ganz trocken: „Wenn ihr Schimpfworte liebet, geht hinüber nach Morea, dort könnet ihr zu den Leuten sagen was ihr wollt, bei uns geht das nicht.“

III.

Auf diese ganz aus griechischen Historikern geschöpften Angaben hin hätte es mit den stolzen Morea-Doriern der Frau Gräfin Dora d'Istria allerdings seine Bedenklichkeiten. Wir wollen aber aus achtungsvoller Rücksicht für die hochgeborne Verfasserin, so wie für ihre zahlreichen Meinungsgenossen, welche das neue Hellas nicht aus der historischen Vergangenheit und aus documentirten Thatsachen, sondern aus der Idee construiren, die Acten noch nicht für geschlossen erklären; wir wollen den Gegenstand noch als offene Frage behandeln, und die verzweifelten Argumente noch nicht als unbestreitbare Thatsachen, sondern als bloße Zweifel und Bedenken hinstellen, die uns noch immer hindern, den idealistischen Anschauungen der edlen Gräfin in vollem Maß zu huldigen.

Von dem Genie der erlauchten Verfasserin wollen diese Zweifel und Bedenken ihre endgültige, die abendländische Wissenschaft beruhigende Lösung erwarten, und bis diese Lösung wirklich erfolgt, bleibt das Urtheil suspendirt. Wenn es aber der erlauchten Gräfin nicht gelingen sollte, durch unwiderlegliche Beweisstellen die Nachrichten der griechischen Autoren von Prokopius bis Mazari als muthwilligen Irrthum und als fortlaufende Conspiration gegen ihr eigenes Volk zu entlarven, besonders aber den kritischen Occident zu überzeugen, daß die Mazari'schen Gestalten in Hellas und besonders auf Morea nicht existiren, und daß die Land-

bevölkerung in Marathon, in Eleusis, in Menidi, und selbst im albanesischen Stadtviertel von Athen statt *τί κάμνεις* (was machst du?) nicht tschben, und statt *καλὴ ἡμέρα* und *καλὴ ἑσπέρα* nicht mire ditta und mire mbremma sprechen, so ist für die Verfasserin wenig Aussicht, daß man im Occident den Hauptinhalt ihres fünften Buches, hauptsächlich die Briefe II, III und IV (I. S. 374—401), für mehr als ideales Gedankenspiel, für eitel Poesie und Fabel hält.

Eigentlich begreift man gar nicht, warum die Leute in Hellas und auf Morea gar so erpicht sind, ihren Stammbaum auf das verwitterte, ausgelaugte und waffenscheue Residuum der byzantinischen Hellenen zurückzuführen, da doch diese Hellenen nach dem eigenen Geständniß der Verfasserin im Gegensatz zu den ackerbauenden Slaven und Albanesen Griechenlands kein Geschick zur Feldarbeit haben, und nur Krämer, Geldwechsler, Klephten, Priester und Piraten sind. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß die in Athen regierenden Hellenen von Byzanz gar nicht wissen, welche Beschaffenheit es mit der Landbevölkerung, dem eigentlichen Kern der Nation, vor den Thoren der Hauptstadt habe. Von der Vergangenheit nichts zu wissen und die Gegenwart aus der Phantasie zu deuten, erscheint häufig als stehende Eigenheit der Machthaber aller Zeiten und aller Orte.

In Europa greift nach Wiederaufnahme der seit Du-Cange verlassenen Studien der Byzantiner allmählich die Ueberzeugung Platz: die althellenische Race habe sich nur in den Colonien am Bosporus, auf den sporadischen Inseln und auf der Nord- und Westküste Kleinasiens erhalten, sei aber im Urlande, dem eigentlichen, schon während der römischen Herrschaft großentheils verödeten Hellas, vom Tempethal bis zur Südspitze des Peloponneses, bis auf unbedeutende Reste gänzlich verkommen und durch eine nichthellenische Bevölkerung ersetzt worden. In den benannten Co-

lonien, namentlich in den beiden Kaiserstädten Konstantinopel und Trapezunt, hat sich die althellenische Sprache zwar nicht in der primitiven Reinheit, aber doch im Wesen ununterbrochen bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich schon Justinian I. nach einer großen Pest auf einmal siebzigtausend slavinische Barbaren mit vollem Bürgerrecht in das halbböde Byzanz verpflanzte. Früher hat man gemeint, auch das von den Slaven oft bestürmte, aber niemals bezwungene und von ihnen Solun genannte Thessalonich habe seine hellenische Bevölkerung allen Stürmen zum Trotz unversehrt erhalten. Die Metamorphose hat aber auch Thessalonich verschlungen. Kaiser Michael III. (842—867) sagt ausdrücklich, seine treuen Unterthanen, die Bürger von Thessalonich, redeten alle insgesammt das „Slovenische" von Haus aus mit der größten Eleganz*). Der Ruin der Hellenen in Europa stellt sich überhaupt als viel bedeutender heraus, als man bisher vermuthete. Und man hat aus eigener Unkunde in der Sache immer noch zu wenig gesagt.

Wenn man in unsern Tagen von echten Hellenen reden will, so sind es — um von vielen nur einige zu nennen — die Alttrapezuntier Kallimachi und Murusi, die Rhangabe, die Maurokordatos, die Notaras, die Hypsilantis, die Kantakuzenos mit einer Anzahl am goldenen Horn lebender Colonialgeschlechter, in welchen sich mit dem Blut und mit dem Geist der Intrigue und der Unbotmäßigkeit auch die Feinheiten, der gute Geschmack und das elegante Ingenium des byzantinischen Kaiserhofs, selbst nach der türkischen Eroberung noch, erhalten haben. Diese kostbaren colonial-hellenischen Ueberbleibsel, in welchen der hohe Klerus eine wesentliche Rolle spielt, sind im Lauf der Jahrhunderte auf das kleine Häuflein zusammengeschmolzen, das man in Europa

*) Vgl. Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen XIII, 1. 1854, nach Ginzel's Slavenapostel S. 34 und Anhang I, 25. A. d. H.

Phanarioten nennt. Dieses kleine Häuflein vornehmer und reicher Hellenen suchte bei dem großen Aufstand Griechenlands die Bewegung in seine Hände zu bringen, sie in seinem Sinn zu lenken und nach Vertreibung der Türken aus Stambul, woran diese Phanarioten in Ueberschätzung der eigenen wie der Insurgenten-Kräfte nicht zweifelten, unter einem Autokraten aus ihrer Mitte das byzantinische Reich wiederherzustellen, um an dem neuen Kaiserhof das alte Spiel wieder zu beginnen.

Ein vom Reichsverband losgerissenes, slavinisch constituirtes Hellas hat das orthodoxe Regiment von Byzanz amtlich niemals anerkannt, und deswegen in seinen statistischen Tabellen auch die alten Ortsnamen in Hellas unverändert fortgeführt, obwohl selbst die Ruinen derselben schon verschwunden waren. Nach Vorgang dieser alten Hofsitte wurde das Völkergemisch auf Morea und in Rumelien von den byzantinischen Archonten für alte Hellenen gehalten, in welcher Nomenclatur sie das gelehrte Abendland tapfer unterstützte. Der Instinct warnte aber die insurgirten Provinzen vor diesen, ihnen und ihren Interessen fremden, nach Herrschaft und Gewalt lüsternen Männern. In der Unmöglichkeit ihre Ansprüche geltend zu machen, mußten sie endlich das Regiment den Eingebornen überlassen, und sich mit untergeordneten Stellungen begnügen.

Wie wenig aber von dem hellenisch-byzantinischen Restaurationsproject in Erfüllung ging, und in welchem Maß auch dieses wenige sein Heil nur dem Abendland verdankt, weiß in Europa, außer den Hellenen und der edlen Gräfin Dora d'Istria, Jedermann.

Wenn aber die Verfasserin den glücklichen Ausgang der Insurrection und die theilweise Abschüttelung des türkischen Jochs doch ausschließlich der „mirakulösen" Thatkraft ihrer Hellenen, besonders dem Heroismus der Frauen vindicirt, und wenn in ihrer

Vorstellung die Franzosen zum Sieg zwar etwas beigetragen, im Grund aber eigentlich doch die Hellenen die Seeschlacht von Navarino gewonnen und die ägyptische Armee aus Morea vertrieben haben, so ist es nur Consequenz und verzeihliche Eitelkeit. Auffallend aber ist es, wenn die hochgebildete Parganiotin zwar die strengen Sitten des athenischen Hofes lobt und anerkennt, im König Otto aber doch nichts weiter als den Markstein sieht, mit dessen Hülfe sie die frühere Lage des hellenischen Weibes von der gegenwärtigen zu unterscheiden vermag. Bei uns ist man allgemein überzeugt, daß es die Griechen nur der Thronbesteigung dieses deutschen Fürsten zu verdanken haben, wenn sie von den endlosen und ekelhaften Umwälzungen, wie wir sie seit fünfzig Jahren in den südamerikanischen Republiken sehen, und von den unheimlichen Wirren der Moldo-Walachen, der Serben und der Tschernagorzen verschont geblieben, und in beneidenswerther Stille am Wiederaufbau ihrer noch unerprobten Nationalität schaffen können. König Otto hat an der Stelle des Padischah die Aufgabe übernommen, die anarchischen Gelüste und das turbulente Ingenium dieser Byzantiner zu corrigiren, und in die rechte Bahn zu lenken.

Daß aber dieses kleine, von den heterogensten Elementen zusammengewürfelte, zu ewigem Frieden verurtheilte und am Gängelband der Schutzmächte fortschwankende Neu-Hellas durch seine „mirakulöse" Thatkraft nächstens Konstantinopel erobern, die Türken aus Europa jagen und das byzantinische Reich wieder aufrichten werde, wie man es in Europa von den Hellenen noch immer erwartet, das wagt selbst die edle Gräfin mit den determinirtesten Griechenfreunden nicht mehr zu hoffen. Sollte es aber mit den Türken in Europa doch einmal zu Ende gehen, so gibt die edle Verfasserin den emancipirten christlichen Volksstämmen den Rath, sich nach Art der helvetischen Conföderation zu consti-

tuiren; in dieser Staatsordnung hätten dann die Hellenen im Süden und die Rumänen im Norden, als die beiden Repräsentanten der höchsten Cultur der alten Welt, die erste Rolle zu übernehmen, und zugleich das geistige Leben der unwissenden Slaven und Albanesen durch ihren Prometheusfunken aufzuwecken. Weil aber an diese Conföderation vorerst nicht zu denken sei, so möchten, meint die orthodoxe Gräfin, die rechtgläubigen Christen der Türkei inzwischen die römischen Glaubensboten, diese Avantgarde einer drückenderen Herrschaft als das Regiment des Padischah, eifrig zurückstoßen, besonders aber hätten sich die Frauen vor der Propaganda der Jesuiten in Acht zu nehmen. Den liebenswürdigen Neuhellenen ihre Prätensionen auszureden, ist eine Unmöglichkeit. Dagegen soll man in Europa klüger sein, und vorerst nichts größeres erwarten, als was vom türkischen Joch emancipirte Byzantiner in den Fesseln der orthodoxen Kirche mit bestem Willen zu leisten vermögen.

In Athen, wie in Konstantinopel ist man in ganz gleicher Lage. An beiden Orten seufzt die Staatsverwaltung unter dem Druck einer versumpften, den geistigen, wie den materiellen Fortschritt absolut verbietenden Dogmatik. Sultan Abd-ül-Medschid in Stambul und Basilevs Otto in Athen reformiren in die Wette, möchten aber die Hemmschranken niederreißen, ohne daß es die Hüter dieser Schranken, der Derwisch und der orthodoxe Mönch, bemerken oder in üble Laune gerathen. An beiden Centralpuncten der Staatsreform fehlt die Energie und der Muth eines Peters I., und doch muß nach dem Geständniß der patriotischen Verfasserin selbst jede Volksrace, welche die Grundprincipien der europäisch-christlichen Bildung nicht annimmt, am Ende doch vor der Allgewalt dieser Principien machtlos zurückweichen.

Wie es mit diesen Dingen in Konstantinopel steht, ist allgemein bekannt, allein auch in Griechenland ist es noch nicht

entschieden, ob die wohlmeinende, aufgeklärte und talentvolle Verwaltung das orthodoxe, tief im Blut des Volkes steckende, cultur-feindliche Element wirklich zu erdrücken und der freien christlich-europäischen Gesittung Eingang zu verschaffen Kraft genug besitzt. Dieser Sieg über den orthodoxen Geist von Byzanz wäre noch viel glänzender als die Ueberwältigung der Osmanli in Griechenland. Man regiert in Athen so geschickt, diplomatisch-gewandt und geschäftskundig, wie irgendwo im Occident, und ob ich irgend eine deutsche Universität besuche, oder in den Hörsaal der Hochschule zu Athen trete, ist völlig gleich. Die Lehrkraft ist an beiden Anstalten auf der Höhe der Wissenschaft. Nur suchen sie in Athen die Slavismen und die barbarische Syntax der Volkssprache durch althellenische Vocabeln und Redewendungen zu ersetzen und die Landessprache überhaupt auf den Standpunct der byzantinischen Kirchenväter zurückzuführen. Und weil die Reformer in Athen nicht warten wollen, bis die Albanesen — trotz aller amtlichen Tabellen mehr als ein Dritttheil der ganzen Bevölkerung des Königreichs — ihre Muttersprache, wie einst die Slaven, verlernen, sucht die hellenische Regierung dieses lebendige Argument gegen den Hellenismus mit Gewalt zu erdrücken, indem sie vorerst das national-albanische Flottencommando durch althellenische Kunstausdrücke zu verdrängen sucht. Bereits ist die weiland albanesische Dorfstadt Athen in ein Neu-Byzanz verwandelt, hat sich dort eine correct byzantinisch redende Einwohnerschaft gebildet; predigt der Klerus im Styl eines St. Basilius, und ordonnanzt die Staatsregierung in der Kanzleisprache des Autokraten Konstantin Kopronymus. Der ganze in Athen ausgelegte und von den aus Byzanz eingewanderten höheren Volksclassen gehaltene Civilisationsverwandlungsapparat ist lediglich auf Bestechung des Abendlandes berechnet, und hat im Kern des griechischen Volkes, bei den Bauern, bei den Land-

geistlichen und selbst bei vielen wohlhabenden Familien keinen Anklang gefunden. Wie in Stambul versteht das Volk auch in Hellas die Sprache der Regierung und des Klerus nicht mehr und setzt die Maßregeln der wohlmeinenden, ganz europäisirten, antibyzantinischen Staatsverwaltung von Athen auf gleiche Linie mit den antinationalen Neuerungen der kaiserlichen Ikonoklasten von Alt-Byzanz. Bekanntlich ist dieser vom Thron ausgehende Reformationsversuch dem Volksgeiste völlig unterlegen, und ob die europäisirenden Proceduren der griechischen Regierung ein besseres Loos erwartet, ist mehr als zweifelhaft. Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Ständen der Bevölkerung ist schon gelöst, und eine täglich sich erweiternde Kluft trennt und isolirt bereits heute schon die Regierenden und ihre Adepten von der Masse des orthodoxen Volkes. Die Regierenden mit allen Freunden der Reform haben nicht bloß ihre eigene Sprache, sie haben auch ihre aparte bald nach Paris, bald nach Stambul hindeutende Kleidertracht, während die echten Repräsentantinnen des griechischen Volkes, die Bauernweiber und ihre Schicksalsgenossinnen, die Popenfrauen, hartnäckig an der alten Sitte festhalten, von der die Verfasserin behauptet, daß sie das reine Erbtheil des alten Hellas sind.

Das gemeine Volk und die Popen mit ihren Weibern wissen ganz gut, daß sich das neue Regierungssystem auf den Schutz des ihnen bitter verhaßten lateinischen Abendlandes stützt. Die Reaction des orthodoxen Byzantinismus wird und kann nicht ausbleiben, sie wartet nur auf den günstigen Augenblick, sich zu erheben und die exotische Bildungspflanze wieder zu ersticken.

Die Möglichkeit einer Reaction hängt wie das Schicksal Griechenlands überhaupt vom Gang der Dinge in Stambul ab. Unterliegt die Opposition der Derwische und setzt sich das allgemein-christlich-europäische Humanitätsprincip bei den Türken

fest, so hat man nicht bloß für die neue Ordnung der Dinge in Hellas, man hat selbst für die Fortdauer eines unabhängigen Königreiches das schlimmste zu befürchten. So lange Konstantinopel steht, gravitirt, wenn von Europa unbehindert, das arme, hungernde Hellas mechanisch um diese gewaltige Metropole, mögen civilisirte Osmanli oder Christen in ihren Mauern wohnen. Dringt aber am Bosporus der Padischah mit seinen Humanitätsprojecten nicht durch und gewinnt der Derwisch das Spiel, wird keine menschliche Gewalt, am wenigsten aber die Diplomatie des Occidents, den Einzug der Russen in Konstantinopel hindern. Sitzen aber einmal die Russen am Bosporus fest, dann kann auch ein Nicht-Prophet genau vorhersagen, was mit dem von einer katholischen, europäische Sitte begünstigenden Dynastie regierten Hellas geschieht. Die Europäer sind aber in diesem Puncte noch so blind und vorurtheilsvoll, daß es einer gar nicht wagen darf, die traurige Wahrheit auch nur auszusprechen.

Nach diesen kurzgedrängten und gewissenhaften Bedenken, die man, ohne etwas zu präjudiciren, Satz für Satz den schwärmerischen Thesen der edlen Verfasserin über die Hellenen und ihre brillante Zukunft entgegenstellt, ist es zweifelhaft, ob der Leser auch noch von der begeisterten Lobrede auf das schöne Geschlecht der Hellenen im Allgemeinen, von der Bildungsstufe aber und von der occidentalisch beeinflußten Toilette der Damen von Smyrna, von ihrem originellen Kopfputz und ihrer Schminke insbesondere etwas hören will. Dagegen ist es mehr als wahrscheinlich, daß nicht bloß die geistvolle Albanesin Dora d'Istria, mit allem, was sich von echtem Hellenenblut in Neu-Byzanz niedergelassen hat, sondern daß selbst die kriegerischen und heldenmüthigen Albanesen von Hydra, von Phigalia, von Eleusis und von Marathon unsere Bedenken für ungegründet zu erklären, und den Inhalt vielleicht

gar ungeprüft und unwiderlegt zu verdammen gedenken. Das ändert aber an der Sache nichts, und bringt den Griechen weder Nutzen noch Schaden. Denn in der Geschichte und in der Politik werden die Völker nicht nach ihrem Stammbaum, sondern nach ihrer Thatkraft und nach dem physischen und geistigen Gewicht taxirt, das sie in die Wagschale der menschlichen Dinge werfen.

Der Gewalthaber in Neapel hätte das unbestrittene Recht, sich König von Samnium zu nennen. Niemand in Europa wird aber von diesen neapolitanischen Samniten die Energie und den unbändigen Muth ihrer Namensvettern des Alterthums erwarten. Wir sagen nicht, daß diese Parallele vollkommen auf den Stand der Neu-Hellenen paßt. Aber ebenso unmöglich, wie Neu-Samnium, kann Hellas die ins Fabelhafte gesteigerten Erwartungen des Occidents erfüllen. Und je deutlicher diese hellenische Unmöglichkeit zu Tage tritt, um so empfindlicher wird die Ernüchterung und der Frost der abendländischen Enthusiasten sein. Ein wahrer Freund der Hellenen kann ihnen nur zu Maß und Bescheidenheit in ihren Ansprüchen rathen,

este, precor, memores, qua sitis stirpe creati!

IV.

Was die erlauchte Verfasserin über die Russen denkt, und welchen Preis sie auf den Bestand und Glanz des großen „gräkoslavischen“ Imperiums setzt, erhellt schon aus dem Umfang des volle 528 Seiten zählenden zweiten Bandes, den sie ganz ihrem Lieblingsvolk, den orthodoxen Moskowiten, weiht. Nur weiß ich nicht, ob das auf die Reinheit des Hellenenbluts so eifersüchtige Abendland eine so enge und warme Verschwägerung der russischen Slaven mit den Griechen von Byzanz ohne alle Widerrede und ohne strengen Protest dulden kann. Und wenn dem Credit des Werks im Abendland irgend etwas Abbruch zu thun vermag, so ist es sicher diese gefährliche, den Europäern unwillkommene Sentenz. Die edle Gräfin scheint das Compromittirende des Epithetums selbst zu fühlen, und rechtfertigt es mit dem unermeßlichen Dienst, welchen die Hellenen durch Christianisirung Rußlands nicht bloß dem bekehrten Volk selbst, sondern dem ganzen Occident erwiesen haben. Nur wissen die Abendländer, wie die orthodoxe Gräfin klagt, die Wichtigkeit dieses Dienstes nicht zu schätzen. Denn hätten die Russen, wie die Polen, ihr Haupt unter das Joch des Papstthums gebeugt, und hätte der Czar wie der Cäsar sein Schwert dem Pontifex von Rom zur Verfügung gestellt, was wäre dann, fragt die hochgeborne Verfasserin, aus der Freiheit des Continents geworden?

Ein viel besserer Rechtfertigungsgrund, als die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit durch das byzantinische Russen-Credo wäre die Bemerkung gewesen: das Hof- und Staatsleben des christlichen Byzanz sei zugleich mit dem Nicänischen Symbolum so treu und vollständig bei den moskowitischen Slaven eingewandert, daß man, um das Byzanz der „christusliebenden" Autokraten zu verstehen, bloß die Hof- und Staatsgeschichte der Russen zu lesen braucht, und umgekehrt.

Daß die Russen Freunde und Förderer der politischen Freiheit seien und überall im Interesse der Völker handeln, hat man uns seit bald fünfzig Jahren unzähligemal gesagt, geglaubt aber hat es in Europa bis auf den heutigen Tag auch noch nicht ein einziger Mensch. Es wundert uns vielmehr, wie die kluge Albanesin uns Abendländern dieses abgedroschene Lied noch einmal vorleiern mag.

Eine gewissenhafte Gegeneinanderstellung der beiden Kaiserhöfe von Moskau und Byzanz, ihrer Politik, ihres sittlichen Standpuncts und ihres Weiberregiments gäbe so frappante Aehnlichkeiten, daß man in der russischen Monarchie heute, wie vor tausend Jahren, nur die lebendige Copie, gleichsam die Metempsychose des griechischen Autokratenthums erkennen müßte. Wollte Jemand den Geist der Russenpolitik, ihr Sinnen und Streben gründlich erforschen, so würde ihm die Palastgeschichte von Byzanz bessern Aufschluß geben, als Karamsin und die fabelhaften Compositionen unserer Zeit. Soviel man weiß, hat bisher noch Niemand bemerkt, daß die orthodoxen Imperatoren des Orients in der Verschwägerung mit deutschen Prinzessinnen das wirksamste Mittel erkannten, die Macht des neu auftauchenden abendländischen Kaiserthums zu untergraben, zu lähmen und für künftige Unterjochung vorzubereiten. Der Gedanke, daß man, um Herr der Dinge

zu sein, vor allem Germanien besitzen müsse, tritt zuerst in der Politik von Byzanz hervor.

Viele meinen, die Czaren operiren in demselben Sinn, und in diesem Fall könnte ein aufrichtiger Freund des deutschen Vaterlandes nur wünschen: der Czar möge in seinen Bestrebungen nicht glücklicher sein, als weiland sein orthodoxes Musterbild am Bosporus.

Existirt in Rußland wirklich die abenteuerliche Tendenz, zuerst das uneinige Deutschland, und am Ende den ganzen überbildeten und, wie die Russen sagen, verfaulten Occident zu byzantinisiren und sich unterthan zu machen, wie es im Testament Peters I. steht, so wäre der siegreiche Erfolg selbst im Sinn der Verfasserin ein großes Unglück für die Russen, und der sichere Ruin ihrer großen Monarchie. Der Fall Napoleons und der militärische Bankerott Nikolaus' I. vor Sebastopol seien genügende Beweise, wohin die Politik der Eroberung und der exclusive Cultus der brutalen Gewalt endlich führe.

Die russischen Damen werden ernstlich und eindringlich gewarnt, sich durch soldatischen Flitter und die militärische Größe ihres Vaterlandes nicht bethören zu lassen, und zu meinen sie seien jetzt, weil Rußland groß und mächtig ist, aller weitern Sorge für Fortbildung der Familie und der Gesellschaft ledig. Denn nur von den Frauen, meint die edle Gräfin, hänge es ab, die russische Jugend, d. h. den jungen Czar und die Ruriksnachkommen, vor dem verderblichen Geist zu bewahren, welcher Napoleon zu Grunde gerichtet hat.

Zwei Dinge bedauert die Verfasserin aufrichtig, einmal daß Griechenland auf die Russen keinen so wundervollen Einfluß erlangt habe, wie z. B. auf die Albanesen und Bulgaren, und dann daß die Hellenen mit ihrer Religion nicht auch ihren Freiheitsinstinct und den von Candia bis zum Gipfel der Karpathen

noch heute glänzenden Genius von Sparta und Athen den Russen einzuhauchen vermochten. Nur dadurch sei die Mongolenherrschaft und die Corruption des russischen Nationalcharakters möglich geworden." Gegen diese optimistische Argumentation könnte man einwenden, daß bei den Byzantinern zur Zeit der Bekehrung Rußlands nicht mehr der Freiheitsgenius von Athen und Sparta, sondern ein höchst unchristlicher und bestialischer Despotismus herrschte, der kaum bei den Mongolen und Türken seines gleichen fand. Eine Hallucination wie diese ist bei einer so geist- und tactvollen Dame nicht leicht zu erklären. Auch würde die edle Gräfin in einige Verlegenheit gerathen, wenn sie uns zwischen Candia und den Karpathengipfeln überall den Genius von Athen und Sparta nachweisen sollte.

Der innere Ausbau der russischen „Welt", die Entwicklung der unermeßlichen im Lande noch verborgenen Quellen der öffentlichen Wohlfahrt, die Ausbildung und liberale Versittlichung der noch rohen Bevölkerung durch die langsame, aber sicher wirkende Arbeit der Erziehung, wären würdigere Ziele officieller Thätigkeit, als Raubzüge gegen fremdes Gut. Die Verfasserin gesteht offenherzig, daß ihre theuern Russen noch auf falschem Wege wandeln, und daß, wenn sie selber glücklich sein und Glück nach außen verbreiten wollen, eine völlige Umkehr der Gesinnung und der ganzen Denkweise der Nation und ihrer Führer unerläßlich sei. Und diese radicale Verwandlung sei nur durch den Einfluß und die alles bewältigende Kraft des weiblichen Geschlechts, der Mutter auf die Kinder, zu erzielen. Um zu beweisen, daß sie die Macht und den Einfluß des zarten Geschlechts auf die Zukunft Rußlands nicht überschätze, und daß die Weiber besonders unter der Dynastie Romanoff in keinem Lande der Welt eine so gewaltige Rolle spielten wie in Rußland, stellt die Verfasserin aus den russischen Annalen alles zusammen, was regierende

Frauen von den Zeiten der heiligen Olga (903) bis zur großen Katharina herab in Rußland Gewaltiges verrichtet haben.

Um das Register aller regierenden und Einfluß übenden Moskowiterdamen herzustellen, mußte die Landesgeschichte von der Gründung der Monarchie bis auf die Gegenwart im Auszug gegeben werden, was der gedrängten Kürze ungeachtet unter der Aufschrift „les Impératrices" einundfünfzig Seiten füllt.

Die größte und berühmteste der regierenden Russenfrauen ist die Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst, die als Katharina II. die Welt mit ihrem Ruhm und ihrer Pracht erfüllte. Die Verdienste der nordischen Semiramis um äußere Macht, um Ansehen und Größe Rußlands hat Niemand geleugnet. Ob sie aber mit ihren kaiserlichen Vorgängerinnen Katharina I., Anna von Kurland und Elisabeth Petrowna für Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, für geistige Veredlung ihres Volkes, für Mehrung der allgemeinen Wohlfahrt, für Unterdrückung der bösen Leidenschaften, der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes und der Herrschsucht viel beigetragen habe, will selbst die edle Enthusiastin nicht geradezu behaupten, entschuldigt aber alles durch den Nachweis, daß gewisse abendländische Regenten auf der Scala der Sittlichkeit auch nicht höher standen, als die galanten Czarinnen von St. Petersburg.

Die Beschreibung der Luxusbauten, des Hoflebens und der Festlichkeiten von St. Petersburg, sowie der kaiserlichen Sommerresidenzen am finnischen Strande, lassen wir unberührt.

In einem ebenso langen Brief, wie über die „Impératrices", werden die Sitten, der moralische Werth und der Bildungsgrad der Hofaristokratie, der Fürsten und Grands-Seigneurs geprüft, und wird vor allem die irrige Vorstellung der Westländer widerlegt, die da glauben: es gebe in Rußland ganze „Wolkenbrüche" von Fürsten, und ein solcher russischer Fürst bedeute im Grunde nicht viel

mehr als bei den Deutschen ein Baron. Die Verfasserin macht den bedenklichen Versuch nachzuweisen, daß es unter den siebzig Millionen Einwohnern Rußlands nur einundsechzig fürstliche Häuser gebe, und daß von diesen einundsechzig nur neununddreißig der skandinavischen Dynastie Ruriks, der das Reich gegründet hat (862 bis 879), in männlicher Linie, direct und legitim angehören, und sohin den höchsten und ältesten Adel der Christenheit bilden, vorausgesetzt daß ihre Genealogien probehaltig sind. Unter diesen neununddreißig uralten, weiland souveränen Fürstengeschlechtern ist das der Koltzoff-Massalski eines der ersten und berühmtesten.

Die übrigen dieses Ranges werden mit diplomatischer Schärfe und Genauigkeit aufgeführt, nebenher aber beigefügt, daß der gewaltige Nivelleur Peter I., um den Zauber der alten normannischen Dynasten, denen er selbst nicht mehr angehörte, zu brechen und zu erniedrigen, zuerst die politische Gleichheit aller Edelleute decretirte, und dann den Fürstentitel an Russen jedes Standes verlieh. Peters Nachfolger gingen auf diesem Wege fort, bis die Zahl einundsechzig endlich voll ward. Auch wird mancher Leser nicht ohne Interesse vernehmen, daß die Fürsten Golitzyn, Kurakin und Trubetzkoi ihren Stammbaum nicht auf Rurik, sondern auf den lithauischen Großfürsten Gedimin zurückführen.

Dieser Abschnitt über die russische Aristokratie ist vielleicht der lehrreichste und interessanteste Theil des ganzen zweiten Bandes, der hauptsächlich die Glorification des russischen Weibes zum Grundgedanken hat, insbesondere aber die Thesis verficht: aus der Geschichte Rußlands stelle sich deutlich heraus, daß die russischen Edeldamen an Resolution und Intelligenz hinter den Männern nicht zurückstehen, an guter Erziehung aber, an Hochherzigkeit und an feiner Bildung sie weit übertreffen. Für beides — für die Klugheit und feine Sitte der Frauen, so wie für die Roh-

heit und Uncultur der Männer — werden ergetzliche Exempel beigebracht, die hauptsächlich der Periode von der Thronbesteigung des Michael Romanoff (1613), unter welchem das Weiberregiment begann, bis zum Tode Alexanders I. und der überwältigenden Macht der Frau von Krüdener entnommen sind. Auch die Ursachen werden leise angedeutet, welche den Einfluß des schönen Geschlechts unter dem Nachfolger Alexanders gehindert haben.

Etwas Rhetorik und zuweilen auch etwas Widerspruch zwischen den eigenen Ansichten darf man der feurigen Kämpin für weibliche Ascendenz und russisch-sociale Glückseligkeit nicht übel nehmen. Vergleiche man z. B. nur die Stelle (II, 62), in welcher die Verfasserin das Weib nicht nur im Salon des Edelmannes und im Comptoir des Handelsherrn, sondern auch in der Hütte des geringsten Mudschik triumphiren läßt, mit den späteren Schilderungen der jammervollen Lage der unteren Volksclassen, der Häßlichkeit und der Unsauberkeit des gemeinen russischen Weibes in und um St. Petersburg, dann des brutalen Hochmuths, der Ignoranz, der Bauernschinderei und der Langweile vieler Landedelleute, sammt der unnennbaren Schlechtigkeit des Beamtenstandes, und man wird gestehen müssen, daß die große russische Nation auf dem Wege der Gesittung, der Tugend, der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Ehrlichkeit und der guten Ordnung unter Führung und Patronat des schönen Geschlechts noch nicht weit vorwärts gekommen ist. Oder was soll man von dem Bildungsgrad und dem Charakter eines Volkes denken, bei welchem ein junges Mädchen, eine junge verheirathete, ja eine schwangere Frau gesetzlich gepeitscht werden kann wie der stärkste und rüstigste Mann (II, 147)? Ein Weib, welches man nach Belieben peitschen darf, kann zur Hebung und Veredlung des Familienstandes nicht viel beitragen. Und so lange die Russen

solche Schändlichkeiten in ihrer gesetzlichen Praxis dulden, können sie auf die Achtung des humanen Occidents keinen Anspruch machen.

Diese mongolische Brutalität und Sittenpest, die sich überall im Gefolge der russischen Herrschaft zeigt, bedrohte, bei der unglaublichen Schwäche und Mattherzigkeit der westlichen Regierungen, ein Menschenalter hindurch die Unabhängigkeit des Occidents. Man fürchtete und demüthigte sich vor dem Czar, wie vor einem zweiten Dschingis-Chan, bis endlich die neueste Zeit die thönernen Beine des über Gebühr gefürchteten Colosses aller Welt offenbarte, und die abendländischen Höfe ohne ihr Verdienst vom Druck des moskowitischen Patronats emancipirte.

In Rußland war es nicht allzeit so bestellt wie in der Gegenwart, und Jedermann weiß, daß es, zur Zeit als das Christenthum in das Land kam, bei den Russen einen freien Bürgerstand und sogar eine freie Landbevölkerung gegeben hat, während man im germanisirten Occident nur Herren und Knechte fand. Wer einen freien Russen schlug, wurde mit dem Tode bestraft. Die slavischen Völker sind von Natur freiheitliebend, daher alle Zeit uneinig, aber der Willkürherrschaft mehr abgeneigt als die meisten Völker des Occidents.

Den ersten Riß in die russische Nationalfreiheit und Ehre that das byzantinische Christenthum, weil es die allmähliche Ausdehnung der Staatsgewalt und die gesetzwidrigen Uebergriffe der Großfürsten überall begünstigte, und nebenher ihre tyrannischen Gelüste eigennützig auszubeuten suchte.

Den Bruch vollendet hat erst das Mongolenregiment, das von 1240 angefangen über zweihundert Jahre das volle Gewicht der Barbarei auf den eroberten Theil Rußlands niederfallen ließ. Die uneinigen Rurikfürsten blieben zwar im Besitz ihrer Länder, wurden aber sammt ihren Unterthanen vom Sieger mit solcher Grausamkeit und wegwerfenden Verachtung behandelt,

daß man sich selbst am Hof des Groß-Chans verwunderte, wie es Fürsten und Menschen von solcher Geduld und Resignation geben könne. In dieser traurigen Epoche änderte sich der Charakter der Russen völlig, und bei der in allen Ständen überhandnehmenden Rohheit und Gefühllosigkeit mußte im Herzen des gequälten Volkes selbst die Idee von Freiheit, Ehrlichkeit und gesetzlicher Ordnung nach und nach fast erlöschen. Persönlich blieb der Russe zwar noch immer frei, aber er war der mongolischen Knute unterworfen, und von seinem eigenen Fürsten, um den endlosen Begehrlichkeiten der Groß-Chane zu genügen und auch für sich selbst etwas zu erübrigen, aufs unbarmherzigste geplündert und ausgesaugt.

Unter diesen Umständen schwangen sich die Theilfürsten von Wladimir-Moskau durch ihre Servilität und verschmitzte Heuchelei am Hof der Groß-Chane über die übrigen Fürsten des Hauses Rurik empor, wurden als Obersteuereinnehmer für ganz Rußland aufgestellt, zum Rang eines Großfürsten erhoben, und folglich zum Oberhaupt über alle normannischen Dynasten des Landes ernannt.

Eben diese servilen und gleichsam mongolisirten Großfürsten von Moskau traten beim Auseinanderfall des Tatarenreiches von Kiptschak naturgemäß an die Stelle des Groß-Chans, und übernahmen das Regiment über Rußland mit allen Rechten und Ansprüchen, und auch mit aller Härte und Erbarmungslosigkeit, mit welcher die Söhne und Nachkommen Dschingis-Chans über zweihundert Jahre lang auf Rußland gedrückt und seinen Wohlstand zertreten hatten. Man behauptet sogar, das Regiment der von der Tatarenknute emancipirten christlichen Großfürsten sei noch despotischer, freiheitfeindlicher und unersättlicher gewesen, als das Joch der mohammedanischen Chane selbst. Sie nannten sich „Czar“ und „Autokrat“, beseitigten nach und nach sämmtliche Theilfürsten,

zerstörten den gewaltigen Freistaat Nowgorod durch Niedermetzelung von 400,000 Menschen, und behandelten ihre eigenen Unterthanen mit einer an Tollwuth grenzenden Barbarei, die alles übertraf, was man uns über die raffinirte Tyrannei eines Tiberius, eines Caligula und eines Nero überliefert hat. Selbst die für Rußland schwärmende Verfasserin hat ihr Vorurtheil so weit unterjocht, daß sie Iwan IV., zugenannt der „Schreckliche", den „Nero" der Moskowiter nennt. Die Russen ertrugen alles, auch das Empörendste und Sinnloseste, mit einer Freudigkeit und mit einer Geduld, die für uns etwas Unheimliches und Grauenvolles hat. Bei aller Tollwuth der Autokraten war das Volk persönlich noch immer frei, und erst die Nachfolger der um 1598 ausgestorbenen Rurikfürsten haben durch Einführung der Leibeigenschaft das Maß der Ruchlosigkeit vollgemacht. Dieses gottlose Institut der Sclaverei, welches der Koran gar nicht kennt und welches nur die Christenheit in Praxi duldet, hat die Schmach und Erniederung Rußlands vollendet und auf Charakter und Bildungsstand des Volks noch weit verderblicher eingewirkt, als selbst die drückende Herrschaft der Mongolen.

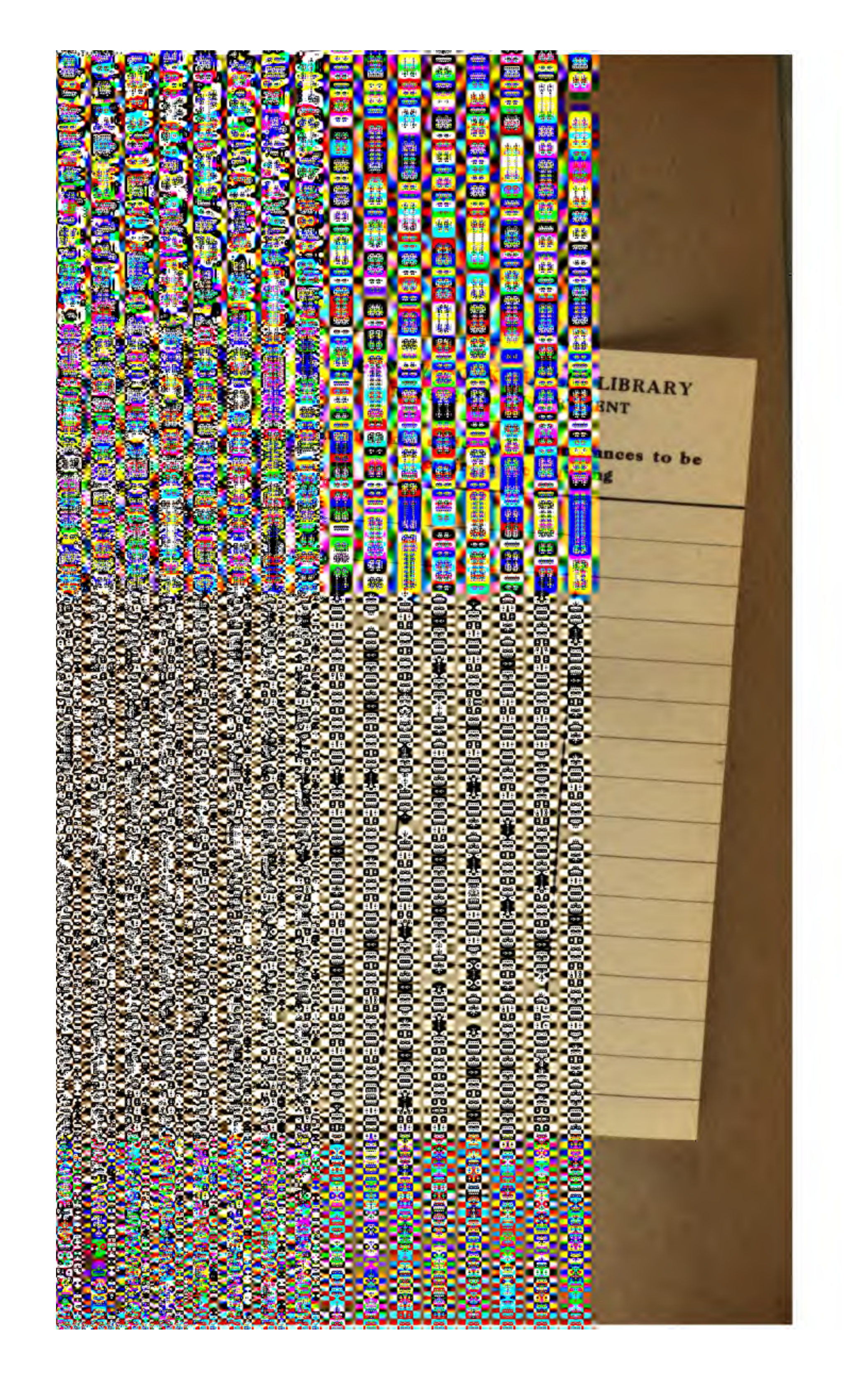
Weit entfernt die Bande der Knechtschaft zu lösen, oder wenigstens zu lockern, haben die Autokraten aus dem Hause Romanoff und selbst aus dem Hause Holstein-Gottorp die Fesseln noch straffer angezogen, zu den alten Lasten noch neue hinzugethan, und durch ihre inhumanen Proceduren Rußland in die Reihe halbbarbarischer Staaten zurückgeschoben. Erst seit Alexander I. hört man in Rußland die Stimme der Menschlichkeit, schämt man sich seiner Rohheit und Uncultur, und sucht man das rasch vollbrachte Unrecht der Vergangenheit langsam und mühvoll wieder gut zu machen.

Wenn die russischen Damen so aufgeklärt und liberal erzogen sind, daß sie nicht mehr „an fliegende Capuciner und an augen-

verdrehende Madonnen glauben", und wenn ihr Einfluß auf die Männerwelt so unermeßlich und unwiderstehlich ist, wie die Frau Gräfin behauptet, so wäre jetzt die schönste Veranlassung diesen Einfluß geltend zu machen, und im Gynäceum für Aufhebung der Leibeigenschaft zu plädiren. Allein so viel man aus dem gegenwärtigen Stande der russischen Politik überhaupt und der Bauernemancipation insbesondere schließen kann, ist die Macht der russischen Damen in diesem Befreiungswerke, vorausgesetzt daß sie einen guten Willen haben, sehr gering. Ob sie in der ihnen durch die edle Gräfin gestellten Aufgabe: aus dem Sinn des Czaren und der Satrapen den Ländergeiz, die Intriguensucht, die Bosporusmanie und die Freude an Soldatenpracht und eitlem Paradentand wegzukatechisiren, und dafür Sinn für Gerechtigkeit einzuflößen, Ausreichendes zu leisten vermögen, muß die nächste Zukunft lehren.

Der Kluge wird auf diesem Wege für die Rectificirung des Moskowitergeistes nicht viel erwarten, und wenn die edle Gräfin an die Möglichkeit einer Verwandlung der menschlichen Natur durch die Macht des weiblichen Genius wirklich glaubt, ist sie eine liebenswürdige aber unpraktische Schwärmerin, und ihr Buch ein Roman.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.



LIBRARY
ENT
nces to be
ng



